DER KAISER: ROMAN

Georg Ebers

162 d 31
Digitized by Google

Digitized by Google

Der Kaiser.

Zweiter Band.

Digitized by Google

Der Kaiser.

Roman

von

Georg Ebers.

Achte Auflage.

Zweiter Band.

Stuttgart und Leipzig.
Druck und Verlag von Eduard Hallberger.
1881.

Digitized by Google

Jedes Recht, vorzüglich das der Uebersetzung dieses Werkes in fremde Sprachen, wird vorbehalten, Nachdruck strengstens verfolgt.

Digitized by Google

Erstes Kapitel.

Frau Hanna hatte bis zum Aufgang der Sonne bei Selene gewacht und ihren kranken Fuß sowie ihre Kopfwunde ununterbrochen gekühlt.

Der alte Arzt zeigte sich nicht unzufrieden mit dem Befinden seiner Patientin, befahl aber der Wittwe, sich ein wenig niederzulegen und ihrer jungen Freundin die Pflege auf einige Stunden zu überlassen.

Als Maria mit der Kranken allein war und ihr den ersten Umschlag aufgelegt hatte, wandte ihr Selene das Antlitz zu und sagte: „Du warst also gestern auf der Lochias. Erzähle mir, wie Du dort alles gefunden. Wer führte Dich in unsere Wohnung, und hast Du auch meine kleinen Geschwister gesehen?“

„Du bist noch immer nicht ganz fieberfrei und ich weiß nicht, ob ich viel mit Dir reden darf; aber ich thät' es herzlich gern!“

Diese Worte klangen sehr freundlich und die Augen des mißgestalteten Mädchens hatten einen innigen, lieblichen Glanz, während sie dieselben sprach.

Digitized by Google

Selene flößte ihr nicht nur Theilnahme und Mitleid, sondern auch Bewunderung ein, denn sie war so wunderschön, so ganz anders als sie selbst, und bei jeder Handreichung, die sie ihr leistete, war es ihr zu Muthe wie einem verachteten Armen, dem ein Fürst bewilligt hat ihn zu pflegen.

Ihr Rücken war ihr noch nie so krumm, ihr braunes Gesicht ihr zu keiner andern Zeit und nirgends so häßlich vorgekommen wie heute neben dieser so ebenmäßig, in so zarter, lieblicher Rundung gebildeten Mädchengestalt.

Aber Maria empfand auch nicht die leiseste Regung des Neides. Sie fühlte sich nur glücklich, Selenen helfen, ihr dienen, sie anschauen zu dürfen, obgleich sie eine Heidin war.

In der Nacht hatte sie auch innig gebetet, der Herr möge sich dieses schönen, guten Geschöpfes annehmen, die Kranke genesen lassen und ihre Seele mit jener Liebe zu dem Heiland erfüllen, die sie selbst beglückte.

Mehr als einmal hatte es sie gedrängt sie zu küssen, aber sie wagte es nicht, denn es war ihr, als wäre die Kranke aus einem feinern Stoffe gebildet als sie.

Selene fühlte sich matt, sehr matt, und wenn der Schmerz nachließ, so empfand sie in ihrer stillen, liebreichen Umgebung ein wohliges Gefühl des Friedens und des Ausruhens, das ihr neu und sehr angenehm war, obgleich es fortwährend von der Sorge um die Ihren unterbrochen wurde. Frau Hanna's Nähe that

Digitized by Google

ihr wohl, denn nun glaubte sie auch in ihrer Stimme etwas zu finden, das ihrer Mutter eigen gewesen war, wenn diese mit ihr gespielt und sie besonders zärtlich an's Herz gedrückt hatte.

An dem Klebetisch in der Papyrusfabrik war der Verwachsenen Anblick Selenen zuwider gewesen, hier bemerkte sie, wie gute Augen und eine wie freundliche Stimme sie habe, und die Sorgfalt, mit der Maria so leise, als empfänden ihre Hände die Schmerzen mit, die sie selber duldete, den Umschlag von ihrem Fuße genommen und wieder auf den kranken Knöchel gelegt hatte, erweckte ihre Dankbarkeit.

Ihre Schwester Arsinoe war ein eitles alexandrinisches Kind und hatte der Armen nach dem häßlichsten unter den vor Ilion lagernden Hellenen den Spitznamen „Fräulein Thersites" gegeben, und Selene hatte ihr denselben manchmal nachgesprochen.

Jetzt dachte sie nicht mehr an dieß garstige Wort und begegnete dem Bedenken ihrer Pflegerin, indem sie sagte:

„Das Fieber kann nicht stark sein. Wenn Du mir etwas erzählst, so brauche ich nicht immer an diese heillosen Schmerzen zu denken. Ich sehne mich nach Hause. Hast Du die Kinder gesehen?"

„Nein, Selene, ich bin nicht weiter als vor eure Wohnung gekommen und die freundliche Thorhüterin hatte mir gleich gesagt, ich würde weder Deinen Vater noch Deine Schwester finden und eure Sklavin wäre ausgegangen, um Kuchen für die Kleinen zu kaufen."

„Kaufen?" fragte Selene erstaunt.

Digitized by Google

„Die Alte sagte auch, der Weg zu euch führe durch viele Räume, in denen Sklaven arbeiteten, und ihr Sohn, der gerade bei ihr war, sollte mich begleiten. Er that es auch, aber eure Thür war verschlossen und da sagte er, ich möge seiner Mutter anvertrauen, was es zu bestellen gäbe. Das that ich, denn sie sah aus, als sei sie klug und freundlich gesinnt."

„Das ist sie."

„Und sie hat Dich sehr lieb, denn als ich ihr von Deinem Leiden erzählte, flossen ihr helle Thränen über die Wangen und sie lobte Dich so innig und war so betrübt, als wärest Du ihre eigene Tochter."

„Du hast doch nicht von unserer Arbeit in der Fabrik geredet?" fragte Selene ängstlich.

„Gewiß nicht, Du hattest mich ja gebeten zu schweigen. Ich soll Dir im Namen der alten Frau viel Freundliches sagen."

Mehrere Minuten schwiegen beide Mädchen, dann fragte Selene:

„Hat auch der Sohn des Thorhüters, der Dich begleitete, gehört, wie übel es mir ergangen?"

„Ja. Auf dem Wege in eure Wohnung war er voll von Scherzen, aber als ich erzählte, daß Du mit dem verletzten Fuß ausgegangen wärest und nun nicht heimkehren dürftest und der Arzt besorgt sei, da wurde er zornig und führte gotteslästerliche Reden."

„Erinnerst Du Dich noch, was er gesagt hat?"

„Nicht recht, aber Eins weiß ich doch noch. Er klagte seine Götter an, daß sie schöne Werke schüfen, um sie zu beschädigen, ja er schalt auf sie . . ."

Digitized by Google

Maria schlug bei diesen Worten die Augen nieder, als ob sie etwas Unziemliches erzähle; Selene aber erröthete leise vor Vergnügen und sagte eifrig und als wolle sie des Bildhauers Lästerung überbieten:

„Er hat ganz Recht, die da oben treiben's darnach . . .“

„Das ist nicht gut!“ rief die Verwachsene vorwurfsvoll.

„Was?“ fragte die Leidende. „Ihr lebt hier still für euch in lauter Frieden und Liebe. Manches Wort, das Frau Hanna bei unserer Arbeit sagte, hab' ich behalten, und nun seh' ich, daß sie auch nach ihren freundlichen Reden handelt. Für euch können die Götter wohl gut sein.“

„Gott ist es für Jeden.“

„Auch für Die,“ rief Selene mit brennenden Augen, „denen sie jedes Glück zerstören? Auch für das Haus mit acht Kindern, dem sie die Mutter rauben? Auch für die Armen, denen sie täglich drohen, ihnen den Ernährer zu nehmen?“

„Auch für sie gibt es einen gütigen Gott,“ unterbrach Frau Hanna, welche in das Zimmer getreten war, die Leidende. „Ich zeige Dir einmal den freundlichen Vater im Himmel, der für uns alle sorgt, als wären wir seine Kinder, aber nicht jetzt — Du sollst ruhen und nichts reden und hören, was Dein fieberndes Blut erregen könnte. Jetzt leg' ich Dir das Polster unter Deinem Haupte neu zurecht, Maria macht Dir einen frischen Umschlag und dann versuchst Du zu schlafen.“

„Ich kann nicht," entgegnete Selene, während Hanna ihr Kopfkissen lockerte und behutsam umwandte. „Erzähle mir von Deinem freundlichen Gott."

„Später, liebes Mädchen. Suche ihn nur und er wird Dich finden, denn von allen seinen Kindern hat er die, welche Leiden ertragen, am liebsten."

„Welche Leiden ertragen?" fragte Selene erstaunt. „Was hat ein Gott bei seinen olympischen Freuden mit Denen zu thun, die Schmerzen erdulden?"

„Still, still, Kind," fiel Hanna der Kranken mit einer beruhigenden Handbewegung in's Wort, „Du wirst bald erfahren, wie Gott für Dich sorgt und ein Anderer Dich lieb hat."

„Ein Anderer?" murmelte Selene vor sich hin, und ihre Wangen färbten sich röther.

Sie dachte an Pollux und fragte sich, warum ihn die Nachricht von ihren Leiden so sehr erregt habe, wenn er ihr nicht gut sei.

Für das, was sie vernommen, als sie an seinen Schranken vorbeikam, begann sie nach beschönigenden Gründen zu suchen.

Er hatte ihr nie deutlich gesagt, daß er sie liebe. Warum sollte er, der Künstler, der frische, übermüthige Gesell, nicht mit einem schönen Mädchen scherzen dürfen, auch wenn sein Herz einer Andern gehörte?

Nein, gleichgültig war sie ihm nicht; das hatte sie in jener Nacht, als sie ihm Modell gestanden, empfunden, das lehrte sie Maria's Erzählung, das meinte sie zu ahnen, zu empfinden, zu wissen.

Je länger sie an ihn dachte, desto mehr begann sie

sich nach ihm, den sie schon als Kind so gern gehabt hatte, zu sehnen.

Ihr Herz hatte noch nie für einen andern Mann geschlagen, aber seitdem ihr Pollux in der Musenhalle wieder begegnet war, erfüllte sein Bild ihre ganze Seele, und das, was sie nun empfand, mußte Liebe, konnte nichts anderes sein.

Halb wachend, halb träumend stellte sie sich vor, daß er in dieß stille Gemach träte, sich an das Hauptende ihres Lagers setzte und mit seinen guten Augen in die ihren schaute. Ach, und nun konnte sie nicht anders! Sie mußte sich aufrichten und ihm ihre Arme entgegenstrecken.

„Ruhig, Kind, ruhig," sagte Hanna, „es thut Dir nicht gut, Dich so viel zu bewegen."

Selene öffnete die Augen, um sie gleich wieder zu schließen, und träumte lange Zeit weiter, bis sie von lauten Stimmen im Garten aus ihrer Ruhe geschreckt wurde.

Frau Hanna verließ das Gemach, ihre Stimme mischte sich in die der anderen Leute vor dem Hause, und als sie zu der Leidenden zurückkehrte, waren ihre Wangen geröthet und sie fand nicht sogleich passende Worte, um der Kranken mitzutheilen, was sie ihr doch wohl erzählen durfte.

„Ein sehr großer Mensch in übermüthigstem Anzug," sagte sie endlich, „verlangte Einlaß zu uns, und als der Thorhüter ihn abwies, hat er sich ihn erzwungen. Er fragte nach Dir."

„Nach mir?" fragte Selene erröthend.

„Ja, mein Kind. Er brachte einen großen, selten schönen Blumenstrauß und sagte dazu, Dein Freund von der Lochias ließe Dich grüßen.“

„Mein Freund von der Lochias?“ murmelte Selene nachdenklich vor sich hin. Dann leuchteten ihre Augen freudig auf und sie fragte schnell: „Du sagtest, der Mann, der den Strauß brachte, wäre sehr groß gewesen?“

„Das war er.“

„O bitte, Frau Hanna,“ rief Selene und versuchte sich aufzurichten, „laß mich die Blumen sehen!“

„Hast Du einen Bräutigam, Kind?“ fragte die Wittwe.

„Einen Bräutigam? Nein, aber da ist ein junger Mann, mit dem wir immer spielen durften, als wir noch klein waren, ein Künstler, ein guter Mensch, und von dem wird der Strauß sein.“

Hanna sah die Leidende theilnehmend an, winkte Maria und sagte:

„Der Strauß ist sehr groß. Du magst ihn Dir ansehen, aber hier bleiben darf er nicht; der Duft von so vielen Blumen könnte Dir schaden.“

Maria stand von dem Sessel neben dem Haupte der Kranken auf und flüsterte ihr fragend zu:

„Der große Thorhütersohn?“

Selene nickte lächelnd mit dem Kopfe, und als die Frauen sich entfernten, änderte sie ihre nach der Seite gewandte Lage, streckte sich gerade auf den Rücken aus, preßte die linke Hand auf's Herz, und schaute tief athmend in die Höhe. Dabei sang und klang

es vor ihren Ohren und ihre umschleierten Augen erblickten bunt flimmernde Lichtkörper von schönem Glanz. Es wurde ihr schwer zu athmen, und doch war es ihr, als sei die Luft, die sie einzog, von Blumendüften durchweht.

Hanna und Maria brachten den gewaltig großen Strauß.

Selenens Augen leuchteten heller, und voller Bewunderung schlug sie ihre Hände zusammen. Dann ließ sie sich das herrliche, farbenbunte, duftende Geschenk bald von dieser, bald von jener Seite zeigen, drückte ihr Antlitz in die Blüten und küßte dabei heimlich den zarten Rand einer schönen, halberschlossenen Rosenknospe. Sie fühlte sich wie berauscht, und in langsamer Folge floß eine helle Thräne nach der andern über ihre Wangen.

Maria war die Erste, welche die in das Band an den Stielen des Straußes gesteckte Nadel bemerkte. Sie löste sie los und zeigte sie Selenen, die sie ihr schnell aus der Hand nahm. Ueber und über erröthend heftete sie die Augen auf das in den Stein geschnittene Bild des seine Pfeile schleifenden Eros. Sie empfand keinen Schmerz mehr, sie fühlte sich ganz gesund und dabei so froh, so stolz, so überglücklich.

Frau Hanna sah mit Besorgniß ihre große Erregung, winkte Maria und sagte:

„Nun ist's genug, meine Tochter; wir stellen den Strauß vor das Fenster, damit Du ihn sehen kannst."

„Schon?" fragte Selene voller Bedauern und

brach dabei einige Veilchen und Rosen aus dem übervollen Gewinde.

Als sie wieder allein war, legte sie die Blumen hin und betrachtete dann liebevoll die Figuren auf der schönen Spange.

Die hatte gewiß ihres Pollux Bruder Teuker, der Steinschneider, gefertigt.

Wie fein war der Bildstich, wie sinnig gewählt der Gegenstand, den er zur Darstellung brachte! Nur die schwere goldene Einfassung beunruhigte sie, die seit manchem Jahr mit dem Gelde haushalten und immer haushalten mußte.

Sie sagte sich, daß es von dem armen Jungen, der auch seine Schwester zu erhalten hatte, doch unrecht sei, sich für sie in so große Unkosten zu stürzen. Aber sein Geschenk machte sie darum nicht weniger froh; es wäre ihr ja auch von ihrem eigenen Besitz für ihn nichts zu kostbar erschienen. Später wollte sie ihn schon Sparsamkeit lehren.

Die Frauen kamen zu ihr zurück, nachdem sie mit vieler Mühe den Strauß vor dem Fenster aufgestellt hatten, und erneuerten die Umschläge, ohne mit ihr zu reden. Sie mochte auch gar nicht sprechen, denn sie hörte so gern den schönen Verheißungen zu, die ihr Herz ihr machte, und ihre Augen trafen, wohin sie auch schauten, auf etwas Liebes. Die Blumen auf ihrem Bett, der Strauß vor dem Fenster, die Spange in ihrer Hand, Frau Hanna's gütiges Gesicht, selbst Maria's unschöne Züge sah sie gern, denn die Verwachsene kam ihr vor wie eine Freundin, eine

Vertraute. Pollux war ja der Maria nicht fremd, und sie konnte mit ihr von ihm reden.

Selene erkannte sich selbst nicht wieder. Es war Winter in ihr gewesen, jetzt war es Frühling; es war Nacht in ihr gewesen, nun war es Tag; ihr Herz war wie verdorrt gewesen, nun glich es einem Garten, der sich anschickt, in der vollen Pracht des Frühlings zu grünen und Blüten zu treiben. Früher war es ihr schwer gefallen, die ausgelassene Heiterkeit Arsinoe's oder der Kinder zu verstehen, ja sie hatte sich über sie geärgert und sie zurechtgewiesen, wenn ihre Heiterkeit gar kein Ende nehmen wollte; heute würde sie sich gern mit gleicher Hingabe wie sie gefreut haben.

Da lag das arme, schöne Geschöpf und blickte so glückselig nach dem Strauß vor dem Fenster, und ahnte nicht, daß ein Anderer als Der, den sie liebte, ihn ihr übersandt haben könnte, ein Anderer, nach dem sie noch weniger fragte, als nach den Christen, welche im Garten der Wittwe des Pudens vor ihrem Fenster auf und nieder wandelten.

Da ruhte sie, erfüllt von Wonne und einer Liebe gewiß, die ihr niemals gegolten, sicher das Herz eines Mannes zu besitzen, der nicht an sie dachte und noch vor wenigen Stunden mit ihrer Schwester, berauscht von Glück und Freude, dahingerast war.

Arme Selene!

Dießmal träumte sie einen Traum von ungetrübter Seligkeit, aber den Minuten folgten Minuten, und eine jede brachte ihr das Erwachen näher, und welches Erwachen!

Ihr Vater war nicht, wie er gewollt hatte, vor seinem Gang in die Präfektur mit Arsinoe bei ihr gewesen.

Der Wunsch, sein Kind in einem seiner Herkunft würdigen Gewande zu Frau Julia zu führen, hatte ihn lange aufgehalten, und es war ihm doch nicht gelungen seinen Zweck zu erreichen.

Alle Webereien und Magazine waren geschlossen, denn die Arbeiter, Sklaven und Kaufleute nahmen Theil an dem Feste, und als die vom Präfekten bestimmte Stunde nahte, saß seine Tochter noch immer in ihrem einfachen weißen Kleide und ihrem schlichten, mit blauem Bande besetzten Peplum, das bei Tage noch weit unscheinbarer aussah als am Abend, in ihrer Sänfte.

Der Strauß, den Arsinoe von Verus empfangen hatte, bereitete ihr Vergnügen, denn Mädchen freuen sich immer über schöne Blumen; es haben ja beide auch etwas Verwandtes.

Als Vater und Tochter vor der Präfektur anlangten, wurde Arsinoe ängstlich, und ihr Vater verstand es nicht, den Verdruß zu verbergen, sie in so einfacher Kleidung zu Frau Julia führen zu müssen. Seine finstere Stimmung hellte sich keineswegs auf, als man ihn im Vorzimmer warten ließ, während Frau Julia mit der Gattin des Verus und Balbilla für seine Tochter wundervoll gefärbte, kostbare Stoffe von der feinsten Wolle, von Seide und zartem Bombyxgewebe aussuchte. Diese Art von Arbeit hat die Eigenthümlichkeit an sich, daß sie desto längere Zeit in Anspruch nimmt, je mehr Mithelferinnen sich an

ihr betheiligen, und so mußte es sich der Verwalter gefallen lassen, wohl zwei Stunden in dem mehr und mehr mit Klienten und Besuchern sich füllenden Vorgemach des Präfekten zu warten. — Endlich kam Arsinoe zurück, ganz glühend, ganz voll von den glänzenden Dingen, die für sie vorbereitet wurden.

Ihr Vater erhob sich langsam von seinem Polster, und während sie auf ihn zueilte, öffnete sich die Thür, und durch dieselbe wurde der reiche Plutarch, wieder bekränzt, wieder mit kostbaren Blumen geschmückt, die aus den Brustfalten seines Palliums hervorleuchteten, von seinen beiden lebendigen Stützen in das Zimmer geschoben.

Jedermann erhob sich bei seinem Nahen, und als Keraunus sah, daß sich der erste Sachwalter der Stadt, ein Mann aus altem Geschlecht, vor ihm verneigte, that er es auch.

Plutarch's Augen waren weit stärker als seine Beine, und da, wo es schöne Frauen zu sehen gab, erwiesen sie sich immer am stärksten.

Schon auf der Schwelle bemerkte er Arsinoe und winkte ihr mit beiden Händen zu, als wäre sie eine liebe alte Bekannte.

Das reizende Kind hatte es ihm angethan. In jüngeren Jahren würde er alles aufgeboten haben, um ihre Gunst zu erringen; jetzt genügte es ihm, sie die seine angenehm fühlen zu lassen.

Nach seiner Gewohnheit ließ er sich ganz dicht an sie heranführen, berührte ihren Oberarm mehrmals mit der Hand und sagte heiter:

„Nun, holde Roxane, hat es Frau Julia recht gemacht mit den Kleidern?“

„O, sie haben so schöne, so wunderschöne Sachen gewählt!“ entgegnete das Mädchen.

„Haben sie?“ fragte Plutarch wieder, um durch ein Wort zu verbergen, daß er etwas bei sich erwäge. „Haben sie? Wie sollten sie nicht?“

Arsinoe's ausgewaschenes Gewand war dem Alten in's Auge gefallen, und weil der Kunsthändler Gabinius heute Morgen zu ihm gekommen war, um ihn auszuforschen, ob Arsinoe nicht doch zu seinen Arbeiterinnen gehöre, und ihm zu wiederholen, daß ihr Vater ein armer hochnäsiger Schlucker sei, dessen Raritätenkram, von dem er Einiges höhnisch hervorhob, nichts werth sei, so fragte er sich schnell, in welcher Weise er seinen hübschen Liebling vor den neidischen Zungen ihrer Nebenbuhlerinnen bewahren könne, denn es war ihm schon manche gehässige Aeußerung derselben zu Ohren gekommen.

„Was die würdige Julia in die Hand nimmt, das muß ja trefflich gerathen,“ sagte er laut und fuhr dann flüsternd fort: „Uebermorgen, wenn die Goldschmiede ihre Werkstätten wieder öffnen, will ich sehen, was ich für Dich finde. — Ich falle zusammen. Richtet mich höher auf, Antäus und Atlas! So. — Ja, mein Kind, hier oben sieht er noch besser aus, als da unten. Ist der starke Herr, der da hinter Dir steht, Dein Vater?“

„Ja.“

„Hast Du keine Mutter mehr?“

„Sie ist gestorben.“

„Oh,“ entgegnete Plutarch im Tone des Bedauerns. Dann wandte er sich an den Verwalter und sagte: „Nimm meinen Glückwunsch zu solcher Tochter, Keraunus. Ich höre, Du mußt auch die Mutter bei ihr vertreten.“

„Leider, Herr! Mein armes Weib sah ihr ähnlich. Seit ihrem Tode führ' ich ein freudloses Leben.“

„Aber ich höre, daß Du Dich mit dem Sammeln von schönen Seltenheiten ergötzest. Wir theilen diese Neigung. Würdest Du Dich von dem Becher meines Namensvetters Plutarch trennen? Es soll ein gutes Stück sein, sagt der Kunsthändler Gabinius.“

„Das ist es,“ entgegnete der Verwalter mit Stolz. „Ein Geschenk des Kaisers Trajan an den Philosophen. Schön geschnitztes Elfenbein. Ich trenne mich schwer von dieser Perle, aber —“ und bei diesen Worten senkte er seine Stimme, — „aber ich bin Dir verpflichtet, Du nimmst Dich meiner Tochter an, und um Dir ein Gegengeschenk anzubieten, ver—“

„Davon kann keine Rede sein,“ unterbrach ihn Plutarch, der die Menschen kannte und den die geschwollene Art des Verwalters lehrte, daß der Kunsthändler ihn nicht mit Unrecht für einen hochmüthigen Mann erklärt hatte. „Du erweisest mir eine Ehre, indem Du mir gestattest, das Meine für den Putz unserer Roxane beizutragen. Ich bitte Dich, mir den Becher zu senden. Jeden Preis, den Du stellst, billige ich natürlich von vorn herein.“

Keraunus kämpfte einen Augenblick mit sich selbst.

Hätte er nicht so dringend Geld gebraucht, wäre der Wunsch, einen neuen, ansehnlichen Sklaven hinter sich herschreiten zu sehen, nicht gar so lebendig in ihm gewesen, so würde er darauf bestanden haben, Plutarch seinen Becher zu schenken; so aber räusperte er sich, schaute zu Boden und sagte verlegen und ohne jede Spur seiner früheren Sicherheit:

„Ich bleibe Dein Schuldner, aber Du wünschest, wie es scheint, daß wir dieß Geschäft nicht mit anderen Dingen vermengen. Wohl denn! Ich bekam für ein Schwert des Antonius, das ich besaß, zweitausend Drachmen . . .“

„Dann hat,“ fiel ihm der alte Herr in's Wort, „der Becher Plutarch's, das Geschenk Trajan's, den doppelten Werth, zumal für mich, der ich mit dem großen Manne verwandt war. Darf ich Dir viertausend Drachmen für Deinen Schatz bieten?“

„Ich wünsche Dir gefällig zu sein, und so sage ich Ja,“ entgegnete der Verwalter würdevoll und drückte Arsinoe, die dicht neben ihm stand, den kleinen Finger. Ihre Hand hatte schon lange die seine berührt, um ihn zu ermahnen, daß er doch bei seiner ersten Absicht, Plutarch den Becher zu schenken, bleiben möge.

Als das ungleiche Paar das Vorgemach verließ, schaute Plutarch ihm schmunzelnd nach und dachte bei sich:

„So war's recht. Wie wenig hab' ich im Ganzen von meinem Reichthum, wie oft möcht' ich, wenn ich einen rüstigen Lastträger sehe, mit ihm tauschen; aber

heute war es doch gut, daß ich habe, so viel ich nur mag. Das reizende Kind! Für die Leute braucht es nothwendigerweise ein neues Kleid, aber seiner Schönheit that das verwaschene Fähnchen wahrlich keinerlei Eintrag. Sie gehört ja zu mir, denn ich habe sie in der Fabrik unter den Kleberinnen gesehen; das weiß ich."

Keraunus war mit seiner Tochter in's Freie gelangt.

Vor der Präfektur konnte er nicht umhin laut vor sich hin zu kichern, seinem Kinde die Schulter zu streicheln und ihm zuzuraunen:

„Ich sagte Dir's ja, Mädchen. Wir werden noch reich, wir kommen wieder empor und brauchen in nichts hinter den anderen Bürgern zurückzustehen."

„Ja, Vater, aber gerade weil Du das glaubst, so hättest Du doch eigentlich dem alten Herrn den Becher schenken können."

„Nein," entgegnete Keraunus. „Geschäft ist Geschäft; aber später bezahle ich alles, was er für Dich thut, zehnfältig durch mein Bild des Apelles. Frau Julia erhält den mit den beiden geschnittenen Steinen besetzten Schuhriemen, der von einer Sandale Kleopatra's stammt."

Arsinoe schlug die Augen nieder, denn sie wußte, wie viel diese Schätze werth waren, und sagte:

„Das können wir ja später bedenken."

Dann stiegen sie und ihr Vater in die auf sie wartenden Sänften, ohne welche Keraunus schon nicht mehr bestehen zu können meinte, und ließen sich zu dem Garten der Wittwe des Pudens tragen.

Selenens glückselige Träumerei wurde durch diesen Besuch unterbrochen.

Keraunus benahm sich gegen Frau Hanna mit eisiger Kälte, denn es gereichte ihm zur Befriedigung, ihr seine Verachtung gegen alles, was Christ hieß, fühlbar zu machen.

Als er ihr sein Bedauern aussprach, daß Selene gezwungen worden sei bei ihr zu bleiben, sagte die Wittwe:

„Es geht ihr doch besser hier als auf der Straße.“

Als Keraunus sagte, er nehme nichts geschenkt und werde ihr die Pflege seiner Tochter bezahlen, entgegnete Hanna:

„Wir thun gern für Dein Kind, was wir können, und ein Anderer lohnt uns dafür.“

„Das wollt' ich mir verbitten!“ rief der Verwalter entrüstet.

„Wir verstehen uns nicht,“ gab die Christin freundlich zurück. „Ich meine keinen sterblichen Menschen, und der Lohn, den wir erstreben, ist kein Geld und Gut, sondern das frohe Bewußtsein, den Schmerz eines Leidenden gelindert zu haben.“

Keraunus zuckte die Achseln und entfernte sich, nachdem er Selenen befohlen hatte den Arzt zu fragen, wann sie wieder nach Haus gebracht werden dürfe.

„Ich lasse Dich keinen Augenblick länger hier, als es noth thut,“ sagte er so dringend, als gälte es sie aus einem verpesteten Hause zu entfernen, küßte ihre Stirn, grüßte Frau Hanna so herablassend, als habe er ihr eben ein Almosen gereicht, und entfernte

sich, ohne Selenens Versicherung, sie befinde sich sehr wohl bei der Wittwe, zu Ende zu hören.

Der Boden hatte ihm längst unter den Füßen und das Geld in der Tasche gebrannt; besaß er doch Mittel in Fülle, sich einen vortrefflichen neuen Sklaven zu kaufen. Vielleicht reichten sie sogar, wenn er den alten Sebek mit in den Kauf gab, für die Erwerbung eines gut aussehenden Griechen, der seine Kinder im Lesen und Schreiben unterrichten konnte. Auf das Aeußere des neuen Hausgenossen wollte er sein Hauptaugenmerk richten; wenn er auch geschult war, so ließ sich damit der hohe Kaufpreis, den er für ihn zu zahlen gedachte, entschuldigen.

Als sich Keraunus dem Sklavenmarkt näherte, sagte er sich nicht ohne Rührung über sein väterlich gesinntes Herz:

„Alles zu Ehren des Hauses, alles nur für die Kinder!“

Arsinoe blieb seiner Bestimmung gemäß bei Selene. Ihr Vater wollte sie auf seinem Heimwege abholen.

Nachdem sich der Verwalter entfernt hatte, verließ Frau Hanna mit Maria die Schwestern, denn sie vermutheten, daß sie den Wunsch hegen müßten, mancherlei ohne Zeugen mit einander zu besprechen.

Sobald beide Mädchen allein waren, sagte Arsinoe:

„Du hast rothe Wangen, Selene, und siehst heiter aus, ach und auch ich, ich bin so glücklich — so glücklich.“

„Weil Du die Roxane darstellst?“

„Auch das ist ja schön, und wer hätte noch gestern

Morgen gedacht, daß wir heute so reich sein würden! Wir wissen gar nicht mehr, wohin mit dem Gelde."

„Wir?"

„Ja, denn der Vater hat zwei Sachen aus seinem Kram für sechstausend Drachmen verkauft."

„Oh!" rief Selene und klatschte leis in die Hände. „Dann lassen sich doch die dringendsten Schulden bezahlen."

„Gewiß; aber das ist noch lange nicht alles."

„Nun?"

„Wo soll ich anfangen? Ach, Selene, mein Herz ist so voll. Ich bin müde, und doch könnt' ich tanzen und singen und toben heute und die Nacht durch und morgen. Wenn ich an mein Glück denke, so braust mir der Kopf und es wird mir, als müßt' ich mich festhalten, um nicht zu taumeln. Du weißt noch nicht, wie es Jemand zu Muth ist, den der Pfeil des Eros getroffen. Ach, ich liebe Pollux so sehr, und er liebt mich wieder!"

Alles Blut wich bei diesen Worten aus Selenens Wangen und von ihren bleichen Lippen fielen die leise fragenden Worte:

„Pollux, des Euphorion Sohn, der Bildhauer Pollux?"

„Ja, unser lieber, guter, langer Pollux!" rief Arsinoe. „Spitze nur Deine Ohren und laß Dir erzählen, wie das alles gekommen ist. In dieser Nacht, auf dem Wege zu Dir, hat er mir gestanden, wie sehr er mich liebt, und nun sollst Du mir rathen, wie wir den Vater für uns gewinnen, recht bald ge-

winnen. Später sagt er schon Ja, denn Pollux kann alles, was er nur will, und wird einmal groß werden, so groß wie Papias und Aristeas und Nealkes zusammengenommen. Den Jungenstreich mit der albernen Fratze . . . aber wie bleich Du aussiehst, Selene."

„Es ist nichts, gar nichts. Ich habe Schmerzen; rede nur weiter," sagte Selene.

„Frau Hanna bat mich, Dich nicht viel sprechen zu lassen."

„Erzähle nur alles, ich bleibe still!"

„Du hast ja auch den schönen Kopf der Mutter gesehen, den er gemacht hat," hob Arsinoe an. „Bei dem sahen und sprachen wir uns seit langer Zeit zum ersten Mal wieder, und da fühlte ich gleich, daß es einen lieberen Menschen als ihn auf der ganzen Erde, so weit und breit sie ist, gar nicht gäbe. Dort vergaffte er sich auch in mich dummes Ding. Gestern Abend begleitete er mich zu Dir. Als ich nun an seinem Arme in der Nacht durch die Straßen ging, da — da — o Selene, wie das war, wie wunderherrlich; Du kannst es nicht glauben! — Thut Dir der Fuß sehr weh, Du Arme, Du hast ganz feuchte Augen?"

„Weiter, erzähle nur weiter."

Und Arsinoe that wie ihr geheißen, und ersparte der Unglücklichen nichts, was die Wunde in ihrem Herzen erweitern und vertiefen konnte.

In süßen Erinnerungen schwelgend, beschrieb sie die Stelle auf der Straße, an der Pollux sie zum ersten Mal geküßt hatte, die Büsche im Garten, in deren Schatten sie ihm in die Arme gesunken war, ihren

beseligten Gang durch die Mondnacht und die sich zum Feste sammelnden Menschen, und endlich auch, wie sie mit ihm, voll des Gottes, dem Zuge gefolgt und durch die Straßen gerast war. Sie schilderte auch mit Thränen im Auge, wie schwer ihr der Abschied geworden sei, und erzählte lachend, daß ein Epheublatt in ihren Haaren dem Vater beinahe alles verrathen hätte.

Sie sprach und sprach, und es lag für sie etwas Berauschendes in ihrer eigenen Rede.

Wie diese auf Selene wirkte, bemerkte sie nicht.

Konnte sie denn wissen, daß ihre Worte und kein anderer Schmerz es waren, die das wehe Zucken um den Mund ihrer Schwester hervorriefen?

Als Arsinoe sodann von den herrlichen Kleidern erzählte, welche Frau Julia für sie anfertigen lasse, hörte ihr die Leidende nur mit halbem Ohre zu; aber sie merkte wieder auf, als sie vernahm, wie viel der reiche Plutarch für den Elfenbeinbecher geboten habe, und daß ihr Vater den alten Sklaven gegen einen andern, rüstigeren vertauschen wolle.

„Unser guter, schwarzer, mausernder Storch sieht wohl recht struppig aus,“ sagte Arsinoe, „aber es thut mir doch leid, daß er fort soll. Wärest Du zu Hause gewesen, so hätte sich der Vater doch vielleicht noch besonnen.“

Selene lachte trocken auf und ihre Lippen zogen sich höhnisch zur Seite, während sie sagte:

„Nur zu, nur so weiter! Dann kommt ihr noch, zwei Tage bevor man euch auf die Straße setzt, zu Wagen und Pferden.“

„Du glaubst immer das Schlimmste,“ entgegnete Arsinoe unwillig. „Ich sage Dir, es wird alles weit schöner und besser und freundlicher kommen, als wir es erwarten. Sobald wir es reichlicher haben, kaufen wir auch den Alten zurück und füttern ihn, bis er todt ist.“

Die Leidende zuckte die Achseln, ihre Schwester aber sprang mit Thränen im Auge von ihrem Sitze auf.

Sie hatte sich so sehr gefreut, Selenen mitzutheilen, wie glücklich sie sei, und fest geglaubt, ihre Erzählung werde wie Sonnenschein nach einer finstern Nacht die Seele der Kranken erheitern. Und nun hatte diese nichts für sie als höhnische Worte und Geberden.

Weigert sich ein Freund, unser Glück mit uns zu genießen, so verletzt das nicht weniger schwer, als wenn er uns im Unglück verläßt.

„Wenn Du mir nur eine Freude versalzen kannst!“ rief Arsinoe. „Ich weiß ja, daß Dir nichts recht ist, was ich thue; aber wir sind doch Schwestern und Du brauchtest nicht die Zähne zusammenzubeißen, die Worte zu sparen und die Achseln zu zucken, wenn ich Dir Dinge erzähle, über die sich auch fremde Mädchen, wenn ich sie ihnen anvertrauen wollte, mit mir freuen würden. Du bist so kalt und so herzlos! Vielleicht verräthst Du mich gar an den Vater!“

Arsinoe vollendete den Satz nicht, denn Selene schaute schmerzlich und ängstlich zugleich auf sie hin und sagte:

„Ich kann mich nicht freuen, es thut mir zu weh.“

Bei diesen Worten rannen Thränen über ihre Wangen, und sobald Arsinoe das sah, empfand sie

neues Mitleid mit der Kranken, beugte sich über sie und küßte erst einmal und dann auch ein zweites und drittes Mal ihre Wange; Selene aber drängte sie von sich und wimmerte leise:

„Laß mich, ich bitte Dich, laß mich, geh' hinaus, ich kann es nicht länger ertragen."

Aufschluchzend wandte sie ihr Antlitz der Wand zu; Arsinoe versuchte noch einmal, ihr mit Liebesbezeigungen zu nahen, die Leidende wies sie aber dießmal noch heftiger zurück und rief laut und verzweifelnd:

„Ich sterbe, wenn Du mich nicht allein läßt."

Da wandte sich die Glückliche, deren beste Gabe von ihrer einzigen Freundin verschmäht ward, weinend der Thür zu, um vor dem Hause der Wittwe auf ihren Vater zu warten.

Hanna sah, als sie neue Umschläge auflegte, Selenen an, daß sie geweint habe, aber sie fragte sie nicht nach dem Grunde ihrer Thränen.

Gegen Abend erklärte die Wittwe ihrer Pflegebefohlenen, daß sie sie nun auf eine halbe Stunde allein lassen werde, denn sie und Maria wollten fortgehen, um mit ihren Brüdern und Schwestern auch für sie zu ihrem Gotte zu beten.

„Laßt nur, laßt," sagte Selene, „wie es ist, so ist es; es gibt keine Götter."

„Götter?" entgegnete Hanna. „Nein, aber es gibt einen guten, liebreichen Vater im Himmel, und Du lernst ihn schon kennen."

„Ich kenne ihn," murmelte die Kranke mit schneidendem Spott.

Sobald sie allein war, richtete sie sich in ihrem Bette auf und warf die Blumen, die vor ihr gelegen hatten, weit in das Zimmer hinein, drehte an der für die Befestigung der Spange bestimmten Nadel so lange, bis sie zerbrach, und rührte keine Hand, als der goldene Reif mit dem geschnittenen Steine zwischen die Wand des Zimmers und ihr Bett fiel.

Dann starrte sie an die Decke des Gemachs und regte sich nicht.

Es wurde Nacht.

Die Lilien und Geisblattblüten in dem großen Strauß am Fenster begannen kräftiger zu duften, und der Wohlgeruch, den sie ausströmten, drängte sich unerbittlich ihren von fieberhafter Erregung geschärften Sinnen auf. Bei jedem Athemzug empfand sie ihn und keine Minute verging, in der er sie nicht an ihr zertrümmertes Glück und an das Elend ihres Herzens erinnert hätte. So ward ihr der süße Odem der Blumen unerträglicher als beißender Rauch, und sie zog die Decke über den Kopf, um dieser neuen Qual zu entgehen. Aber bald befreite sie sich wieder von ihrer Hülle, weil sie unter ihr zu ersticken meinte.

Eine Unruhe ohnegleichen bemächtigte sich ihrer, und dabei hämmerte der Schmerz in ihrem kranken Fuß, ihre Wunde brannte und peinigendes Kopfweh pochte an ihre Stirn und kniff die Muskeln über ihrem Auge zusammen.

Jeder Nerv, den sie besaß, jeder Gedanke, den sie hegte, bereitete ihr Qual, und sie fühlte sich dabei ganz haltlos, ganz verwahrlost und völlig preisgegeben

lauter grausamen Mächten, die ihre Seele hin und her rissen wie der Sturm die Kronen der Palmen.

Ohne Thränen, unfähig, an derselben Stelle liegen zu bleiben und doch für jede Bewegung durch neue Schmerzen bestraft, aus ihren Fugen gestoßen, nicht stark genug, um in ihrer Zerfahrenheit einen zusammenhängenden Gedanken zu fassen, und doch fest überzeugt, daß der Blumenduft, den sie fort und fort einathmen mußte, sie vergiften, zu Grunde richten, um den Verstand bringen würde, hob sie ihren kranken Fuß aus dem Bette, ließ den andern folgen und setzte sich auf ihrem Lager nieder, ohne auf ihre Schmerzen und die Warnung des Arztes zu achten.

Ihr langes Haar floß aufgelöst über ihr Angesicht, über die Arme und Hände, mit denen sie ihr Haupt stützte.

In dieser neuen Stellung gewann die Thätigkeit ihres Geistes und Herzens eine neue Richtung.

Versteinernd war der Blick, mit dem sie auf den Estrich starrte, und bittere Feindseligkeit gegen ihre Schwester, Haß gegen Pollux, Verachtung vor ihres Vaters elender Schwäche und ihrer eigenen Verblendung trieben mit einander ein wüstes Wechselspiel in ihrer Seele.

Draußen lag alles in stillem Frieden, und von dem Hause der Wittwe des Pudens her trug der Abendwind dann und wann die reinen Klänge eines frommen Liedes zu ihrem Ohre. Selene beachtete sie nicht; als ihr aber derselbe Hauch den Blumenduft stärker als vorher in's Antlitz wehte, grub sie ihre Finger fest in ihr Haar und zog es so kräftig her-

unter, daß sie über den Schmerz, den sie sich selbst verursachte, laut aufstöhnen mußte.

Die Frage, ob denn ihr Hauptschmuck weniger reich und schön sei als der ihrer Schwester, drängte sich ihr auf, und wie ein Blitz die Nacht, so durchzuckte ihre verdüsterte Seele der Wunsch, mit der Hand, die jetzt ihr selber Schmerzen bereitete, Arsinoe an den Haaren zu Boden zu ziehen.

Dieser Duft, dieser entsetzliche Duft!

Sie vermochte nicht, ihn länger zu ertragen!

Außer sich stellte sie sich auf ihr unverletztes Bein und mit kleinen, ganz kleinen Schritten schob sie sich wimmernd dem Fenster entgegen und stürzte den Strauß mitsammt dem großen Kruge von gebranntem Thon, in dem er stand, zu Boden. Das Gefäß zerbrach. Es hatte der armen Hanna vor Kurzem mühsam ersparte Geldstücke gekostet.

Auf einem Fuße stehend lehnte Selene, um sich zu erholen, an dem rechten Pfosten der Zimmeröffnung und vernahm hier lauter als auf ihrem Lager die Stimme der Meereswogen, die sich an dem steinernen Uferbau hinter dem Häuschen ihrer Pflegerin brachen.

Mit diesen Tönen war das Kind der Lochias wohl vertraut, aber so wie heute hatte das Gespüle und der Anschlag des an die Steine klatschenden feuchten und kühlen Elementes noch nie auf sie gewirkt.

Ihr fieberndes Blut glühte, ihr Fuß brannte, ihr Kopf war heiß, wie in langsamem Feuer verzehrte der Haß ihre Seele und es war ihr, als riefe jede neue, sich an dem Uferbau brechende Welle ihr zu:

„Ich bin kalt, ich bin feucht, ich kann die Flammen löschen, die Dich verzehren, ich kann Dich erquicken und kühlen.“

Was vermochte die Erde ihr zu bieten, als neue Qual und neues Elend! Aber das Meer — das blaue, dunkle Meer war groß, kalt und tief, und seine Wogen versprachen ihr mit schmeichelnden Tönen, die Glut des Fiebers und die Last des Lebens mit einem Mal von ihr zu nehmen.

Selene bedachte nichts, überlegte nichts, erinnerte sich weder an die Kinder, für die sie so lange wie eine Mutter gesorgt hatte, noch an ihren Vater, dessen Hüterin und Stütze sie gewesen war, aber dumpfe Stimmen in ihrer Seele raunten ihr zu, daß die Welt schlecht und grausam und eine Stätte der Qual und der Sorgen sei, die das Herz zernagten.

Es war ihr zu Sinne, als wäre sie bis an die Schläfen in einen Feuerpfuhl versunken, und wie eine Unglückliche, deren Gewänder von den Flammen ergriffen wurden, trieb es sie in das Wasser, auf dessen Grunde sie hoffen durfte, ihr höchstes Sehnsuchtsziel zu erreichen, den schönen kalten Tod, in dem alles vorbei ist.

Schwankend und stöhnend schob sie sich durch die Thür in den Garten und hinkte, indem sie beide Hände an die Schläfen drückte, dem Meere entgegen.

Zweites Kapitel.

Die Alexandriner hatten steife Nacken.

Nur eine weit über das Maß des Alltäglichen hinausgehende Erscheinung konnte sie veranlassen, den Kopf zu wenden und ihr nachzuschauen, gab es doch Ungewöhnliches zu jeder Stunde und in allen Straßen ihrer Stadt zu sehen.

Heute dachte Jeder ohnehin nur an sich selbst und seine eigene Lust.

Eine besonders schöne, stattliche oder gut aufgeputzte Gestalt veranlaßte hier ein schnell verschwindendes Lächeln, dort einen Ruf des Beifalls; aber ehe ein Anblick voll ausgenossen war, suchte das nach Neuem begierige Auge schon nach einem andern.

So gab auch Niemand sonderlich auf Hadrian und seine Begleiter Acht, die sich widerstandslos von dem Strom der Menge durch die Straßen fortführen ließen, und doch bot Jeder von diesen Dreien einen in seiner Weise merkwürdigen Anblick. Hadrian war als Silen aufgeputzt, Pollux als Faun.

Beide trugen Masken, und dem schlanken, beweg-

lichen Jünglinge stand seine Verkleidung nicht weniger gut, als der mächtigen Kraftgestalt des gereiften Mannes neben ihm die seine.

Antinous folgte seinem Gebieter als Eros.

Er trug einen röthlichen Umwurf und war mit Rosen bekränzt, und der silberne Köcher auf seinem Rücken sowie der Bogen in seiner Hand deuteten sinnbildlich an, welchen Gott er zur Darstellung zu bringen wünsche.

Auch er trug eine Maske, aber seine Gestalt zog viele Blicke auf sich und manches: „Es lebe die Liebe!“ oder „Sei mir günstig, schöner Sohn Aphroditens!“ tönte ihm nach.

Pollux hatte alle für diese Verkleidung nöthigen Sachen der Gewandkammer seines Meisters entnommen.

Dieser war nicht zu Hause gewesen, aber eine Frage um seine Einwilligung schien dem jungen Manne nicht nöthig zu sein, denn sowohl er als auch die anderen Gehülfen hatten sich oft und mit Wissen des Papias dieser Sachen zu ähnlichen Zwecken bedient.

Nur als Pollux den für Antinous bestimmten Köcher an sich nahm, zauderte er ein wenig, denn der bestand aus echtem Silber und war seinem Meister von einer reichen Kornhändlersfrau geschenkt worden, die er als jagende Artemis in Marmor ausgehauen hatte.

„Der schöne Gefährte des Römers,“ dachte der Künstler, als er das werthvolle Geräth zu den anderen Gegenständen in den Korb legte, welchen ihm sein schielender Lehrbursch nachtragen sollte, „der Ge-

fährte des Römers muß einen prächtigen Eros abgeben, der braucht einen Köcher, und ehe die Sonne aufgeht, hängt das unnütze Geräth wieder an seinem alten Haken."

Pollux fand übrigens wenig Zeit, sich an der herrlichen Gestalt des so reich von ihm aufgeputzten Liebesgottes zu freuen, denn der Baumeister aus Rom, den er führte, war von solchem Wissensdurst und solcher bis in's Einzelste gehenden Neugier beseelt, daß der in Alexandrien geborene, mit offenen Augen herangewachsene junge Mann dem unermüdlichen Frager sehr häufig die Antwort schuldig bleiben mußte.

Der graubärtige Herr wollte alles sehen, über alles unterrichtet sein.

Nicht zufrieden, die Hauptstraßen und Plätze, die öffentlichen Anlagen und Gebäude kennen zu lernen, schaute er auch in die schöneren Privathäuser und fragte nach dem Namen, dem Stand und Vermögen ihrer Besitzer.

Die entschiedene Art, mit der er vorschrieb, welchen Weg er geführt zu werden wünsche, bewies Pollux, daß er mit der Anlage der Stadt gut vertraut sei.

Wenn der weise, hochangesehene Mann seinen Beifall, ja seine Bewunderung über die breiten, sauberen Straßen des Ortes, die freundlichen Plätze und überaus stattlichen Bauwerke, an denen es nirgends fehlte, zu erkennen gab, so freute sich der junge, seine Vaterstadt liebende Alexandriner.

Zuerst ließ sich Hadrian, dem Meere entlang, durch das Bruchium zu dem Tempel des Poseidon führen,

vor dem er eine Andacht verrichtete. Dann schaute er in die Gärten der Königspaläste und in die Höfe des benachbarten Museums.

Das Cäsareum mit seinem ägyptischen Thor erregte seine Bewunderung nicht weniger als das mit mehrstöckigen Säulenarkaden umkleidete, rings mit zahlreichen Statuen geschmückte große Theater.

Von dort aus wandte er sich mit einer Schwenkung nach links wieder dem Meere zu, um das Emporium, den Mastenwald im Hafen des Eunostus und die schöngemauerten Kais zu betrachten.

Der Brückenbau des Heptastadiums wurde rechts liegen gelassen. Der Hafen Kibotus, der von kleinen Kauffahrern wimmelte, hielt die Wanderer nur kurze Zeit auf.

Hier wandten sie der See den Rücken, folgten einer landeinwärts führenden Straße und durchschritten das Viertel Rhakotis, in dem lauter Aegypter wohnten und der Römer viel Bemerkenswerthes zu sehen bekam. Zuerst begegnete ihm und seinen Gefährten ein Festzug der den Göttern des Nilthals dienenden Priester, welche Reliquienkisten, heilige Geräthe, Götter und Thierbilder trugen und dem Serapeum zustrebten, das die benachbarten Straßen weithin überragte. Hadrian besuchte es nicht, sah aber den Wagen zu, die auf einem Fahrwege den Hügel, auf dem das Heiligthum stand, hinauffuhren, und beobachtete die zu Fuß gehenden Beter, welche die für sie bestimmte gewaltige Treppe hinanstiegen. Diese verbreiterte sich nach oben hin und endete bei einer Plattform, auf der vier

gewaltige Säulen eine kühn gewölbte Kuppel trugen. Unübersehbar war das Tempelgebäude, welches sich mit seinen Sälen, Hallen und Kammern hinter diesem Riesenbaldachin erhob.

Die Priester mit ihren weißen Gewändern, die hageren, halbnackten Aegypter mit ihren gefalteten Schurzen und Kopftüchern, die Thierbilder und wunderlich bemalten Häuser in diesem Quartier nahmen die Aufmerksamkeit Hadrian's besonders in Anspruch und veranlaßten ihn zu vielen Fragen, auf welche Pollux jede Antwort schuldig bleiben mußte.

Bis zu dem im äußersten Süden der Stadt gelegenen mareotischen See erstreckte sich die sich immer weiter vom Meer entfernende Wanderung. Nilschiffe und Boote von jeder Form und Größe lagen in diesem geräumigen und tiefen Binnengewässer vor Anker. Hier zeigte der Bildhauer dem Kaiser den Kanal, durch den man die auf dem Fluß nach Alexandria gebrachten Waaren den Meerschiffen zuführte. Auch auf die glänzenden Landhäuser und wohlgepflegten Weinberge am Ufer des Sees machte er den Römer aufmerksam, welcher nachdenklich sagte:

„Der Körper dieser Stadt muß wohl gedeihen, denn er hat zwei Magen und zwei Mäuler, durch die er seine Nahrung erhält: ich meine das Meer, und diesen See.“

„Und die Häfen in beiden,“ fügte Pollux hinzu.

„Ganz recht; aber nun wird es Zeit zur Umkehr,“ entgegnete Hadrian, und die Wanderer folgten bald einer nach Morgen führenden Straße. Ohne

Aufenthalt schritten sie durch die stilleren Gassen, in denen Christen wohnten, und endlich auch durch das Judenviertel. In dessen Innerm waren viele Häuser geschlossen und gab es nichts von dem festlichen Treiben, das sich in den Quartieren der Heiden den Sinnen aufdrängte, zu sehen, denn die Strenggläubigen unter den Israeliten hielten sich völlig von der Feier des frohen Tages fern, an der die meisten ihrer Glaubensgenossen, die unter den Hellenen wohnten, theilnahmen.

Zum dritten Male überschritt Hadrian mit seinen Gefährten die kanopische Straße, welche die Stadt, deren größte Verkehrsader sie war, in eine nördliche und südliche Hälfte zerlegte, denn er wünschte von dem Hügel des Paneums aus die gesehenen Einzeldinge in ihrem Verhältniß zu einander und in ihrer Gesammtheit zu überblicken.

Der diese Anhöhe umgebende, sorgfältig gepflegte Garten wimmelte von Menschen, und der Schneckenweg, welcher sich zu ihrer Spitze hinaufwand, war überfüllt mit Frauen und Kindern, die von hier aus das glänzendste Schauspiel des Tages, dem am Abend Aufführungen in allen Theatern folgen sollten, zu sehen begehrten.

Ehe der Kaiser mit seinen Begleitern das Paneum erreicht hatte, drängte die Menge sich dichter zusammen und Einer rief dem Andern zu: „Sie kommen!" „Heute fängt es früh an!" „Da sind sie!"

Lictoren mit Ruthenbündeln auf der Schulter säuberten die breite Straße, welche von der Präfektur im Bruchium aus an dem Paneum vorbeiführte, mit

ihren Stöckchen und achteten nicht auf die spottenden und witzelnden Worte, welche ihnen zugerufen wurden, wo sie sich zeigten.

Eine Frau, die ein römischer Sicherheitswächter mit seinen Fasces zurückdrängte, sagte höhnisch:

„Schenk' mir Deine Ruthen für meine Kinder und brauche sie nicht gegen ruhige Bürger."

„Es steckt ein Beil zwischen den Reisern," fügte ein ägyptischer Schreiber warnend hinzu.

„Her damit," rief ein Fleischer, „ich kann es brauchen, um meine Ochsen zu schlachten."

Den Römern stieg bei diesen Worten das Blut in's Gesicht, aber der Präfekt, der seine Alexandriner kannte, hatte ihnen geboten, taub zu sein, alles zu sehen, aber nichts zu hören.

Jetzt zeigte sich eine Cohorte der zwölften, in Aegypten lagernden Garnison im reichsten Waffen- und Festschmuck.

Hinter ihr her schritten zwei Reihen von besonders stattlichen, bekränzten Lictoren. Ihnen folgten, von dunkelfarbigen Aegyptern geführt, mehrere hundert Thiere der Wildniß, Leoparden und Panther, Giraffen, Gazellen, Antilopen und Hirsche. Dann erschien unter Tambourin- und Leier-, Doppelflöten- und Triangelklang ein reich gekleideter und bunt bekränzter dionysischer Chor, und endlich, von zehn Elephanten und zwanzig weißen Pferden gezogen, ein großes, auf Rädern stehendes, über und über vergoldetes Schiff, welches das Fahrzeug darstellte, auf dem tyrrhenische Seeräuber den jungen Dionysus entführt

haben sollten, nachdem sie den schönen schwarzlockigen Jüngling in seinem Purpurgewande am Ufer gesehen hatten. Aber den Uebelthätern, so erzählte die Mythe weiter, war es nicht lange gestattet gewesen, sich ihres Raubes zu freuen, denn kaum hatten sie das offene Meer erreicht, als die Fesseln des Gottes zu Boden sanken, Weinlaub in schnell aufsprießendem üppigen Wuchs die Segel umrankte, Reben die Raa und Ruder umschlangen, Trauben die Taue beschwerten und Ephen den Mast, die Bänke und Wände des Schiffes umwucherte. Auf dem Land und dem Meer ist Dionysus gleich mächtig. Im Schiff der Seeräuber nahm er die Gestalt eines Löwen an. Die Piraten stürzten sich, von Entsetzen gefaßt, in die See und folgten, in Delphine verwandelt, ihrem verlorenen Fahrzeug.

Dieses hatte Titianus, so wie die homerischen Hymnen es schilderten, aus leichten Stoffen herstellen und schön und reich ausschmücken lassen, um den Alexandrinern einen Augenschmaus zu bereiten und sich in ihm mit seiner Gattin und den vornehmsten Römern, welche die Kaiserin begleiteten, des festlichen Treibens in den Hauptstraßen der Stadt zu freuen.

Jung und Alt, Groß und Klein, Mann und Weib, Griechen, Römer, Juden, Aegypter, Fremde mit heller und dunkler Hautfarbe, schlichtem und wolligem Haar, drängten sich mit gleichem Eifer an den Rand der Straße, um das glänzende Schiff zu sehen.

Hadrian, weit schaulustiger als sein junger, schwer erregbarer Liebling, drängte sich in die vorderste Reihe, und als Antinous sich ihm zu folgen bemühte, riß

ihm ein griechischer Bube, den er beiseite geschoben hatte, die Maske von dem Gesicht, warf sich zu Boden und entschlüpfte behend mit seiner Beute.

Als Hadrian sich nach dem Bithynier umschaute, war das Schiff, auf dem der Präfekt zwischen den Bildern des Kaisers und der Kaiserin stand, und Frau Julia, Balbilla mit ihrer Gefährtin und anderen Römerinnen und Römern saßen, ganz nahe zu ihm herangekommen. Sein scharfes Auge hatte sie erkannt, und weil er fürchtete, daß ihn das unbedeckte Antlitz seines Lieblings verrathen werde, rief er ihm zu:

„Wende Dich um und tritt in die Menge zurück!“

Der Günstling folgte sogleich diesem Gebot und setzte sich, froh dem Gedränge entgangen zu sein, das ihm höchst widerwärtig war, auf eine Bank neben dem Paneum nieder, schaute träumend zu Boden, dachte an Selene und den Strauß, den er ihr gesandt hatte, und sah und hörte nichts von allem, was um ihn her vorging.

Als das geschmückte Schiff des Präfekten den Paneumsgarten verließ und in die kanopische Straße einbog, folgte ihm die Menge schreiend und in dichtem Gedräng.

Wie ein bei einem Wolkenbruch hoch anschwellender Bach riß sie tobend und immer wachsend selbst das Widerstrebende mit sich fort.

Auch Hadrian und Pollux sahen sich gezwungen ihr zu folgen.

Erst in der breiten kanopischen Straße gelang es ihnen festen Fuß zu fassen.

Eine unabsehbar lange Kolonnade begrenzte zur Rechten und Linken den Fahrdamm der breiten, berühmten Straße, die von einem Ende der Stadt zum andern führte. Nach Hunderten zählten die korinthischen Säulen, welche die Decken dieser Wandelgänge trugen. Bei einer von ihnen gelang es dem Kaiser und Pollux, festen Fuß zu fassen und Athem zu schöpfen.

Hadrian's erste Sorge galt seinem Lieblinge, und weil er sich selbst scheute, sich von neuem unter die Menge zu mischen, bat er den Bildhauer, ihn zu suchen und ihn zu ihm zurückzuführen.

„Willst Du mich hier erwarten?" fragte Pollux.

„Ich kenne behaglichere Aufenthaltsorte," seufzte Hadrian.

„Ich auch," entgegnete der Künstler. „Aber die hohe, mit Pappel- und Epheulaub umkränzte Thür da drüben führt in das Haus eines Garkochs, bei dem sich's die Götter selbst wohl sein lassen könnten."

„So bleibe ich dort."

„Aber ich warne Dich, viel zu verzehren, denn des Korinthers Lykortas ‚olympische Tafel' ist das theuerste Wirthshaus in der ganzen Stadt. Nur die großen Geldsäcke sind seine Gäste."

„Schon gut," lachte Hadrian. „Schaff' nur meinem Gehülfen eine neue Maske und bring' ihn mir wieder. Es macht mich dann wohl nicht arm, wenn ich für uns drei eine Mahlzeit bezahle. Am Festtag darf schon etwas draufgehen."

„Wenn's Dich nur nicht reut," entgegnete der

Bildhauer. „So ein Langer wie ich stellt seinen Mann beim Mischkrug und hinter den Schüsseln.“

„Zeige nur, was Du vermagst,“ rief der Kaiser dem Forteilenden nach. „Ich schulde Dir ohnehin noch eine Mahlzeit für das Kohlgericht Deiner Mutter.“

Während Pollux den Bithynier in der Nähe des Paneums suchte, trat der Kaiser in das vornehmste Wirthshaus der wegen der Kunst ihrer Köche berühmten Stadt.

Der Raum, in welchem die meisten Besucher dieses Hauses speisten, bestand aus einem weiten offenen Hofe, welcher auf drei seiner Seiten von bedeckten und an ihren Hinterseiten verschlossenen Säulenhallen umgeben war. In diesen standen Ruhebetten, auf denen die Gäste einzeln, paarweis oder in größeren Gruppen lagen und den Gerichten und Getränken zusprachen, welche die bedienenden Sklaven, hübsche Knaben mit lockigem Haar und schönen Gewändern, auf kleine, niedrige Tischchen stellten.

Hier ging es laut und lustig her, da gab sich ein Feinschmecker schweigend dem Genuß von sorgsam bereiteten Leckerbissen hin; dort drüben der große Kreis von tafelnden Männern schien weit eifriger zu reden als zu essen oder zu trinken, und aus manchem an die Hinterwände der Säulenhallen grenzenden Nebenzimmer tönte Musik und Gesang und das ausgelassene Gelächter von Männern und Frauen.

Der Kaiser verlangte ein eigenes Zimmer, aber alle waren bereits vergeben, und man bat ihn ein

wenig zu warten, denn sehr bald würde eines der Nebengemächer frei werden.

Er hatte seine Maske abgenommen, und obgleich er nicht sonderlich zu fürchten brauchte, in seiner Verkleidung erkannt zu werden, so wählte er doch ein von einem breiten Pfeiler geschütztes Lager in der an der Hinterseite des Hofes gelegenen Halle, welche der hereinbrechende Abend bereits zu verdunkeln begann.

Dort ließ er sich zunächst Wein und einige Austern als Imbiß bringen. Während er sie verzehrte, rief er einen der oberen Aufwärter zu sich heran und verhandelte mit ihm über die Mahlzeit, welche für ihn und seine beiden Gäste in kurzer Zeit aufgetragen werden sollte.

Während dieses Gespräches machte der geschäftige Wirth dem neuen Gaste seine Aufwartung, und als er sah, daß er es mit einem in allen Genüssen der Tafel wohlbewanderten Herrn zu thun habe, blieb er bei ihm und ging auf die vielen Erkundigungen Hadrian's mit höflicher Beflissenheit ein.

In dem von Hallen umgebenen Hofe gab es auch mancherlei zu sehen, das die Fragelust des neugierigsten und wissensdurstigsten Mannes seiner Zeit anregen mußte.

Vor den Augen der Gäste wurden in dem weiten Raume auf Rosten und Herden, an Spießen und in Backöfen die Speisen hergestellt, welche man bei den dienenden Sklaven bestellte.

Auf großen, sauberen Tischen bereiteten die Köche

ihre Werke vor, und der durch Seile abgegrenzte, allen Blicken offenstehende Schauplatz ihrer Thätigkeit war rings von einem kleinen, aber nur mit den auserlesensten Waaren besetzten Markte umgeben.

In zierlicher Anordnung waren hier alle Gemüsearten, welche der ägyptische und griechische Boden erzeugt, dort tadellose Früchte von jeder Farbe und Größe, an einer andern Stelle fertig gebackene, goldgelb schimmernde Pastetchen aufgestellt. Die mit Fleisch, Fischen und kanopischen Muscheln gefüllten waren in Alexandria selbst verfertigt worden, andere, welche Früchte und Blumenblätter enthielten, stammten aus Arsinoe am Mörissee, in dessen Umgebung mit dem besten Erfolg Obstzucht und Kunstgärtnerei betrieben wurde. Fleischwaaren jeder Art lagen und hingen an einer besonderen Stelle. Da gab es saftige Schinken aus Kyrene, italienische Würste und rohe Theile von geschlachteten Thieren zu sehen. Daneben lag und hing Wild und Geflügel in reicher Auswahl, und einen besonders großen Raum des Hofes nahmen die Wasserbehälter ein, in denen die edelsten geschuppten Bewohner des Nils und der Landseen im nördlichen Aegypten, sowie kostbare Muränen und andere Fische von italienischer Zucht umherschwammen. Alexandrinische Krebse, Muscheln, Austern und Langusten von Kanopus und Klysma wurden in besonderen Becken frisch erhalten. Die geräucherte Waare von Mendes und der Mörisseegegend hing an metallenen Stäben, und in einem bedeckten, aber luftigen Raume lagen, vor der Sonne geschützt, frisch

gefangene Fische aus dem mittelländischen und rothen Meere.

Jedem Gast der „olympischen Tafel“ war es gestattet, hier das Fleisch, das Obst, die Spargeln, Fische oder Pastetchen, die er zubereitet zu haben wünschte, selbst auszusuchen.

Der Wirth Lykortas zeigte dem Kaiser einen ältern Herrn, der in dem mit manchem hübsch geordneten Stillleben geschmückten Hofe die Rohstoffe zu dem Gastmahl aussuchte, das er seinen Freunden am Abend dieses Tages zu geben wünschte.

„Alles schön, alles vortrefflich,“ sagte Hadrian, „aber die Mücken und Fliegen, welche die Herrlichkeiten da unten anziehen, sind unerträglich. Auch der starke Speisegeruch verdirbt mir die Freude am Essen.“

„In den Seitengemächern,“ sagte der Wirth, „ist es besser. In dem für Dich bestimmten rüstet man sich bereits zum Aufbruch. Hier hinten bewirthen die Sophisten Demetrius und Pankrates von hier einige große Herren aus Rom, Rhetoren, Philosophen oder dergleichen. Nun bringen sie schon die ersten Lampen und sie tafeln und streiten sich da drin seit dem Frühstück. Da treten die Gäste aus dem Nebengemach; willst Du es haben?“

„Ja,“ entgegnete der Kaiser. „Wenn ein großer junger Mann nach dem Architekten Claudius Venator aus Rom fragt, so führe ihn zu mir.“

„Also ein Baumeister und kein Sophist oder Rhetor,“ sagte der Aufwärter, indem er den Kaiser aufmerksam ansah.

„Silen, — ein Philosoph!“

„O die beiden schreienden Freunde da vorn gehen auch an anderen Tagen nackt und mit zerrissenen Mänteln auf den mageren Schultern einher. Heute lassen sie sich von dem reichen Josephus füttern.“

„Josephus? Das muß ein Jude sein, und da schneidet er tapfer in den Schinken.“

„Es gäbe mehr Schweine in Kyrene, wenn die Israeliten nicht wären! Sie sind griechisch wie wir und essen, was gut schmeckt.“

Hadrian trat in das frei gewordene Gemach, legte sich auf das an der Wand des Nebenzimmers stehende Polster und trieb die Sklaven, welche das von seinen Vorgängern benützte und von Fliegen umschwärmte Speisegeräth abräumten, zur Eile an. Sobald er allein war, lauschte er auf das Gespräch, welches Favorinus, Florus und ihre griechischen Gastfreunde mit einander führten.

Er kannte die beiden ersteren gut, und seinem scharfen Ohre ging kein Wort von dem, was sie sprachen, verloren.

Favorinus lobte mit hoher Stimme, aber in schön fließendem, geschmackvoll betontem Griechisch die Alexandriner.

Er war aus Arelas in Gallien gebürtig, aber keinem Hellenen konnte die Sprache des Demosthenes reiner von den Lippen fließen als ihm.

Die auf sich selbst gestellten, scharfen und betriebsamen Bewohner der afrikanischen Weltstadt waren ihm um Vieles lieber als die Athener. Diese leb-

ten nur noch von der Vergangenheit, die Alexandriner aber durften sich ihrer Gegenwart freuen. Hier lebte noch unabhängiger Sinn, aber am Ilissus gab es nur Knechte, die mit dem Wissen Handel trieben, wie die Alexandriner mit den Waaren Afrikas und den indischen Schätzen. Als er einmal bei Hadrian in Ungnade gefallen war, hatten die Athener seine Bildsäule umgestürzt. Die Gunst und Ungunst der Mächtigen stand ihnen höher als geistige Größe, schwerwiegende Leistungen und hohes Verdienst.

Florus stimmte dem Favorinus im Ganzen bei und erklärte, daß Rom sich von dem geistigen Einfluß Athens befreien müsse; Favorinus aber gab dieß nicht zu, erklärte, daß es Jedem, der die Jugend hinter sich habe, schwer werde Neues zu lernen, deutete so mit leisem Spott auf seines Tafelgenossen berühmtestes Werk, in dem Florus die Geschichte Roms nach den vier Hauptabschnitten des Menschenlebens einzutheilen versucht, das Greisenalter vergessen und nur die Kindheit, Jugend und Mannesreife behandelt hatte. Favorinus warf ihm vor, wie sein Freund Fronto die Biegsamkeit des römischen Genius zu hoch anzuschlagen, und die des hellenischen Geistes zu unterschätzen.

Florus antwortete dem gallischen Redner mit tiefer Stimme derb und mit so schwungvollen Worten, daß der lauschende Kaiser ihm gern seinen Beifall bezeigt hätte und sich still die Frage vorlegen mußte, wie viele Becher sein schwer erregbarer Landsmann seit dem Frühstück getrunken haben möchte.

Als Florus zu erweisen versuchte, daß Rom unter

Hadrian's Regierung auf dem Gipfel seiner Manneskraft stehe, unterbrach ihn sein Gastfreund Demetrius von Alexandria und bat ihn, ihm Einiges über die Person des Kaisers zu erzählen.

Florus kam dieser Bitte willig nach und entwarf ein glänzendes Bild von der Regentenweisheit, dem Wissen und Können des Kaisers.

„Nur Eins," rief er lebendig, „kann ich nicht billigen! Er ist zu wenig in Rom, das nun einmal das Herz der Welt ist. Alles muß er selbst schauen, und darum zieht er ruhelos durch die Provinzen. Ich möchte nicht mit ihm tauschen."

„Diesem Gedanken hast Du auch in Versen Ausdruck gegeben," unterbrach ihn Favorinus.

„Ein Scherz beim Gastmahl. Ich hab' es mir an der ‚olympischen Tafel' dieses vortrefflichen Garkochs täglich gut sein lassen, so lange ich in Alexandria bin und auf den Kaiser warte."

„Wie lautet Deine Dichtung?" fragte Pankrates.

„Ich vergaß sie, und sie verdient kein besseres Loos," erwiederte Florus.

„Ich aber," lachte der Gallier, „hab' ihren Anfang behalten. Die ersten Verse lauten, denke ich, also:

‚Cäsar sein, das laß ich Andern:
Um Britannien zu durchwandern
Und in Scythien einzuschnein,
Möcht' ich nimmer Cäsar sein.'"

Hadrian schlug bei diesen Worten mit der Faust in die Linke, und während die Schmausenden Vermuthungen austauschten, warum er so lange von

Alexandria fern bleibe, nahm er das doppelte Schreibtäfelchen, welches er stets in seinem Geldbeutel zu tragen pflegte, und ritzte rasch die folgenden Verse in das Wachs:

„Florus sein, das laß ich Andern:
Denn die Kneipen zu durchwandern,
Sich beim Garkoch in Baracken,
Wo uns fette Mücken zwacken,
Festzupflanzen, zu begraben,
Florus liebt's; ich mag's nicht haben.“ *)

Kaum hatte er diese Worte, still vor sich hinschmunzelnd, vollendet, als ihm der Aufwärter den Bildhauer Pollux zuführte.

Der Künstler hatte Antinous nicht gefunden, sprach die Vermuthung aus, daß der junge Mann wohl nach Hause gegangen sei, und bat dann den Kaiser, ihn nicht lange bei der Mahlzeit zurückzuhalten, denn er sei seinem Meister Papias begegnet, und dieser habe sich über sein langes Ausbleiben sehr unwillig gezeigt.

Hadrian machte sich nichts mehr aus der Gesellschaft des Künstlers. Die Unterhaltung im Nebenzimmer erschien ihm weit fesselnder, als die des braven Burschen. Er wollte auch selbst früh aufbrechen, denn er fühlte sich beunruhigt. Antinous konnte wohl leicht den Weg auf die Lochias finden, aber Erinnerungen an die schlimmen Zeichen, die er in dieser Nacht am

*) Durch Spartian aufbewahrte Verse des Florus und Hadrian. Die Uebersetzung des Verfassers schließt sich eng an die freilich nicht gereimten Originale.

Himmel gesehen hatte, flogen, wie Fledermäuse durch einen Festsaal, mitten in die Luft hinein, der er sich, um seine Freiheit auszugenießen, wieder und wieder hinzugeben versuchte.

Auch Pollux war nicht so unbefangen heiter wie sonst. Die lange Wanderung hatte ihn sehr hungrig gemacht, und er sprach den vortrefflichen Gerichten, welche auf Befehl seines Wirthes schnell hinter einander aufgetragen wurden, so kräftig zu und leerte die Becher so fleißig, daß der Kaiser erstaunte; aber je mehr es für ihn zu bedenken gab, desto weniger kam er zum Reden.

Den Vorwürfen seines Meisters war er, Pollux, vorhin damit entgegengetreten, daß er ihm kurz und rund und ohne zu erwägen, wie leicht es für ihn gewesen sein würde, sich in Güte von ihm zu trennen, den Dienst gekündigt hatte.

Nun stand er auf eigenen Füßen und es drängte ihn, Arsinoe und seinen Eltern mitzutheilen, was er gethan.

Während des Speisens kam ihm seiner Mutter Rath in den Sinn, sich um die Gunst und Fürsprache des Baumeisters, dessen Gast er war, zu bemühen; aber er unterließ es, denn er war gewöhnt alles sich selbst zu verdanken, und wenn er auch die geistige Ueberlegenheit des gewaltigen Mannes ihm gegenüber noch immer fühlte, so hatte ihn sein Gang durch die Stadt dem Römer doch nicht näher gebracht. Zwischen ihm und dem rastlosen, neugierigen Graubart, der so viele Antworten verlangte, daß kein Anderer zum Fragen Zeit behielt, und der, wenn er schwieg, so

unnahbar tiefsinnig aussah, daß man ihn nicht zu stören wagte, erhob sich eine unübersteigbare Schranke. Der kecke Künstler hatte es dennoch zuweilen versucht, sie zu durchbrechen, aber sich jedesmal gleich darauf der üblen Empfindung, etwas Unschickliches gethan zu haben, nicht zu entziehen vermocht. Er kam sich im Verkehr mit dem Baumeister vor wie ein recht stattlicher Hund, der mit einem Löwen spielt, und dieses Spiel konnte zu nichts Gutem führen. So waren denn Gast und Wirth aus mancherlei Gründen zufrieden, als die letzte Schüssel abgetragen wurde.

Ehe Pollux das Gemach verließ, übergab ihm der Kaiser das Täfelchen mit den von ihm gedichteten Versen, und bat ihn schmunzelnd, es dem Thorhüter des Cäsareums für den Römer Annäus Florus zu übergeben. Er trug dem Bildhauer noch einmal dringend auf, sich nach seinem jungen Freunde umzusehen und ihm, wenn er ihn auf der Lochias finden sollte, zu sagen, daß er, Claudius Venator, bald heimkehren würde.

Der Künstler ging seiner Wege.

Hadrian horchte noch eine Zeit lang auf das, was man neben ihm redete. Nachdem er eine Stunde lang vergebens auf eine neue Erwähnung seiner Person gewartet hatte, zahlte er seine Zeche und trat in die festlich beleuchtete kanopische Straße. Dort mischte er sich unter die jubelnde Menge und suchte, langsam vorwärts schreitend, mißmuthig und beunruhigt seinen verschwundenen Liebling.

Drittes Kapitel.

Antinous irrte, um seinen Gebieter zu suchen, unter der Menge umher.

Wo er zwei besonders große Männergestalten sah, ging er ihnen nach, aber immer nur, um bald zu finden, daß er einer falschen Fährte gefolgt sei.

Ernste und andauernde Anstrengungen waren nicht seine Sache, und so gab er denn, sobald er zu ermüden begann, das Suchen auf und setzte sich auf eine steinerne Bank im Paneumsgarten nieder.

Zwei cynische Philosophen mit zerzausten Haaren, struppigem Bart und zerrissenen Mänteln auf dem frierenden Leibe, setzten sich neben ihn nieder und ergingen sich in lauten Schmähworten über die Huldigung, welche heute den äußeren Dingen und gemeinen Genüssen widerfuhr, über die elenden Sinnenknechte, welche statt der Tugend Lust und Glanz für den Endzweck des Daseins hielten.

Um von den Umstehenden gehört zu werden, sprachen sie mit lauter Stimme, und der Aeltere von

ihnen schwang dabei seinen knorrigen Stab so heftig, als ob er sich gegen einen Angreifenden zu vertheidigen habe.

Antinous fühlte sich von dem häßlichen Aussehen, der rohen Art und den kreischenden Stimmen dieser Leute verletzt.

Als er, auf den die Rede der Cyniker besonders gemünzt zu sein schien, sich erhob, schmähten sie ihm nach und verspotteten seinen Aufzug und sein gesalbtes Haar.

Der Bithynier entgegnete nichts auf ihre Scheltreden. Sie waren ihm widerwärtig, aber er dachte, daß sie den Kaiser vielleicht ergötzt haben würden.

Gedankenlos schlenderte er fort.

Die Straße, in der er sich befand, mußte zum Meere führen, und hatte er dieses einmal erreicht, so konnte er die Lochias auch nicht mehr verfehlen.

Als es dunkelte, stand er dann auch vor dem Thorhüterhäuschen und erfuhr hier von Frau Doris, daß der Römer und Pollux noch nicht zurückgekehrt wären.

Was sollte er allein in dem weiten, öden Palast?

Waren denn nicht heute selbst die Sklaven frei?

Warum konnte er nicht auch einmal ungebunden und auf sich selbst gestellt das Leben genießen?

Ganz erfüllt von dem Wohlgefühl, sein eigener Gebieter zu sein und auf selbstgewählten Wegen wandern zu können, schritt er vorwärts, und als er an der Bude eines Kranzhändlers vorbei kam, begann er wieder lebhafter an Selene und den Strauß zu

denken, der sich nun längst in ihren Händen befinden mußte.

Er hatte heute Morgen von Pollux gehört, daß die Tochter des Verwalters in einem kleinen Hause unweit des Meeres im Garten der Wittwe des Pudens von Christen gepflegt werde. Ja, der Bildhauer war sehr lebhaft geworden, als er ihm erzählt hatte, daß er in das erleuchtete Zimmer geblickt und sie gesehen habe. Sie sei ein herrliches Geschöpf, hatte er gerufen, und schöner wäre sie ihm niemals vorgekommen, als in der ruhenden Stellung auf ihrem Lager.

Antinous erinnerte sich jetzt dieses Berichtes und er wollte den Versuch wagen, die Jungfrau, deren Bild ihm Herz und Sinn erfüllte, wiederzusehen.

Es war dunkel geworden und das gleiche Licht, welches dem Bildhauer gestattet hatte, in Selenens Züge zu schauen, konnte sie auch ihm an diesem Abend zeigen.

Erregt, sehnsuchtsvoll stieg er in die erste Sänfte, welche ihm begegnete.

Die schwarzen Träger derselben waren ihm viel zu langsam, und mehr als einmal warf er ihnen so viel Geld zu, wie sie sonst in einer Woche verdienten, um sie zu rascherem Laufe anzutreiben. Endlich erreichte er sein Ziel; als er aber sah, daß mehrere weißgekleidete Männer und Frauen in den Garten traten, befahl er den Schwarzen ihn weiter zu tragen.

Bei einer schmalen dunklen Gasse, welche die Ostseite des großen Grundstücks der Wittwe des Pudens

nach Osten hin begrenzte und zum Meere hinführte, ließ er halten, stieg aus der Sänfte und befahl den Trägern auf ihn zu warten.

Vor dem Gartenthor fand er wieder zwei weißgekleidete Männer und einen der cynischen Philosophen, die mit ihm auf der Bank beim Paneum gesessen hatten.

Ungeduldig schritt er auf und nieder, um das Verschwinden dieser Leute abzuwarten, und durchschritt dabei häufig das Licht der an der Pforte befestigten Fackeln.

Des dürren Cynikers weit hervortretende Augen waren überall, und sobald er den auf und nieder schreitenden Bithynier bemerkt hatte, warf er seinen knochigen Arm in die Luft und rief, indem er mit seinem lang ausgestreckten Zeigefinger auf ihn hinwies, halb den Christen, mit denen er geredet hatte, halb dem Jüngling zu:

„Was will der Geck, der aufgeputzte Hansnarr? Ich kenne den Burschen! Mit seiner glatten Larve und dem silbernen Köcher auf der Schulter meint er, er wäre die Liebe in eigener Person. Fort da, Du Ratte. Die Frauen und Jungfrauen hier drinnen wissen sich vor Straßenläufern in rosenfarbigen Lappen zu hüten. Fort da, sonst machst Du mit den Sklaven und Hunden der edlen Paulina Bekanntschaft. He, Thorhüter, he! Gib ein wenig Acht auf den Burschen."

Antinous entgegnete nichts auf diese Worte, sondern zog sich langsam zu seiner Sänfte zurück.

„Vielleicht morgen, wenn es heute nicht geht," dachte er beim Vorwärtsschreiten, und sann auf kein

neues Mittel, sein Ziel, nach dem er sich doch innig sehnte, zu erreichen.

Das Hinderniß, welches sich ihm in den Weg stellte, war kein Hinderniß mehr, sobald er ihm aus dem Weg ging, und wie schon häufig, so handelte er auch heute nach dieser Erwägung.

Die Sänfte stand nicht mehr da, wo er sie verlassen. Ihre Träger waren mit ihr in die zum Meer führende Gasse getreten, denn das einzige an ihrer östlichen Seite gelegene Häuschen gehörte einem Fischer, dessen Frau dünnes pelusinisches Bier ausschenkte.

Antinous ging auf den mit gebogenen Feigenästen bedeckten Spaliergang zu, unter dem die Schwarzen beim matten Licht einer dampfenden Oellampe saßen, um sie zu rufen.

Es war finster in der Gasse, aber an ihrem Ende schimmerte hell das vom Mondlicht beglänzte Meer. Das Geplätscher der Wogen lockte ihn an, und so schlenderte er bis an das steinige Ufer vorwärts. Als er dort einen Kahn bemerkte, der sich zwischen zwei Pfählen schaukelte, kam es ihm in den Sinn, daß es vielleicht möglich sein könnte, das Haus, in dem Selene weilte, von der Seeseite her zu erblicken.

Die Seile, welche das Boot festhielten, ließen sich ohne Schwierigkeit lösen.

Er that es, setzte sich in den Nachen, legte Köcher und Bogen hinein, stieß ihn mit einem der Riemen, die auf dem Boden des Fahrzeugs lagen, vom Lande ab und fuhr mit gleichmäßigen Ruderschlägen dem langen Lichtstreifen entgegen, mit dem

der Mondschein die Spitzen der leicht bewegten Wellen wie mit ruhelos zitternden Silberflittern verbrämte.

Dort lag der Garten der Wittwe des Pudens!

In dem weißen Häuschen da drüben mußte wohl die schöne bleiche Selene ruhen; aber obgleich er hier hin und dort hin, vorwärts und rückwärts ruderte, so wollte es ihm doch nicht gelingen das Fenster zu erspähen, von dem ihm Pollux erzählt hatte.

War es nicht möglich eine Stelle zu finden, bei der er anlegen und von der aus er in den Garten gelangen konnte?

Da lagen zwei Kähne, aber der vermauerte kleine Kanal, in dem sie ruhten, war durch ein eisernes Gitterthor verschlossen.

Dort die in das Meer vorgebaute und mit einem Geländer von zierlichen Säulchen umgebene Plattform hatte hohe, glatte, steil in das Wasser abfallende Wände. Aber das, was unter den beiden, aus der gleichen Wurzel schlank hervorgesprossenen Palmen glänzte, war das nicht eine in die See hinabführende Treppe von hellem Marmor?

Antinous senkte den rechten Riemen in die Wellen, um mit geübter Hand seinem Fahrzeug eine neue Richtung zu geben, und verkleinerte den Winkel seines gebogenen Armes, um die Handhabe des Ruders, welches das Wasser zurückdrängte, an sich zu ziehen. Aber er führte diese Bewegung nicht zu Ende, ja, er hob durch einen nach der entgegengesetzten Richtung hin geführten Ruderschlag ihre Wirkung auf, denn eine seltsame Erscheinung fesselte seine Aufmerksamkeit.

Auf der vom Monde hell beleuchteten Plattform zeigte sich eine weißgekleidete Gestalt mit langen, wallenden Haaren.

Wie sonderbar sie sich bewegte!

Bald schwankte sie hier hin, bald dort hin, bald blieb sie stehen und hob die Hände bis zu ihrem Haupte empor.

Antinous schauderte, denn er mußte an die Dämonen denken, von denen der Kaiser oftmals redete. Sie sollten halb zum Geschlecht der Menschen, halb zu dem der Götter gehören und sich zuweilen den Sterblichen zeigen.

Oder war Selene gestorben und die weiße Gestalt da oben ihr schwankender Schatten?

Antinous schmiegte seine Finger fester um die Handhaben der beiden nun über dem Wasser schwebenden Ruder und starrte, weit vorgebeugt, mit tiefen Athemzügen auf das geheimnißvolle Wesen, welches jetzt das Säulengeländer der Plattform erreichte, jetzt — er sah es deutlich — beide Hände auf das Angesicht preßte, jetzt sich tief über die Brüstung beugte und nun —

Wie in hellen Nächten ein Stern vom Himmel, wie im Herbst eine Frucht vom Baume fällt, so sank jetzt die weiße Frauengestalt von der Plattform hernieder. Ein lauter Angstschrei durchschnitt die Ruhe der stillen, die Welt mit ihrem Schleier bedeckenden Nacht, und fast im gleichen Augenblick klatschte und dröhnte das feuchte Element laut auf, und in tausend gen Himmel spritzenden Wassertropfen spiegelten sich,

kühl und glänzend wie immer, die Strahlen des Mondes.

War das der schläfrige Träumer Antinous, welcher jetzt im Nu seine Riemen in's Wasser senkte, sie kraftvoll an sich zog, und als die Gestalt der Ertrinkenden wenige Sekunden nach ihrem Sturze dicht neben seinem Nachen auftauchte, die ihn hindernden Ruder von sich warf?

Weit über den Bord des Nachens gebeugt, erfaßte er das Gewand der Ertrinkenden, die eine Frau war und kein Dämon oder Schatten, und zog sie zu sich heran.

Es gelang ihm, sie hoch über dem Wasser zu halten; als er sie aber ihrem feuchten Bett zu entreißen und in den Kahn zu heben versuchte, wurde das die eine Seite des Nachens belastende Gewicht zu schwer, das Fahrzeug schlug um und Antinous glitt in die See.

Ihm nach stürzten der silberne Köcher und Bogen.

Der Bithynier war ein guter Schwimmer.

Ehe die weiße Gestalt von neuem zu sinken vermochte, hatte er sie wiederum mit der Rechten ergriffen und trieb sie, indem er Sorge trug, daß ihr Haupt den Spiegel des Wassers nicht mehr berührte, und indem er mit dem linken Arm und den Füßen die Wellen zertheilte, nach derjenigen Stelle hin, an der er ein Treppchen zu sehen gemeint hatte.

Sobald seine Füße festen Grund fanden, nahm er die Gerettete in beide Arme.

Ein freudiges „Ah!“ tönte von seinen Lippen, als die marmornen Stufen dicht vor ihm lagen.

Ohne Säumen erstieg er sie und schritt dann mit seiner nassen, leblosen Bürde schnell und elastisch der Plattform entgegen, auf der er Ruhebänke bemerkt hatte.

Die breite, mit glatten Marmorfliesen belegte Oberfläche des stattlichen, in das Meer hineingebauten Altanes war hell beleuchtet und das Weiß des Gesteines verstärkte das Licht der Strahlen des Mondes mit seiner eigenen Leuchtkraft.

Da standen die Ruhebänke, welche Antinous von fern erblickt hatte.

Auf die erste ließ er seine Last nieder, und ein Gefühl von dankbarer Freude durchbebte warm seinen frierenden Körper, als die aus dem Wasser Gezogene einen leisen, schmerzlichen Laut ausstieß, der ihn lehrte, daß er nicht vergebens gehandelt habe.

Behutsam schob er seinen Arm zwischen die harte Seitenlehne der marmornen Bank und ihr Haupt, um dieses weicher zu betten.

Volles Haar bedeckte in nassen Strähnen wie ein dichter, zerrissener Schleier ihr Antlitz.

Er strich es erst nach der rechten und dann nach der linken Seite langsam zurück, und jetzt — jetzt sank er, als habe ihn ein aus dem blauen Himmel niederzuckender Blitzstrahl getroffen, vor ihr auf die Kniee, denn das waren ihre, das waren Selenens Züge, und das bleiche Weib, vor dem er hier kniete, war sie, die er liebte!

Außer sich, bebend vom Scheitel bis zur Sohle, zog er sie mit seiner Rechten zu sich heran, um sein Ohr ihrem Munde zu nähern, um zu lauschen, ob

er sich nicht getäuscht habe, ob sie nicht dennoch ein Opfer der Fluten geworden, um zu prüfen, ob kein warmer Hauch den Weg über ihre kühlen, bleichen, regungslosen Lippen finde.

Ja, sie athmete, sie lebte!

In dankbarer Erregung schmiegte er seine Wange an die ihre.

O wie kalt sie war, wie eisig, wie todeskalt!

Die Fackel ihres Lebens war im Verglimmen, aber er wollte, er konnte, er durfte sie nicht erlöschen lassen, und so besonnen, so rasch und entschlossen wie der thatkräftigste unter den Männern hob er sie wieder in die Höhe, legte sie, als wäre sie ein Kind, auf beide Arme und trug sie zu dem Hause, dessen weiße Wand aus dem Buschwerk hinter der Plattform hervorschimmerte.

Das Lämpchen in dem Zimmer Frau Hanna's, das Selene vor Kurzem verlassen, brannte noch immer; vor dem Fenster, aus dem sein matter Schein in die Mondnacht hinausflimmerte, lagen die Blumen, deren Duft der Kranken weh gethan hatte, sammt dem Thonkruge Hanna's auch jetzt noch am Boden.

War dieser Strauß sein eigenes Geschenk?

Vielleicht.

Aber das erleuchtete Gemach, in welches er schaute, konnte kein anderes sein, als das Krankenzimmer, welches ihm durch des Bildhauers Erzählung bekannt war.

Die Pforte des Hauses stand offen und auch die des Gemaches, in dem er ihr Lager bemerkt hatte, war unverschlossen.

Er schlug die Thür mit dem Fuß zurück, drang in das Zimmer und legte Selene auf das leere Bett.

Da ruhte sie wie eine Verstorbene, und als er in ihre stillen, von dem Ernst eines großen Schmerzes geweihten Züge sah, erfaßte ein Kummer, ein Mitleid, eine Rührung ohnegleichen sein Herz, und wie ein Bruder zu seiner schlummernden Schwester, so neigte er sich zu Selenen hinab und küßte ihre Stirn.

Da regte sie sich, schlug die Augen auf, starrte ihm in's Antlitz, und dabei war ihr Blick so voll Entsetzen, so wirr, so gläsern und unheimlich, daß er schaudernd von ihr zurücktrat und mit erhobenen Händen nur leise zu stammeln vermochte:

„O Selene, Selene, erkennst Du mich nicht?"

Aengstlich schaute er bei dieser Frage der Geretteten in's Antlitz; aber sie schien ihn nicht zu hören und es regte sich an ihr nichts als die Augen, welche langsam jeder seiner Bewegungen folgten.

„Selene!" rief er noch einmal, erfaßte ihre schlaff herniederhängende Hand und zog sie heftig an seine Lippen.

Da jammerte sie laut auf, ein Schauder schüttelte ihren Leib, ächzend und stöhnend wandte sie sich um, und im gleichen Augenblick wurde die Thür geöffnet, die verwachsene Maria trat in das Zimmer und stieß einen gellenden Angstschrei aus, als sie Antinous bei dem Lager ihrer Freundin erblickte.

Der Jüngling schrak zusammen, und wie ein Dieb, der bei seinem Raube überrascht wird, floh er in die Nacht hinaus, durch den Garten, und ohne aufgehalten zu werden bis zu der auf die Straße führenden Pforte.

Hier trat ihm der Thorhüter entgegen, er aber warf ihn mit einem kräftigen Stoße zurück, und als der in seinem Amt ergraute Mann ihn, während er die Pforte aufstieß, an seinem nassen Chiton festhielt, rannte der Jüngling weiter, zog seinen Verfolger ein Stück mit sich fort und stürmte wie beim Wettlauf im Gymnasium in langen Sätzen die Straße hinunter, als er fühlte, daß sein Verfolger, in dessen Hand ein Theil seines Kleides zurückgeblieben war, es aufgegeben habe ihm nachzueilen.

Des Pförtners Geschrei mischte sich in den frommen Gesang der im Landhause der Wittwe Paulina versammelten Christen, von denen einige hinauseilten, um den Friedensstörer festzuhalten.

Aber der junge Bithynier war schneller als sie und durfte sich für völlig geborgen halten, nachdem es ihm gelungen war, sich in einen Festzug zu drängen. Halb freiwillig, halb gezwungen folgte er der trunkenen Schaar, die von dem Innern der Stadt aus der See zustrebte, um an ihrem Ufer auf einer einsamen Stelle östlich von Nikopolis nächtliche Mysterien zu feiern.

Das Ziel des singenden, heulenden, tobenden Schwarms, bis zu dem Antinous fortgerissen wurde, lag zwischen Alexandria und Kanopus und war weit von der Lochias entfernt. So kam es, daß Mitternacht längst vorbei war, als der Günstling mit zerrissenen Kleidern, beschmutzt und außer Athem seinem Gebieter endlich wieder entgegenzutreten vermochte.

Viertes Kapitel.

Hadrian hatte Antinous seit mehreren Stunden erwartet, und die Ungeduld und der Unwille, die ihn schon so lange erfüllten, spiegelten sich deutlich genug auf seiner ingrimmig zusammengezogenen Stirn und in dem drohenden Blick seiner Augen wieder.

„Wo warst Du?“ herrschte er Antinous zu.

„Ich konnt' euch nicht finden, und da nahm ich einen Kahn und fuhr in die See.“

„Du lügst.“

Antinous zuckte statt jeder Antwort die Achseln.

„Allein?“ fragte Hadrian milder.

„Ja.“

„Zu welchem Zweck?“

„Ich sah in die Sterne.“

„Du?“

„Darf ich nicht auch einmal ihre Bahnen verfolgen?“

„Warum nicht? Die Lichter da oben leuchten so gut für Narren wie für Weise. Auch Esel werden

unter guten oder schlechten Sternen geboren. Das eine Grauthier erwirbt ein hungriger Grammatiker und füttert's mit verbrauchtem Papyrus, das andere kommt in den Dienst des Kaisers und wird gemästet und findet Zeit, des Nachts nach dem Himmel zu schauen. Wie Du aussiehst!"

„Der Kahn schlug mit mir um und ich fiel in's Meer."

Hadrian erschrak, und als er das wirre Haar seines Lieblings, in dem der Nachtwind das Salzwasser getrocknet hatte, und seinen zerrissenen Chiton bemerkte, rief er besorgt:

„Gleich gehst Du und läßt Dich von Mastor trocknen und salben. Der kam auch zurück wie ein geprügelter Hund und mit gerötheten Augen. Es stellt sich alles auf den Kopf an diesem verwünschten Abend. — Du siehst aus wie ein Sklave, der mit Doggen gehetzt ward. Trink' einige Becher Wein und dann lege Dich nieder."

„Wie Du befiehlst, großer Cäsar."

„So feierlich? Mein Esel hat Dich geärgert."

„Du wußtest sonst freundlichere Worte für mich zu finden."

„Und ich finde sie wieder, finde sie wieder. Nur heute nicht; geh' jetzt in's Bett."

Antinous entfernte sich, der Kaiser aber ging mit langen Schritten, indem er die Arme über der Brust kreuzte und finster zu Boden schaute, in seinem Gemache auf und nieder. Sein abergläubischer Sinn fühlte sich tief beunruhigt von einer Reihe von bösen

Zeichen, die ihm nicht nur in der letzten Nacht am Himmel, sondern auch auf seinem Wege zur Lochias begegnet waren und sich jetzt schon zu erfüllen begannen.

In übler Stimmung hatte er die Garküche verlassen, die schlimmen Vorbedeutungen ängstigten ihn, und wenn er nach seiner Heimkehr Dinge gethan hatte, die ihm jetzt schon mißfielen, so hatten diese sicher keine bösen Dämonen, sondern sein von Besorgniß vor ihnen umdüsterter Sinn verschuldet.

Aeußere Einflüsse waren es freilich gewesen, welche ihn zum Zeugen eines gegen das Haus eines reichen Israeliten gerichteten Ueberfalls der erregten Menge gemacht hatten, und einem ärgerlichen Ungefähr war es zuzuschreiben, daß er bei dieser Veranlassung mit Verus zusammengetroffen war, der ihn bemerkt und erkannt hatte.

Die bösen Geister trieben heute ihr Spiel, aber das, was er später auf der Lochias thun und erleben sollte, das wäre gewiß an einem glücklicheren Tage oder vielmehr bei ruhigerer Stimmung seines Gemüths ungeschehen geblieben, daran war er selbst Schuld, er allein und kein schlimmes Ungefähr, keine Tücke hämischer Dämonen. Hadrian schrieb freilich diesen alles zu, was er gethan hatte, und hielt es darum für unabänderlich. Gewiß ein gutes Mittel, sich der lästigen Pflicht zu entziehen, ein begangenes Unrecht wieder gut zu machen; aber das Gewissen ist eine Tafel, in die eine geheimnißvolle Hand jede unserer Thaten unbeschönigt einträgt, und auf der alles, was

wir begehen, schonungslos beim rechten Namen genannt wird.

Manchmal gelingt es wohl, die sie bedeckende Schrift für kurze oder längere Zeit zu verwischen und zu verdunkeln, oftmals aber leuchten die Lettern in dieser Tafel mit unheimlich hellem Glanze auf und nöthigen das innere Auge, sie zu schauen und zu beachten.

Hadrian fühlte sich in dieser Nacht gezwungen, die Aufzeichnung seiner Handlungen zu lesen, und unter ihnen befand sich manche blutige Unthat, mancher kleinliche, auch eines weit geringeren Mannes unwürdige Frevel; aber die Schrift in der Tafel erzählte auch von streng erfüllter Pflicht, von redlicher Arbeit, von rastlosem Ringen nach großen Zielen und dem nie ermüdenden Streben, die Fühlfäden des Geistes bis zu den fernsten, für das menschliche Sinnen und Denken noch erreichbaren Grenzen auszustrecken.

In dieser Stunde dachte Hadrian nur an seine üblen Thaten und gelobte den Göttern, über die er mit seinen philosophischen Freunden spottete und an die er sich dennoch wandte, so oft er das Unzureichende seiner Kräfte und Mittel empfand, hier einen Tempel zu bauen, dort Opfer schlachten zu lassen, um alte Verbrechen zu sühnen und ihren Groll zu beschwichtigen.

Es war ihm zu Sinne wie einem Großen, den die Ungnade seines Gebieters bedroht und der ihn durch Geschenke für sich zu gewinnen versucht. Der muthige Römer ängstigte sich vor unbekannten Ge-

fahren, aber von dem heilsamen Schmerze der Reue blieb er völlig verschont.

Vor kaum einer Stunde hatte er, sich selbst vergessend, seine Macht gegen einen Schwächern schmählich mißbraucht, und es verdroß ihn, so und nicht anders gehandelt zu haben; aber es kam ihm nicht in den Sinn, seinen Stolz zu demüthigen und durch eine dem Gekränkten bewilligte Genugthuung das verübte Unrecht stillschweigend einzugestehen.

Oft fühlte er tief seine menschliche Schwäche, aber es war ihm auch möglich, an die Göttlichkeit seiner kaiserlichen Person zu glauben, und das gelang ihm stets am leichtesten, wenn er Jemand, der kühn genug gewesen war, ihn zu verletzen oder seine Ueberlegenheit nicht anzuerkennen, zertreten hatte.

Verhängten nicht auch die Himmlischen die schwersten Strafen über ihre Verächter?

Heute hatte der sterbliche Jupiter wieder einmal einen allzu kühnen Erdensohn mit seinem Donnerkeil zu Boden geschmettert, und sein Opfer war dießmal der Sohn des Thorhüterpaares gewesen.

Der Bildhauer hatte freilich das Unglück gehabt, Hadrian's empfindlichste Stelle unsanft zu berühren; aber man verwandelt sich nicht so schnell aus einem freundlich gesinnten Gönner in einen schonungslosen Gegner, wenn man nicht, wie das bei dem Kaiser der Fall war, sich gewöhnt hat, aus einer Stimmung in die andere zu springen, und wenn man nicht sich der Macht bewußt ist, den Willen zum Guten und Bösen sofort in Thaten umzusetzen.

Des Bildhauers Können hatte dem Kaiser Achtung eingeflößt, sein frisches, unbefangenes Wesen ihm anfänglich zugesagt und ihn belustigt; aber schon während seiner Wanderung mit ihm durch die Straßen war ihm die dreiste Art, mit der sich der junge Mann ihm gleichstellte, unbequem geworden.

In seiner Werkstätte sah er in Pollux nur den Künstler und freute sich seiner vollsaftigen, übersprudelnden Kraft; außerhalb derselben, unter Menschen gewöhnlichen Schlages, von denen er Ehrfurcht zu ernten gewohnt war, erschien ihm sein Reden und Sein unziemlich, frech, schwer zu ertragen.

Beim Garkoch hatte der kräftige Esser und Trinker, der ihn neckend anhielt, auch seinerseits wacker einzuhauen, um dem Wirthe nichts zu schenken, den Kaiser mit Abneigung erfüllt.

Als Hadrian sodann, verstimmt und von üblen Vorzeichen geängstigt, ohne Antinous auf die Lochias zurückkehrte und auch dort seinen Liebling nicht fand, ging er ungeduldig in der Musenhalle auf und nieder und verschmähte es, dem Bildhauer, welcher laut hinter seinen Schranken wirthschaftete, ein Willkommen zu bieten.

Pollux hatte ebenso schlechte Stunden verlebt wie der Kaiser.

Als er, um Arsinoe wiederzusehen, bis an die Schwelle der Verwalterwohnung vorgedrungen war, hatte Keraunus ihm den Weg vertreten und ihn mit schnöden Worten heimgesandt.

In der Musenhalle hatte er seinen Meister ge-

funden und war mit demselben in einen heftigen Streit gerathen; denn Papias, dem er den Dienst von neuem gekündigt, war zornig geworden und hatte ihm befohlen, sein eigenes Werkzeug sogleich von dem seinen zu sondern, dieses zu ihm zurückzubringen und sich in Zukunft sowohl von seinem Hause, als von den Arbeiten auf der Lochias fernzuhalten.

Schlimme Worte waren dabei von beiden Seiten gefallen, und als Pollux, nachdem sein früherer Lehrherr den Palast verlassen hatte, den Baumeister Pontius zu suchen begann, um mit ihm über seine Zukunft zu reden, da erfuhr er, daß derselbe sich vor Kurzem entfernt habe und erst am nächsten Morgen wiederzukehren gedenke.

Nach kurzem Besinnen faßte er nun den Entschluß, dem Befehl des Papias zu folgen und seine eigenen Werkzeuge zusammenzupacken.

Ohne des Kaisers Anwesenheit zu bemerken, warf er diese Hämmer, Modellirhölzer und Meißel in einen, jene in einen andern Kasten, und verfuhr dabei so schonungslos, als sei er gewillt, die unschuldigen Geräthe für die bösen Dinge, welche ihm widerfahren waren, zu strafen.

Zuletzt fiel ihm die von Hadrian geformte Büste Balbilla's in's Auge.

Die häßliche Fratze, über die er gestern gelacht hatte, ärgerte ihn heute, und nachdem er sie minutenlang aufmerksam betrachtet hatte, wallte sein Blut ingrimmig auf, und jählings riß er eine Latte von dem Verschlage und schlug mit ihr auf das Zerrbild so

wüthend los, daß der trockene Thon zersprang und seine Trümmer weithin durch die Werkstätte flogen.

Der wilde Lärm hinter des Bildhauers Schranken veranlaßte den Kaiser, seine Wanderung zu unterbrechen und nachzusehen, was der Künstler dort treibe.

Unbemerkt schaute er seinem Zerstörungswerke zu, und dabei schoß ihm das Blut in den Kopf und der Zorn zog seine Brauen zusammen, trieb eine blaue Ader inmitten seiner Stirn hoch auf und furchte über seinen Augen drohende Falten.

Der große Meister der Staatskunst hätte es leichter ertragen, sich einen schlechten Regenten nennen zu hören, als seine Kunstleistungen verworfen zu sehen.

Wer sicher empfindet, Großes geleistet zu haben, der lächelt über den Tadel; aber wer sich ungewiß fühlt, hat Grund ihn zu fürchten, und läßt sich leicht hinreißen, denjenigen zu hassen, welcher ihn ausspricht.

Hadrian bebte vor Zorn und seine Faust war geballt, als er sie gegen Pollux erhob und, ganz dicht an ihn herantretend, mit grollender Stimme fragte:

„Was soll das?“

Der Bildhauer schaute sich nach dem Kaiser um und entgegnete, indem er seine Latte zu einem neuen Streiche erhob:

„Ich schaffe die Fratze dort aus der Welt, weil sie mich ärgert.“

„Komm her!“ schrie der Kaiser, griff mit seiner nervigen Hand in den Gürtel, der den Chiton des Bildhauers umgab, zog den Ueberraschten vor seine

Urania, riß ihm die Latte aus der Rechten, schlug der kaum vollendeten Bildsäule die Schulter vom Rumpfe und rief dabei, indem er die Stimme des Jünglings nachäffte:

„Ich schaffe dieß Stümperwerk aus der Welt, weil es mich ärgert.“

Dem Künstler sanken die Arme.

Befremdet, entrüstet starrte er den Zerstörer seiner Arbeit an und rief ihm in's Antlitz:

„Verrückter, nun ist es genug. Noch ein Schlag und Du machst mit meinen Fäusten Bekanntschaft.“

Hadrian lachte kalt und schneidig auf, warf Pollux die Latte vor die Füße und sagte:

„Urtheil gegen Urtheil; so ist es gerecht.“

„Gerecht?“ schrie Pollux außer sich. „Dein elendes Pfuschwerk, das mein schielender Lehrbursch so gut gemacht haben könnte wie Du, und dieser in einer Feirrstunde entstandene Körper! Pfui über Dich! Aber noch einmal, Du rührst mir die Urania nicht wieder an, sonst sollst Du erfahren . . .“

„Was?“

„Daß man in Alexandria Graubärte nur so lange schont, wie sie es verdienen.“

Hadrian kreuzte die Arme, trat ganz nahe an Pollux heran und sagte:

„Vorsichtig, Bursch, wenn Dein Leben Dir lieb ist.“

Pollux trat vor dem gewaltigen Manne zurück und wie Schuppen fiel es ihm von den Augen.

Die Marmorstatue des Kaisers im Cäsareum

zeigte den Herrscher in dieser Stellung. Der Baumeister Claudius Venator war Hadrian und kein Anderer.

Der junge Künstler erbleichte und sagte mit gesenktem Haupt und leiser Stimme, indem er sich zum Gehen umwandte:

„Der Mächtigere behält immer Recht. Laß mich fort. Ich bin nur ein armer Künstler, Du bist etwas Anderes. Nun weiß ich's: Du bist der Kaiser.“

„Der bin ich,“ knirschte Hadrian, „und wenn Du als Künstler Dich mehr dünkst als ich, so werd' ich Dir zeigen, wer von uns beiden der Spatz ist und wer der Adler.“

„Du hast die Macht mich zu vernichten, und ich will ja . . .“

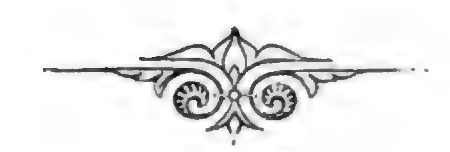
„Der Einzige, der hier zu wollen hat, bin ich,“ rief der Herrscher. „Und ich will, daß Du diesen Palast nicht mehr betrittst und mir nicht wieder unter die Augen kommst, so lange ich hier bin. Was mit Deiner Sippschaft werden soll, will ich bedenken. Kein Wort mehr! Fort, sag' ich, und danke den Göttern, daß ich den Frevel unreifer Wichte manchmal milder hinnehme als Du Dich vermessen hast, das Werk eines Größeren zu beurtheilen, obgleich Du wußtest, daß er es in einer müßigen Stunde mit wenigen Griffen spielend geformt hat. Hinaus, Bursch, meine Sklaven werden Dein Bildwerk da vollends zerschlagen, weil es kein besseres Loos verdient und weil es — wie sagtest Du gleich? Ja, nun weiß ich's, — und weil es mich ärgert!“

Ein trockenes Lachen schallte dem Jüngling nach, als er die Halle verließ.

Bei der im tiefen Dunkel liegenden Eingangspforte fand er seinen Meister Papias, dem nichts von allem entgangen war, was sich zwischen ihm und dem Kaiser ereignet hatte.

Als Pollux bei Frau Doris eintrat, rief er ihr zu:

„O Mutter, Mutter! Welch ein Morgen und welch ein Abend! Das Glück ist nichts als die Schwelle des Unglücks.“



Fünftes Kapitel.

Während Pollux mit seiner betrübten Mutter auf die Heimkehr Euphorion's wartete und der Bildhauer Papias sich in die Gunst des Kaisers schlich, indem er sich das Ansehen gab, Hadrian immer noch für den Baumeister Claudius Venator zu halten, hatte Aurelius Verus, den die Alexandriner den „falschen Eros" nannten, ernste Dinge erlebt.

Am Nachmittag war er bei der Kaiserin gewesen, um sie zu veranlassen, wenn auch unerkannt das heitere Treiben des Volkes mit anzusehen; Sabina aber war mißmuthig, erklärte leidend zu sein, und versicherte, daß der Lärm der tobenden Menge sie um's Leben bringen würde.

Wer, sagte sie, einen so lebhaften Berichterstatter habe, wie sie in Verus, der könne es sparen, sich dem Staube, dem Qualm der Stadt und dem Gebrüll der Menschen in eigener Person auszusetzen.

Sobald Lucilla ihren Gatten bat, seiner Würde zu gedenken und sich wenigstens nicht in der Nacht

unter die erregten Schaaren zu mischen, beauftragte die Kaiserin ihn geradezu, alles in Augenschein zu nehmen, was das Fest Bemerkenswerthes biete, und besonders eifrig Acht auf solche Dinge zu haben, die eigenthümlich alexandrinisch und in Rom nicht zu finden wären.

Nach Sonnenuntergang besuchte Verus zuerst die Veteranen der zwölften Legion, welche mit ihm gegen die Numidier in's Feld gezogen waren, und denen er als seinen alten Kampfgenossen ein Gastmahl bei einem Garkoche gab.

Eine Stunde lang trank er mit den tapferen Alten, dann verließ er sie, um die wenige Schritte vom Schauplatz der Gasterei entfernte kanopische Straße bei Nacht zu betrachten.

Sie war mit Lichtern, Fackeln und Lampen hell erleuchtet und die großen Häuser hinter den Kolonnaden prangten im reichsten Festschmuck; nur das schönste und stattlichste von allen zeigte keinerlei Ausputz.

Es gehörte dem Juden Apollodor.

In früheren Jahren hatten aus seinen Fenstern die schönsten Teppiche gehangen, war es ebenso reich mit Blumen und Lampen verziert gewesen, wie die der anderen in der kanopischen Straße wohnenden Israeliten, welche das heitere Fest mit ihren heidnischen Mitbürgern so munter feierten, als ob sie nicht weniger eifrig beflissen wären, dem Dionysus zu huldigen als diese.

Apollodor hatte seine besonderen Gründe, sich dieß-

mal von allem fernzuhalten, was mit dem festlichen Treiben der Heiden zusammenhing. Ohne zu ahnen, daß ihn seine Enthaltsamkeit in ernste Gefahr stürzen könnte, verweilte er ruhig in seiner mit fürstlicher Pracht ausgestatteten Wohnung, die weit eher für einen Griechen, als für einen Israeliten hergestellt worden zu sein schien. Dieß galt besonders von dem Männersaale, in dem Apollodor sich befand, denn die Gemälde an den Wänden und auf dem Fußboden dieses schönen Raumes, dessen halb geöffnete Decke von Säulen aus edlem Porphyr getragen ward, bezogen sich auf Eros' und Psyche's Liebe, zwischen den Säulen standen die Büsten der größten heidnischen Philosophen, und im Hintergrunde des Saales war eine schöne Statue des Plato zu sehen.

Unter lauter, Hellenen und Römer darstellenden Bildnissen befand sich nur eins eines Israeliten, und zwar das jenes Philo, dessen bedeutende und reine Züge denen des vornehmsten unter seinen griechischen Geistesverwandten glichen.

In diesem schönen, mit silbernen Lampen beleuchteten Raume fehlte es nicht an bequemen Polstern, und auf einem derselben lag Apollodor, ein wohlerhaltener Fünfziger, und schaute mit seinen milden und doch klugen Augen einem stattlichen, hochbetagten Glaubensgenossen nach, der lebhaft redend vor ihm auf und nieder schritt. Dabei blieben die Hände dieses Greises niemals ruhig. Bald brauchte er sie zu raschen Bewegungen, bald um seinen langen, schneeweißen Bart zu streichen.

Ein junger, hagerer Mann, mit bleichen, äußerst regelmäßig und fein geformten Zügen und rabenschwarzem Haar auf dem Haupt und am Kinn saß auf einem Ruhesitz, dem Hausherrn gegenüber, schaute mit seinen dunklen, brennenden Augen zu Boden und zog mit dem Stabe in seiner Hand Striche und Kreise über den Estrich, während der erregte Alte, sein Oheim, mit heftigem, glatt dahinrinnendem Redeflusse auf Apollodor eindrang.

Dieser schüttelte oft zu den Worten des Greises den Kopf und manchmal trat er ihnen auch mit kurzen Erwiederungen entgegen.

Es war leicht zu sehen, daß Apollodor sich von dem, was er hörte, peinlich berührt fühlte, und daß diese so ganz verschiedenen Menschen einen Streit ausfochten, der zu keinem befriedigenden Ende zu führen vermochte. Denn wenn sie auch die gleiche griechische Sprache redeten und sich zu derselben Religion bekannten, so gingen sie doch bei allem, was sie fühlten und dachten, von so weit auseinander liegenden Anschauungen aus, als wären sie aus grundverschiedenen Kreisen hervorgegangen.

Wenn zwei Kämpfer zu weit auseinander stehen, so schlagen sie einander auf die Waffen, aber es kommt nicht zu blutenden Wunden, zur Niederlage oder zum Siege.

Um des Greises und seines Neffen willen war das Haus Apollodor's heute ungeschmückt geblieben, denn der Rabbi Gamaliel, der gestern aus Palästina bei seinen alexandrinischen Verwandten angekommen war, verdammte jede Gemeinschaft mit den Heiden

und hätte gewiß die Wohnung seines Gastfreundes verlassen, wenn dieser es gewagt hätte, um eines Festes der falschen Götter willen dieselbe zu schmücken. — Der Neffe Gamaliel's, Rabbi Ben Jochai, genoß eines Ruhmes, der dem seines Vaters Ben Akiba nur um Weniges nachstand. Wie dieser der größte Weise und Ausleger des Gesetzes — so war sein Erstgeborener der vorzüglichste Sternenkundige und beste Kenner der mystischen Bedeutung des Standes der Himmelslichter unter seinem Volke.

Den hochweisen Greis Gamaliel und den berühmten Sohn eines großen Vaters unter seinem Dache beherbergen zu dürfen, gereichte Apollodor, der sich in seinen Mußestunden gern mit gelehrten Dingen beschäftigte, zu hoher Ehre, und er hatte gethan, was er vermochte, um ihnen den Aufenthalt in seinem Hause angenehm zu machen.

Ein mit allen Anforderungen des israelitischen Speisegesetzes vertrauter, streng jüdischer Küchensklave war besonders für sie gekauft worden und sollte während ihrer Anwesenheit an Stelle der griechischen Köche, deren er sich sonst bediente, am Herde walten und nur reine Speisen nach jüdischem Ritus bereiten.

Den erwachsenen Kindern Apollodor's wurde verboten, während der Anwesenheit des berühmten Paares ihre griechischen Freunde in's Haus zu führen und über das Fest zu reden. Es sollte auch vermieden werden, sich im Gespräch der Namen heidnischer Götter zu bedienen, aber er selbst war der Erste, welcher sich gegen diese Vorschrift versündigte.

Er wie alle seine alexandrinischen Glaubens- und Standesgenossen hatten eben griechische Bildung empfangen, fühlten und dachten in hellenischer Weise und waren nur dem Namen nach Juden geblieben; denn wenn sie auch statt an die Götter des Olymp, an den einigen Gott ihrer Väter glaubten, so war doch der Eine, zu dem sie beteten, nicht mehr der gewaltige, zürnende Gott ihres Volkes, sondern der die Welt bildende und beseelende Geist, den die Griechen durch Plato kannten.

Mit jeder neuen Stunde des Beisammenseins hatte sich die Kluft, welche Apollodor von Gamaliel trennte, vergrößert, und das Verhältniß des Alexandriners zu dem Weisen aus Palästina war an Peinlichkeit gewachsen, nachdem es sich herausgestellt hatte, daß der mit seinem Gastfreunde verwandte Greis mit seinem Neffen nach Aegypten gekommen sei, um für diesen die Tochter Apollodor's zum Weibe zu begehren.

Aber die schöne Ismene war nichts weniger als geneigt, den ernsten, strenggläubigen Freier zu erhören. Die Heimat ihres Volkes erschien ihr wie ein barbarisches Land, der junge Gelehrte flößte ihr Furcht ein, und zu alledem war ihr Herz nicht mehr frei. Es gehörte dem Sohne des Alabarchen, des Mannes, der das Oberhaupt aller Israeliten in Aegypten war, und dieser Jüngling besaß die schönsten Rosse in der ganzen Stadt, hatte mit ihnen manchen Sieg im Hippodrom errungen und zeichnete sie vor allen anderen Jungfrauen aus.

Wenn einem, so wollte sie ihm ihre Hand reichen.

Dieß hatte sie auch ihrem Vater erklärt, nachdem sie durch ihn von der Werbung Ben Jochai's unterrichtet worden war, und Apollodor, der seine Gattin vor mehreren Jahren verloren, besaß weder die Kraft noch den Willen, seinem schönen Liebling Zwang anzuthun.

Freilich wurde es der vermittelnden Natur des bequemen Mannes recht schwer, dem würdigen Greise ein entschiedenes „Nein“ zu sagen; aber einmal mußte dieß gesprochen werden, und der heutige Abend schien ihm wohlgeeignet zu sein, diese unangenehme Aufgabe zu lösen.

Er befand sich ganz allein mit seinen Gästen.

Seine Tochter schaute im Hause einer Freundin dem bunten Treiben auf der Straße zu, seine drei Söhne waren ausgegangen, sämmtliche Sklaven hatten die Erlaubniß erhalten bis um Mitternacht ihre Freiheit zu genießen, keine Störung war zu erwarten, und so fand er den Muth, seinen Gästen nach mancher warmen Betheuerung seiner tiefen Verehrung zu eröffnen, daß er die Werbung Ben Jochai's nicht zu unterstützen vermöge.

Sein Kind, sagte er, hänge zu fest an Alexandria, um es verlassen zu wollen, und seinem gelehrten jungen Freunde würde eine Frau wenig zusagen, die, an freiere Sitten und Gebräuche gewöhnt, sich schwer in einem Hause wohlfühlen könnte, in dem das Gesetz der Väter mit Strenge gehandhabt werde und in welchem demzufolge keine freie Regung des Lebens Billigung fände.

Gamaliel hatte den Alexandriner ausreden lassen. Als dann sein Neffe sich anschickte, seines Gastfreundes Bedenken entgegenzutreten, schnitt ihm der Greis das Wort ab und sagte, indem er seine leicht gebeugte Gestalt höher aufrichtete und mit der Hand über die blauen Adern und kleinen Falten auf seiner hohen Stirn strich:

„In unseren Kriegen gegen die Römer ward unser Haus gelichtet, und aus dem Blut unserer Ahnen fand Ben Akiba in Palästina keine Jungfrau, die ihm würdig erschienen wäre, sie mit diesem da zu verbinden. Aber die Kunde von dem alexandrinischen Zweige unseres Stammes und seines Glückes war zu uns nach Judäa gedrungen; nun dachte Ben Akiba es dem Abraham gleichzuthun, und sandte mich, seinen Eliesер, in ein fremdes Land, um für seinen Isaak um die Tochter eines Blutfreundes zu werben. Wer dieser da ist, was er und sein Vater unter den Menschen gelten . . .“

„Ich weiß es,“ unterbrach ihn Apollodor, „und durch nichts ist meinem Hause jemals größere Ehre widerfahren, als durch euren Besuch.“

„Und dennoch,“ fuhr der Rabbi fort, „werden wir heimziehen, wie wir gekommen, und so geschieht nicht nur Dir, sondern auch mir und Dem, der mich sandte, der Wille, denn nach dem, was ich in der letzten Stunde von Dir vernommen, müssen wir unsere Werbung zurückziehen. Unterbrich mich nicht! Deine Ismene verschmäht es ihr Gesicht zu verschleiern, und es ist ja auch lieblich anzuschauen; — Du hast ihren

Geist wie den eines Mannes genährt, und so sucht sie denn ihre eigenen Wege. Das mag sich für eine Griechin schicken; im Hause Ben Akiba's muß das Weib, wie das Schiff dem Steuer, ohne eigenen Willen dem Willen ihres Gatten folgen, und dieser fällt stets zusammen mit dem, was uns das Gesetz gebietet, dem ihr euch zu fügen verlernt habt."

„Wir erkennen seine Trefflichkeit an," entgegnete Apollodor; „aber wenn auch die Gebote, welche Mose auf dem Sinai empfing, Gültigkeit für alle sterblichen Menschen besitzen, so passen doch die Vorschriften, welche weislich gegeben wurden, um das äußere Leben der Väter zu regeln, nicht mehr überall für die Kinder unserer Tage. Am wenigsten läßt es sich hier, wo wir, treu unserm alten Glauben, Griechen sind unter Griechen, nach ihnen leben."

„Das seh' ich," gab ihm Gamaliel zurück. „Selbst die Sprache, das Gewand der Gedanken, die Sprache der Väter, der Schrift, des Gesetzes habt ihr mit einer andern vertauscht, für eine andere preisgegeben."

„Auch Du und Dein Neffe reden griechisch."

„Wir thun es hier, weil die Heiden, weil Du und die Deinen Mose's und der Propheten Sprache nicht mehr verstehen."

„Ueberall, wohin auch der große Alexander seine Waffen getragen, wird hellenisch geredet, und enthält denn die griechische Uebersetzung der Schrift, welche die siebenzig Dolmetscher unter Gottes Beistand verfaßten, nicht das Gleiche wie der hebräische Grundtext?"

„Vertauschest Du den von Bryaxis geschnittenen Stein an Deinem Finger, den Du mir gestern, voller Stolz auf seinen Besitz, zeigtest, mit einem Wachsabdrucke desselben Steines?"

„Die Sprache des Plato ist kein gemeiner Stoff, sondern so edel wie der kostbarste Saphir."

„Aber die unsere stammt aus des Höchsten eigenem Munde. Wie nennst Du das Kind, welches, die Sprache des Vaters mißachtend, nur auf den Nachbar hört und sich, um die Gebote der Eltern verstehen zu können, eines Dolmetschers bedient?"

„Du sprichst von Eltern, die vor langer Zeit das heimische Land verlassen haben. Der Ahn soll den Nachkommen nicht zürnen, welche sich der Sprache ihrer neuen Heimat bedienen, wenn sie nur fortfahren in seinem Sinne zu handeln."

„Es gilt nicht nur im Sinne, sondern nach den Worten des Höchsten zu leben, denn kein Laut ertönt vergeblich aus seinem Munde. Je höher der Sinn einer Rede ist, desto mehr kommt es an auf die Worte und Sylben. Ein einziger Buchstabe ändert oft die Bedeutung von Sätzen. — Wie die Leute da draußen toben! Der wüste Lärm dringt bis in dieß weit von der Straße entfernte Gemach und Dein Sohn findet Gefallen an dem Unfug der Heiden; Du aber hältst ihn nicht mit Gewalt ab, die Zahl der wahnsinnigen Knechte der Lust zu vermehren!"

„Ich war ja selbst einmal jung und denke, es sei keine Sünde die allgemeine Freude zu theilen."

„Sage lieber, die schmähliche Abgötterei der Dionysusverehrer. Nur noch dem Namen nach gehörst Du, gehören die Deinen zu dem auserwählten Volke des Herrn; dem Wesen nach seid ihr Heiden!“

„Nein, Vater!“ rief Apollodor lebhaft. „Umgekehrt ist das Verhältniß. Im Herzen sind wir Juden, aber wir tragen griechische Kleider.“

„Du heißest Apollodor — Geschenk des Apollon.“

„Ein Name, gewählt, um Einen von dem Andern zu unterscheiden. Wer fragt wohl immer bei einem Worte, das angenehm klingt, nach seiner Bedeutung?“

„Du, ihr, Jedermann, der nicht blöden Geistes ist,“ rief der Rabbi. „Braucht denn, so denkt ihr, Zenodot oder Hermogenes, der Grieche, dem man im Bade begegnet, gleich zu wissen, daß der reiche Herr, mit dem er von der neuesten Auslegung hellenischer Mythen redet, ein Jude ist? Und wie angenehm ist euch der Mann, der euch fragt, ob ihr nicht aus Athen stammt, denn euer Griechisch habe einen so reinen attischen Klang! Was uns selbst lieb ist, das gönnen wir auch unseren Kindern, und darum wählt ihr für sie die Namen, die eurer eigenen Eitelkeit schmeicheln.“

„Beim Herakles, Vater.“

Um den klugen Mund Gamaliel's flog ein überlegenes, spöttisches Lächeln, und den Alexandriner unterbrechend, fragte er:

„Heißt ein besonders würdiger Mann unter unseren alexandrinischen Glaubensgenossen Herakles?“

„Niemand,“ rief der Alexandriner, „denkt bei

diesem Schwur an den Sohn der Alkmene; er bedeutet so viel wie wahrhaftig."

„Freilich, ihr nehmt es eben mit den Worten und Namen nicht allzu genau, und wo es so viel zu sehen und zu genießen gibt wie hier, hält man die Gedanken nicht immer zusammen. Das ist begreiflich, ganz außerordentlich begreiflich! Man ist auch so höflich in dieser Stadt, daß man die Wahrheit gern zierlich bemäntelt. Darf ich, der Barbar aus Judäa, sie Dir ohne Gewand, nackt und schmucklos vor die Augen führen?"

„Ich bitte Dich, rede."

„Ihr seid Juden, aber ihr möchtet es lieber nicht sein und ertragt eure Herkunft wie ein unabwendbares Uebel. Nur da, wo ihr die gewaltige Hand des Höchsten empfindet, erkennt ihr ihn an und nehmt das Recht in Anspruch, zu seinem auserwählten Volk zu gehören. Im glatten Lauf des Alltagslebens zählt ihr euch stolz zu seinen Feinden. Unterbrich mich nicht und beantworte offen, was ich Dich frage. In welchem Augenblick Deines Lebens fühltest Du Dich zur wärmsten Dankbarkeit gegen den Gott Deiner Väter verpflichtet?"

„Warum sollte ich's verschweigen? damals, als mir meine verstorbene Frau meinen Erstgeborenen schenkte."

„Und ihr nanntet ihn?"

„Du weißt es ja, daß er Benjamin heißt."

„Wie der Lieblingssohn des Erzvaters Jakob, denn in der Stunde, in der Du ihn so benanntest, warst

Du der, der Du bist, fühltest Du dankbar, daß es Dir vergönnt sei in die Kette Deines Geschlechts ein neues Glied zu fügen, warst Du ein Jude und unser Gott gewiß, ja gewiß auch der Deine. Deines zweiten Sohnes Geburt griff Dir schon weniger tief in die Seele und Du gabst ihm den Namen Theophilus. Als Dir Dein letzter männlicher Erbe geschenkt war, dachtest Du gar nicht mehr an den Gott Deiner Väter, denn er heißt ja nach einem heidnischen Götzen Hephästion. Alles in allem: Juden seid ihr, wenn der Herr euch am höchsten begnadigt oder am schwersten zu prüfen bedroht, Heiden zu jeder Zeit, wenn euch euer Pfad nicht über die höchsten Höhen und durch die tiefen Abgründe des Lebens führt. Ich kann euch nicht ändern, aber das Weib des Sohnes meines Bruders, Ben Akiba's Tochter soll sich als Kind ihres Volkes fühlen am Morgen, Mittag und Abend. Ich suche für meinen Isaak eine Rebekka und keine Ismene."

„Ich rief euch nicht zu uns," gab Apollodor zurück; „doch wenn ihr uns morgen verlaßt, so folgt euch unsere Verehrung. Denkt nicht schlechter von uns, weil wir uns vielleicht mehr als billig in das Thun und Denken des Volkes, unter dem wir groß geworden sind und in dessen Mitte es uns wohlergeht, eingelebt haben. Wir wissen, wie hoch unser Glaube über dem ihrigen steht. Im Herzen bleiben wir Juden, aber sollen wir unsern Geist, den der Herr wahrlich nicht aus weniger feinem Stoffe schuf als den der anderen Völker, nicht zu schärfen, auszubilden und zu

veredeln streben, wie und wo es nur angeht? Und in welcher Schule würde wohl das Denken besser und nach festeren Gesetzen erzogen, als in der unseren — ich meine der der hellenischen Lehrer? Die Erkenntniß des Höchsten ...“

„Diese Erkenntniß,“ rief der Greis, seine Arme heftig bewegend, „die Erkenntniß des Höchsten und alles, was die lauterste Philosophie zu ergründen vermag, was die Gewaltigsten und Reinsten unter den Denkern, welche Du meinst, durch ernstes Sinnen und Grübeln nur immer zu erfassen vermögen, das hat jedes Kind unseres Volkes von seinem Gotte zum Geschenk erhalten. Die Schätze, die eure Weisen mühevoll suchen, wir besitzen sie in unserer Schrift, in unseren Geboten und unserem Sittengesetz. Wir sind das Volk der Völker, die Erstgeborenen des Herrn, und wenn aus unserer Mitte der Messias ersteht...“

„Dann,“ unterbrach ihn Apollodor, „wird sich erfüllen, was ich mit Philo wünschte, daß wir Priester und Propheten sein werden für alle Nationen. Dann werden wir in Wahrheit ein priesterliches Volk sein, das berufen ist, auf alle Menschen den Segen des Höchsten herabzuflehen.“

„Für uns, für uns allein erscheint Gottes Gesandter, um uns aus Knechten zu Königen der Völker zu machen.“

Apollodor schaute dem erregten Greise verwundert in's Antlitz und fragte ungläubig lächelnd:

„Der gekreuzigte Nazarener war ein falscher Messias; wann aber wird der rechte erscheinen?“

„Wann er erscheinen wird?“ rief der Rabbi. „Wann? Vermag ich es zu sagen? Eines nur weiß ich. Der Wurm erhebt jetzt schon den Stachel, um Den, der ihn tritt, in die Ferse zu stechen. Hast Du den Namen Bar Kochba vernommen?“

„Oheim,“ unterbrach Ben Jochai die Rede des alten Rabbi, indem er sich von seinem Sitze erhob, „sprich nicht aus, was Dich reuen könnte.“

„Nicht doch,“ entgegnete ihm Gamaliel ernst. „Was göttlich ist, ziehen diese hier zum Menschlichen hinab, aber sie sind keine Verräther.“

Dann wandte er sich wieder an Apollodor und sagte:

„Die Gewaltigen in Israel errichten Götzenbilder an unseren heiligen Stätten, sie wollen das Volk von neuem zwingen, vor ihnen anzubeten, aber eher lassen wir uns den Rücken zerbrechen, als daß wir ihn beugen.“

„Ihr denkt wiederum an eine gewaltsame Erhebung?“ fragte der Alexandriner ängstlich.

„Antworte mir: Hast Du den Namen Bar Kochba gehört?“

„Ja, als den eines verwegenen Führers bewaffneter Schaaren.“

„Er ist ein Held, vielleicht der Erretter.“

„Und für ihn trugst Du mir auf, in mein nach Joppe segelndes Kornschiff Schwerter, Schilde und Lanzenspitzen zu laden?“

„Soll es dem Römer allein gestattet sein, Eisen zu tragen?“

„Nein, aber es würde mir übel anstehen, den Freund mit Waffen zu rüsten, wenn er sie gegen einen übermächtigen Widersacher, der ihn vernichten wird, zu gebrauchen gedenkt.“

„Der Herr der Heerschaaren ist stärker als tausend Legionen.“

„Hüte Dich, Oheim!“ rief Ben Jochai wiederum mit warnender Stimme.

Gamaliel wandte sich erzürnt nach seinem Neffen um, aber bevor er die Mahnung des jüngeren Mannes zurückweisen konnte, schrak er zusammen, denn wildes Geheul und das Gedröhn von heftigen Schlägen, die das eherne Thor des Hauses trafen, drang in die Halle und erschütterte ihre marmornen Wände.

„Sie überfallen mein Haus,“ schrie Apollodor.

„Der Dank Derer, für die Du dem Gott Deiner Väter die Treue gebrochen,“ sagte der Alte dumpf. Dann erhob er Augen und Arme und rief: „Höre mich, Adonai! Meiner Jahre sind viel und ich bin reif für die Grube, aber verschone Diesen da, erbarme dich seiner!“

Ben Jochai streckte wie sein Oheim die Arme flehend in die Höhe und seine schwarzen Augen leuchteten dabei düster glühend aus dem bleichen Antlitz.

Sein und des Rabbi Gebet waren kurz, denn die Gefahr rückte näher und näher.

Apollodor rang die Hände und schlug die Stirn mit der Faust.

Heftig, krampfhaft war jede seiner Bewegungen.

Die Angst beraubte ihn völlig der schönen, ge-

messenen Haltung, die er unter seinen hellenischen Mitbürgern angenommen hatte.

Griechische Flüche und Beschwörungen unter Anrufungen des Gottes seiner Väter mischend, stürzte er hierhin und dorthin.

Er suchte die Schlüssel zu den unterirdischen Räumen seines Hauses, aber er fand sie nicht, denn sein Schaffner hielt sie verwahrt, und wie alle seine Diener, so vergnügte auch er sich auf der Straße oder in einer Schenke beim vollen Becher.

Jetzt stürzte der neu gekaufte jüdische Küchensklave, dem die Feier des dionysischen Festes ein Greuel war, in das Gemach und kreischte, indem er sein Haar und seinen Bart zerraufte:

„Die Philister sind über uns gekommen, rette uns, Rabbi, großer Rabbi! Schreie Du für uns auf zum Herrn, Mann Gottes! Sie kommen mit Stangen und Spießen und sie werden uns zertreten wie Gras, und wie Heuschrecken, die man in den Ofen wirft, in diesem Hause verbrennen."

In Todesangst wand sich der Sklave zu Gamaliel's Füßen, die er mit den Händen umklammerte; Apollodor aber rief:

„Folgt mir, folgt mir hinauf auf das Dach!"

„Nein, nein," heulte der Sklave, „Amalek bereitet Feuerbrände, um sie in unsere Zelte zu werfen. Die Heiden springen und toben, die Flamme, die sie schleudern, wird uns verzehren. Rabbi, Rabbi, beschwöre Du die Heerschaaren des Herrn! Gott, gerechter, jetzt wird die Pforte gesprengt. Herr! Herr! Herr!"

Die Zähne des Geängstigten schlugen in schneller Folge klappernd aufeinander und stöhnend und heulend bedeckte er die Augen mit den Händen.

Ben Jochai war völlig ruhig geblieben, aber er bebte vor Ingrimm. Sein Gebet war vollendet und mit tiefer Stimme sagte er, indem er sich an Gamaliel wandte:

„Ich wußte, daß es so kommen würde und hab' es Dir nicht verschwiegen. Unter schlechten Sternen begannen wir unsere Wanderung. Dulden wir nun, was der Herr über uns verhängt hat. An ihm wird es sein uns zu rächen."

„Die Rache ist sein," wiederholte der Alte und verhüllte mit seinem weißen Oberkleide sein Haupt.

„In das Schlafgemach! Folgt mir! Verstecken wir uns unter die Betten!" schrie Apollodor, schleuderte mit einem Fußtritt den Koch zurück, der des Rabbi Füße umspannte, und erfaßte die Schulter des Greises, um ihn mit sich fortzuziehen.

Aber es war zu spät, denn schon sprangen die Thüren des Vorgemaches auf und Waffengerassel ließ sich vernehmen.

„Verloren, alles verloren!" schrie Apollodor.

„Adonai, hilf, Adonai!" murmelte der Alte und schmiegte sich an seinen ihn um eines Hauptes Länge überragenden Neffen, der ihn mit seiner Rechten umfaßt hielt, als wollt' er ihn schützen.

Die Gefahr, welche das Leben Apollodor's und seiner Gäste bedrohte, war dringend, und durch den

Verdruß der erregten Menge über das ungeschmückte Haus des reichen Israeliten entstanden.

Tausendmal hatte ein Wort genügt, um das heiße Blut der Alexandriner zum Aufruhr zu entflammen, sie die Schranken des Gesetzes durchbrechen und zum Schwert greifen zu lassen.

Blutige Händel zwischen den heidnischen und den ihnen an Zahl gleich kommenden jüdischen Bewohnern des Ortes waren an der Tagesordnung, und es traf diese nicht viel weniger oft der Vorwurf, die Ruhe gestört zu haben, als jene.

Seitdem in mehreren Provinzen des Reiches, besonders in der Kyrenaika und auf Kypros, die Israeliten sich mit grausamem Ingrimm auf ihre sie drückenden Mitbürger gestürzt hatten, war der Groll und das Mißtrauen der andersgläubigen Alexandriner gegen sie lebendiger geworden, als in früheren Tagen.

Außerdem erfüllten der Wohlstand vieler und die großen Reichthümer einzelner Juden das Herz der ärmeren Heiden mit Neid und dem Wunsch, die Besitzthümer derjenigen an sich zu reißen, welche — das war nicht zu leugnen — mehr als einmal ihren Göttern mit offen zur Schau getragener Verachtung begegnet waren.

Gerade in den allerjüngsten Tagen hatten die Zwistigkeiten wegen der zu Ehren des kaiserlichen Besuches zu veranstaltenden Feste den alten Groll verschärft, und so konnte es geschehen, daß das schmucklose Haus des Apollodor in der kanopischen Straße

das Volk zu einem Angriff auf seine palastartige Wohnung reizte.

Wiederum war es ein einziges Wort gewesen, welches die Wuth der Menge erregt hatte.

Zuerst war der Gerber Melampus, ein in seinem Geschäft zurückgekommener Trunkenbold, an der Spitze seiner berauschten Zechgenossen die Straße hinuntergezogen und hatte, indem er mit seinem Thyrsusstabe auf das völlig unausgeschmückte Haus wies, gerufen:

„Seht die nackte Baracke! Was der Jude sonst für den Schmuck der Straße ausgab, das scharrt er jetzt da drin in seinen Truhen zusammen!“

Dieses Wort zündete und zog bald andere nach sich.

„Der Schuft bestiehlt unsern Vater Dionysus,“ schrie ein zweiter Bürger; und ein dritter kreischte, indem er eine Fackel hoch hob:

„Nehmen wir ihm die Drachmen ab, die er dem Gotte abknausert; wir können sie brauchen!“

Der Wurstmacher Glaukus riß seinem Nachbar das mit Pech gesteifte brennende Tau aus der Hand und brüllte:

„Mir nach, zünden wir ihm das Haus über dem Kopfe an!“

„Halt, halt!“ rief ein Schuster, der für die Sklaven Apollodor's arbeitete, indem er sich dem wüthenden Metzger in den Weg stellte. „Vielleicht beklagen sie einen Todten da drin. Der Jude hatte sonst immer sein Haus geschmückt.“

„Nichts da!“ entgegnete mit laut erhobener, heiserer Stimme ein Flötenbläser. „Der Sohn des alten

Geizhalses zog vorhin mit lustigen Kumpanen und lockeren Dirnen durch das Bruchium und sein Purpurmantel flatterte lang hinter ihm her."

„Laßt uns sehen, was röther ist, der phönizische Stoff des Jungen oder die Glut, die es gibt, wenn das Haus des Alten in Brand steht!" schrie ein magerer Schneider und schaute rückwärts, um sich über die Wirkung seines Witzes zu vergewissern.

„Laßt es uns versuchen!" tönte es aus einem, und dann aus manchem anderen Munde:

„Hinein in das Haus!"

„Der lumpige Geldprotz soll an den heutigen Tag denken!"

„Holt ihn heraus!"

„Reißt ihn auf die Straße!"

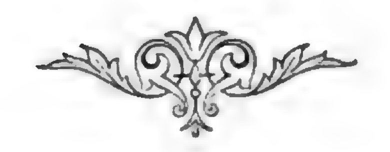
So rief es hier und da und dort unter der dichter und dichter zum Auflauf sich zusammenballenden Menge.

„Reißt ihn heraus!" schrie nochmals ein ägyptischer Sklavenvogt, und sogleich kreischte eine Frau ihm dasselbe Wort nach. Sie zog sich das Rehfell von der Schulter, schwang es über ihrem zerzausten schwarzen Haar in wirbelnden Kreisen und brüllte dann wüthend: „Reißt ihn in Stücke!"

„Mit den Zähnen in Stücke," schrie eine trunkene Mänade, die wie die meisten unter den zusammengelaufenen Leuten nicht das Geringste von dem Anlaß der gegen Apollodor und sein Haus sich richtenden Volkswuth wußte.

Schon war man von Worten zu Thaten übergegangen. Füße, Fäuste und Stöcke stampften, poch-

ten, schlugen gegen das fest verschlossene eherne Thor des ungeschmückten Gebäudes, und ein vierzehnjähriger Schiffsjunge sprang einem großen schwarzen Sklaven auf die Schulter und versuchte es, das Dach der Kolonnade zu ersteigen und die Fackel, welche der Wurstmacher ihm reichte, in den unbedeckten Vorraum des schwer gefährdeten Hauses zu schleudern.



Sechstes Kapitel.

Das Waffengerassel, welches Apollodor und seine Gäste in dem Vorgemach vernommen, ging nicht von den Widersachern der Israeliten, sondern von römischen Kriegern aus, die den Gefährdeten Rettung brachten.

Verus war, als er, von dem Gastmahl der Veteranen kommend, mit einem Kriegstribunen der zwölften Legion und seinen britannischen Sklaven die kanopische Straße durchstreift hatte, von der zusammengelaufenen Menge, die das Haus Apollodor's umlagerte, aufgehalten worden.

Der Prätor war diesem bei dem Präfekten begegnet und hatte ihn als einen der reichsten und klügsten Alexandriner kennen gelernt.

Der Angriff auf seinen Besitz empörte ihn, aber er würde sicher auch nicht müßig zugeschaut haben, wenn das gefährdete Haus statt dem angesehenen Mann, dem ärmsten und verachtetsten unter den Christen gehört hätte.

Jede Gesetzlosigkeit, jeder Eingriff in die bestehende

Ordnung war dem Römer verhaßt und unerträglich, und er wäre nicht derjenige gewesen, welcher er war, wenn er müßig zugesehen hätte, daß der Pöbel mitten im Frieden das Eigenthum und das Leben ruhiger und achtungswerther Bürger antastete.

Der zügellose, jeder erschlaffenden Lust ergebene Genußmensch war im Kriege und überall, wo es galt, ein ebenso umsichtiger wie muthiger Mann.

Jetzt erfuhr er, was die erregte Menge im Schilde führte, und sogleich sann er auf Mittel und Wege, ihr Vorhaben zu vereiteln.

Schon wurde an die Thür des Juden geschlagen, schon standen mehrere Burschen mit brennenden Fackeln auf dem Dach der Kolonnade.

Was gethan werden sollte, mußte im Augenblick geschehen, und zum Glück besaß Verus die Fähigkeit, rasch zu denken und zu handeln.

Mit wenigen entschiedenen Worten bat er seinen Begleiter, den Kriegstribunen Lucius Albinus, zu den Veteranen zu eilen und sie zu seiner Hülfe herbeizuführen. Dann befahl er seinen Sklaven, ihm mit ihren Kraftgestalten den Weg zum Thore des gefährdeten Hauses zu bahnen. In der kürzesten Zeit war diese Aufgabe gelöst; wie groß aber war sein Erstaunen, als er den Kaiser hier fand.

Hadrian stand mitten unter der Menge und riß gerade, als Verus erschien, dem wüthenden Schneider die Fackel aus der Hand.

Gleich darauf befahl er mit weithin tönender Stimme den an kein kaiserliches Machtwort gewöhn-

ten Alexandrinern, von ihrem unsinnigen Vorhaben abzulassen.

Pfeifen, Grunzen und höhnische Worte übertönten die Worte des Herrschers.

Als Verus mit den Sklaven an seine Seite gelangt war, hatten sich ihm schon einige trunkene Aegypter genähert, um Hand an den unwillkommenen Mahner zu legen.

Der Prätor trat ihnen in den Weg.

Zuerst flüsterte er Hadrian zu, — Zeus regiere die Welt; ein Judenhaus zu retten, möge er Kleineren überlassen. In wenigen Augenblicken würden Soldaten erscheinen.

Dann rief er laut:

„Fort da, Sophist! Du gehörst in's Museum oder in den Serapistempel zu Deinen Büchern, aber nicht unter verständige Leute. Hab' ich Recht, ihr macedonischen Bürger, oder habe ich Unrecht?"

Ein beifälliges Gemurmel erhob sich und verwandelte sich in lautes Gelächter, als Verus, nachdem Hadrian sich entfernt hatte, fortfuhr:

„Er hat einen Bart wie der Kaiser und geberdet sich darum als trüg' er den Purpur! Ihr thatet Recht ihn laufen zu lassen, denn seine Frau und Kinder warten auf ihn mit der Suppe."

Verus hatte sich bei lustigen Abenteuern oft unter das Volk gemischt, und verstand es mit ihm zu verkehren. Gelang es ihm jetzt, es bis zum Eintreffen der Soldaten aufzuhalten, dann durfte er sein Spiel für gewonnen erklären.

Hadrian war ein Held, wo es galt; hier aber, wo kein Ruhm zu gewinnen war, überließ er Verus gern die Aufgabe das Volk zu beruhigen.

Sobald er sich entfernt hatte, befahl der Prätor seinen Sklaven, ihn auf die Schultern zu nehmen.

Sein schönes, freundliches Antlitz überragte weithin die Menge.

Bald wurde er erkannt, und mehrere Stimmen aus dem Volke riefen:

„Der tolle Römer! Der Prätor! Der falsche Eros!“

„Der bin ich, macedonische Bürger, der bin ich,“ entgegnete Verus laut, „und ich will euch eine Geschichte erzählen.“

„Hört, hört!“ — „Hinein in das Haus des Juden!“ — „Später, später; gebt jetzt dem falschen Eros das Wort.“ — „Ich schlag' Dir die Zähne entzwei, Junge, wenn Du nicht still bist!“ schrie es in wüthendem Durcheinander unter der Menge.

Die Neugier, den vornehmen Herrn reden zu hören, und die wenig begründete Wuth des Volkes rangen minutenlang miteinander.

Endlich schien die erstere siegen zu wollen, der Lärm legte sich und der Prätor begann:

„Es war einmal ein Kind, das bekam zehn Schäfchen von Baumwolle geschenkt, niedliches Zeug, so wie die alten Weiber auf dem Emporium es feil bieten.“

„Hinein, zu dem Juden! Wir brauchen keine Kindergeschichten.“ — „Still da!“ — „Gebt Acht, von den Schafen geht der Römer gleich zu den Wölfen über.“

— „Kein Wolf, eine Wölfin wird's werden!“ schrie es laut aus dem Gedränge.

„Ruft nicht den zottigen Gesellen,“ lachte Verus, „und hört mich weiter. — Der Bube stellte also seine Schäfchen hübsch auf, eins dicht neben das andere. Er war der Sohn eines Webers. Ist ein Weber unter euch? Du? Du? Und auch Du da hinten? — Wär' ich nicht meines Vaters Sohn, so möcht' ich ein alexandrinischer Weber sein. Ihr braucht nicht zu lachen! Aber nun zurück zu den Schäfchen. — Die niedlichen Dinger waren alle schön weiß; nur eins hatte garstige schwarze Flecken und es wollte dem Buben gar nicht gefallen. Da ging er an den Herd, holte eine glühende Kohle herunter und wollte das kleine Unthier verbrennen, um lauter schöne Schafe zu haben. Das Lämmchen fing auch Feuer, und gerade als der Brand das hölzerne Gerippe des Spielzeugs erfaßt hatte, da brauste der Zugwind durch's Fenster und trieb die Flamme auf die anderen Schäfchen hin und im Nu waren sie alle in Asche verwandelt. Da dachte der Junge: Hätt' ich doch das häßliche Lamm in Ruhe gelassen! Womit soll ich jetzt spielen? Nun gab es auch Thränen. Aber es sollte noch besser kommen, denn während der kleine Gesell sich die Augen trocknete, fraß die Flamme weiter und verzehrte den Webstuhl, die Wolle, den Flachs, die fertigen Zeugstücke, das ganze Haus seines Vaters, die Stadt, in der der Bube geboren war und mit ihr, glaub' ich, sogar den Knaben selbst. — Nun, lieben Freunde und macedonischen Bürger, denkt ein wenig

nach. Wer von euch etwas besitzt, der versteht den Sinn meiner Geschichte."

„Fort mit der Fackel!" kreischte die Frau eines Kohlenhändlers.

„Er hat Recht; um des Juden willen bringt ihr die ganze Stadt in Gefahr!" schrie der Schuster.

„Die Unsinnigen haben schon Brände geschleudert."

„Werft ihr da oben noch einmal, so schlag' ich euch die Knochen entzwei," drohte ein Flachsverkäufer.

„Laßt denn das Brennen," gebot der Schneider, „aber sprengt die Thür und holt den Juden heraus."

Diese Worte erweckten einen Sturm des Beifalls und die Menge drängte dem Hause des Israeliten entgegen.

Keiner hörte mehr auf Verus.

Dieser glitt von den Schultern seiner Sklaven nieder, stellte sich gerade vor das Thor Apollodor's und rief:

„Im Namen des Kaisers, im Namen des Gesetzes! Laßt dieses Haus unberührt."

Des Römers Mahnung klang sehr ernst, und der falsche Eros sah aus, als wäre es in dieser Stunde schlecht gerathen, mit ihm zu spaßen.

Aber nur Wenige hatten in dem allgemeinen Lärm seine Worte vernommen und der heißblütige Schneider wagte es, die Hand an seinen Gürtel zu legen, um ihn mit Hülfe seiner Genossen von der Thür fortzuziehen. Aber er sollte seine Kühnheit theuer bezahlen, denn des Prätors Faust fiel ihm so wuchtig auf die

Stirn, daß er wie vom Blitz getroffen zusammensank. Einer der Britannier schlug den Wurstmacher zu Boden, und es würde zu einem entsetzlichen Handgemenge gekommen sein, wenn dem bedrängten Römer nicht von zwei Seiten her Hülfe erschienen wäre.

Die Veteranen, unterstützt von mehreren Lictoren, erschienen zuerst, und bald darauf Apollodor's ältester Sohn Benjamin, der mit seinen Zechgenossen durch die kanopische Straße gezogen war und nun sehen mußte, was dem Hause seines Vaters drohte.

Wie der Wind flüchtige Wolken, so zertheilten die Soldaten die Menge, und der junge Israelit zog seinen Genossen voran und brach und hieb sich mit seinem schweren Thyrsusstabe so muthig und kräftig einen Weg durch das von plötzlicher Angst ergriffene Volk, daß er nur um Weniges später als die Veteranen zu der Thür seines väterlichen Hauses gelangte.

Die Lictoren pochten an die Pforte, und als Niemand sie öffnete, sprengten sie dieselbe mit Hülfe der Soldaten, um in dem bedrohten Hause Wache zu halten und es vor der wüthenden Menge zu schützen.

Der Tribun und Verus traten mit den Bewaffneten in die Wohnung des Juden und bald nach ihnen Benjamin mit seinen Freunden, jungen Griechen, mit denen er täglich im Bade oder im Gymnasium zusammenzutreffen pflegte.

Apollodor und seine Gäste bezeugten Verus ihre Erkenntlichkeit, und als die alte jüdische Schaffnerin, welche aus einem Versteck unter dem Dach alles

mitangesehen und gehört hatte, was vor dem Hause ihres Gebieters geschehen war, in das Männergemach trat und über den Beginn und das Ende des Aufruhrs Bericht erstattete, wurde der Prätor mit Danksagungen überhäuft. Mit wie glühenden Farben verstand es aber auch die Alte, ihre Erzählung zu schmücken.

Während derselben kehrte Apollodor's schöne Tochter Ismene heim, und nachdem sie ihrem Vater weinend vor Erregung um den Hals gefallen war, faßte die Schaffnerin ihre Hand, führte sie zu Verus und rief:

„Dieser edle Herr, — der Segen des Höchsten sei über ihm! — hat sein Leben auf's Spiel gesetzt, um das unsere zu retten. Dieß schöne Gewand ließ er für uns zerreißen, und jede Tochter Israels sollte, wie ich es thue, seinen zerfetzten Chiton, der vor den Augen des Herrn köstlicher ist als das reichste Feierkleid, inbrünstig küssen.“

Die Alte preßte des Prätors Kleid an ihren Mund und wollte Ismene nöthigen das Gleiche zu thun, Verus aber duldete es nicht, sondern rief lachend:

„Wie kann ich das meinem Rocke gönnen, halt' ich mich doch selbst kaum für würdig, von solchen Lippen berührt zu werden!“

„Küß' ihn, küß' ihn!“ rief die Alte; der Prätor aber nahm der erröthenden Jungfrau Haupt zwischen seine Hände, drückte seine Lippen mit einem keineswegs väterlichen Blick auf ihre Stirn und sagte heiter:

„Nun bin ich für alles reichlich belohnt, was mir für Dich zu thun vergönnt war, Apollodor!“

„Wir, aber wir,“ rief Gamaliel, „ich und meines Bruders erstgeborener Sohn, legen es in die Hand des großen Gottes unserer Väter Dir zu vergelten, was Du an uns gethan hast.“

„Wer seid Ihr?“ fragte Verus, den die Prophetengestalt des ehrwürdigen Greises und das durchgeistigte bleiche Haupt seines Neffen mit Bewunderung erfüllte.

Apollodor übernahm es, ihm mitzutheilen, wie hoch der Rabbi in der Kenntniß des Gesetzes und der Deutung der sich von Mund zu Mund fortpflanzenden Geheimlehre seines Volkes, der Kabbala, seine Glaubensgenossen überrage, und wie weit Simeon Ben Jochai sämmtlichen Sterndeutern seiner Zeit überlegen sei. Er sprach von des jüngeren Mannes vielbewundertem astrologischen Werke Sohar, und ließ nicht unerwähnt, daß Gamaliel's Neffe die Fähigkeit besitze, den Stand der Sterne selbst in künftigen Nächten vorherzusagen.

Verus hörte Apollodor immer aufmerksamer zu und faßte den jungen Mann, welcher die lebhafte Rede seines Gastfreundes mit manchem Einwande der Bescheidenheit unterbrach, scharf in's Auge.

Er hatte sich seines immer näher kommenden Geburtstages erinnert und daß der Stand der Gestirne in der ihm vorangehenden Nacht von Hadrian beobachtet werden würde. Was dieser den Kaiser lehrte, sollte über das Geschick seines Lebens entscheiden.

War die verhängnißvolle Nacht bestimmt, ihn dem höchsten Ziele seines Ehrgeizes näher zu bringen oder ihn von ihm zu entfernen?

Als Apollodor schwieg, reichte Verus Simeon Ben Jochai die Hand und sagte:

„Ich freue mich, einem Manne von Deiner Bedeutung und mit Deinem Wissen begegnet zu sein. Was gäb' ich darum, wenn ich nur wenige Stunden Deine Kenntnisse besäße!“

„Sie sind die Deinen,“ entgegnete der Astrolog. „Verfüge über mein Wissen, meinen Fleiß, meine Zeit; lege mir Fragen vor, so viel Du nur willst. Wir stehen so tief in Deiner Schuld . . .“

„Ihr sollt mich nicht als Euren Gläubiger betrachten,“ unterbrach der Prätor den Gelehrten, „und Ihr seid mir nicht einmal Dank schuldig. Erst nach Eurer Rettung lernt' ich Euch kennen, und ich trat keinem Menschen, sondern der Ordnung und dem Gesetz zu Gefallen der Menge und ihren Ausschreitungen entgegen.“

„Du warst gütig genug uns zu schützen,“ rief Ben Jochai, „so sei auch nicht so hart, unsern Dank zu verschmähen.“

„Er ehrt mich, mein gelehrter Freund; bei allen Göttern, er ehrt mich,“ entgegnete Verus. „Und in der That, es wär' wohl möglich, es könnte wohl sein . . . Willst Du die Güte haben, mir zur Büste Hipparch's zu folgen? Mit Hülfe der Wissenschaft, die ihm so Großes verdankt, kannst Du mir vielleicht einen wichtigen Dienst erweisen.“

Als beide Männer, abgesondert von den anderen

Anwesenden, vor dem Marmorbildniß des großen Astronomen standen, fragte Verus:

„Weißt Du, in welcher Weise der Kaiser die Schicksale der Menschen aus den Sternen vorauszubestimmen pflegt?"

„Genau."

„Durch wen?"

„Durch Aquila, den Schüler meines Vaters."

„Kannst Du berechnen, was ihn die Gestirne in der, dem dreißigsten Dezember vorausgehenden Nacht über das Schicksal eines Menschen lehren werden, der in eben dieser Nacht geboren wurde und dessen Horoskop ich besitze?"

„Diese Frage vermag ich nur mit einem bedingten ‚Ja' zu beantworten."

„Was hindert Dich sie unbedingt zu bejahen?"

„Unvorhergesehene Erscheinungen am Himmel."

„Treten solche häufig ein?"

„Nein, sie sind vielmehr ungewöhnlich."

„Vielleicht ist auch mein Glück kein alltägliches, und ich bitte Dich nun, für mich in Hadrian's Weise zu berechnen, was in der angegebenen Nacht der Himmel demjenigen verkünden wird, dessen Horoskop Dir morgen in aller Frühe mein Sklave überbringt."

„Es soll mit Freuden geschehen."

„Wann kannst Du mit dieser Arbeit fertig sein?"

„Spätestens in vier Tagen; vielleicht auch noch früher."

„Herrlich! Aber noch Eins. Hältst Du mich für einen Mann, ich meine für einen rechten Mann?"

„Hätt' ich Grund, Dir dankbar zu sein, wenn Du keiner wärst?"

„Wohl denn, so verschweige mir nichts, auch nicht das Entsetzlichste, Grauenvollste, welches Andern das Leben vergiften und den Muth brechen könnte. Was Du auch immer im Buche des Himmels liest, das Kleine und Große, Gute und Schlimme, verlang' ich zu hören."

„Ich werde Dir nichts, gar nichts verschweigen."

Der Prätor reichte Ben Jochai die Rechte und drückte kräftig die zarte, schön geformte Hand des Juden.

Ehe er sich entfernte, verabredete er mit demselben, in welcher Weise er ihn von der Vollendung seiner Arbeit in Kenntniß zu setzen habe.

Der Alexandriner, seine Gäste und Kinder begleiteten den Prätor bis an das Thor. Nur der junge Benjamin fehlte. Er saß mit seinen Freunden im Speisesaal seines Vaters und bewirthete sie zum Dank für die Hülfe, die sie ihm geleistet, mit edlem Wein.

Gamaliel hörte ihr Jauchzen und Singen, wies in das Gemach und sagte, indem er die Achseln zuckte und sich an seinen Gastfreund wandte:

„Sie danken dem Gott unserer Väter in alexandrinischer Weise."

Beim Hause Apollodor's ward jetzt die Ruhe nur noch von dem festen Schritt der Lictoren und Soldaten unterbrochen, die bewaffnet vor ihm Wacht hielten.

In einer Nebenstraße begegnete der Prätor dem

Schneider, den er zu Boden geschlagen hatte, dem Wurstmacher und anderen Anstiftern des Angriffs auf die Wohnung des Israeliten.

Man führte sie als Gefangene vor den Nachtstrategen.

Verus hätte ihnen von Herzen gern die Freiheit gegeben, aber er wußte, daß der Kaiser morgen fragen werde, was mit den Unruhestiftern geschehen sei, und so unterließ er es.

Zu jeder andern Zeit hätte er sie gewiß straflos nach Hause gesandt, jetzt aber wurde er von einem großen Wunsche beherrscht, der mächtiger war, als seine Gutherzigkeit und sein Leichtsinn.

Siebentes Kapitel.

Im Cäsareum erwartete der Oberkämmerer den Prätor, um ihn zu Sabina zu führen, die ihn trotz der späten Stunde zu sprechen wünschte.

Als Verus in das Gemach seiner Gönnerin trat, fand er sie in großer Erregung.

Sie lag nicht wie sonst gewöhnlich in ihren Polstern, sondern durchmaß mit unweiblich langen Schritten ihr Zimmer.

„Gut, daß Du kommst,“ rief sie dem Prätor entgegen. „Lentulus will dem Sklaven Mastor begegnet sein, und Balbilla behauptet . . . aber es ist ja nicht möglich.“

„Sie glauben, der Kaiser sei hier?“ fragte Verus.

„Haben sie es Dir auch gesagt?“

„Nein. Ich halte mich nicht auf, wenn Du rufst und es Wichtiges zu erzählen gibt. Also vorhin, — aber Du darfst nicht erschrecken.“

„Nur kein unnützes Gerede.“

„Vorhin begegnete mir und zwar in eigener Person —“

„Wer?“

„Hadrian.“

„Und Du irrst Dich nicht, hast ihn gesehen?“

„Mit diesen Augen.“

„Unerhört, nichtswürdig, schmählich!“ rief Sabina so laut und heftig, daß sie vor dem kreischenden Ton ihrer eigenen Stimme erschrak. Ihre dürre, hochgewachsene Gestalt bebte vor Erregung und dabei würde sie jedem Andern im höchsten Grade anmuthslos, unweiblich und abschreckend erschienen sein; Verus aber war gewöhnt, sie von Kind an mit freundlicheren Augen anzusehen als andere Menschen, und sie that ihm leid.

Es gibt Frauen, die hinsinkenden Blumen, erlöschenden Lichtern oder verwehenden Schatten gleichen, und sie sind nicht die am wenigsten reizenden ihres Geschlechts; aber die starkknochige, steifnackige Sabina besaß nichts von der biegsamen Zartheit dieser lieblichen Wesen.

Die Hinfälligkeit, die sie zur Schau trug, stand ihr übel und kleidete sie besonders schlecht, wenn, wie in dieser Stunde, die herbe Schroffheit ihrer verbitterten Seele mit häßlicher Offenheit an den Tag trat.

Sie war tief empört über die Schmach, welche ihr Gatte ihr anthat.

Nicht zufrieden, ein von dem ihren gesondertes Haus für sich einrichten zu lassen, hielt er sich in Alexandria auf, ohne sie von seiner Ankunft zu be-

nachrichtigen. Ihre Hände zitterten vor Entrüstung, und mehr stammelnd als sprechend, befahl sie dem Prätor, die beruhigende Arznei für sie zu bestellen.

Als Verus zurückkam, lag sie in ihren Polstern, wandte den Kopf nach der Wand und sagte klagend:

„Mich friert. Breite die Decke dort über mich aus. Ich bin ein elendes, mißhandeltes Wesen."

„Du bist empfindlich und nimmst die Dinge zu schwer," wagte der Prätor ihr zu erwiedern.

Da fuhr sie entrüstet auf, schnitt ihm das Wort ab und nahm mit ihm ein so scharfes Verhör vor, als ob er ein Angeklagter wäre und sie sein Richter.

Bald wußte sie, daß auch Verus dem Sklaven Mastor begegnet sei, daß ihr Gatte auf der Lochias wohne, daß er verkleidet an dem Feste theilgenommen und sich vor dem Hause Apollodor's einer ernsten Gefahr ausgesetzt habe.

Auch in welcher Weise der Israelit gerettet, und wem ihr Freund in seiner Wohnung begegnet sei, ließ sie sich mittheilen, und tadelte Verus mit bitteren Worten wegen des unverantwortlichen, närrischen Leichtsinns, mit dem er sein Leben um eines elenden Juden willen auf's Spiel gesetzt und vergessen habe, daß er für das Höchste bestimmt sei.

Der Prätor hatte sie nicht unterbrochen, jetzt aber beugte er sich zu ihr nieder, küßte ihre Hand und sagte:

„Dein freundliches Herz sieht für mich voraus, was ich selbst nicht zu hoffen wage. Es schimmert etwas am Horizont meiner Zukunft. Ist es das Abendglühen meines untergehenden Glückes, ist es das

Morgenroth künftiger, glänzender Tage? Wer kann es wissen? Ich warte geduldig ab, was verhängt ist; die nächste Zeit wird es ja entscheiden."

„Sie wird es gewiß, sie macht dieser Ungewißheit ein Ende," murmelte Sabina.

„Ruhe jetzt und versuche zu schlafen," bat Verus mit der seiner Stimme eigenen, zum Herzen gehenden Innigkeit. „Mitternacht ist vorbei und der Arzt hat Dir oft das lange Wachen verboten. Leb' wohl, träume schön und bleibe dem Manne, was Du dem Kind und dem Jüngling gewesen."

Sabina entzog ihm die Hand, die er ergriffen hatte, und sagte:

„Du darfst mich nicht verlassen, ich brauche Dich; ich kann Deine Gegenwart jetzt nicht entbehren."

„Bis zum Morgen, immer, immer bleib' ich bei Dir, wenn Du es erlaubst."

Die Kaiserin streckte ihm von neuem die Rechte hin und seufzte leis auf, als er seine Lippen wiederum zu ihrer Hand herniederneigte und sie lange auf ihr ruhen ließ.

„Du bist mein Freund, Verus, mein Freund; ja, ich weiß es," unterbrach sie endlich das Schweigen.

„O Sabina, meine Mutter," entgegnete er herzlich. „Wie hast Du mich schon als Knaben mit Güte verwöhnt, und was kann ich thun, um Dir für dieß alles zu danken?"

„Bleibe mir, was Du mir heute bist. Wirst Du mir's auch bleiben, immer, zu jeder Zeit, wie sich Dein Geschick auch gestalte?"

„Im Glück und im Unglück, immer derselbe, immer Dein Freund, der sein Leben für Dich zu lassen bereit ist.“

„Trotz meines Gatten, immer, auch wenn Du glaubst, meiner Gunst nicht mehr zu bedürfen?“

„Immer, denn ohne sie bin ich nichts, bin ich elend.“

Die Kaiserin schöpfte tief Athem und richtete sich hoch in ihren Kissen auf.

Sie hatte einen großen Entschluß gefaßt und sagte langsam und jedes Wort gewichtig betonend:

„Wenn nichts Unerhörtes in Deiner Geburtsnacht am Himmel vorgeht, so bist Du unser Sohn, so wirst Du Hadrian's Nachfolger und Erbe; ich schwör' es.“

Es lag etwas Feierliches in ihrer Stimme und ihre kleinen Augen waren weit geöffnet.

„Sabina, Mutter, Schutzgeist meines Lebens!“ rief Verus und ließ sich vor ihrem Lager auf die Kniee nieder.

Sie schaute ihm bewegt in das schöne Antlitz, legte die Hände an seine Schläfen und drückte die Lippen auf sein dunkles Haar.

In ihren trockenen, der Thränen ungewohnten Augen leuchtete ein feuchter Glanz, und so weich und bittend, wie sie nie Jemand hatte sprechen hören, sagte sie:

„Auch im Glück, auch nach der Adoption, auch im Purpur wird zwischen uns alles so bleiben wie heute. Wird es? Sage mir, wird es?“

„Immer, immer!“ rief Verus, „und wenn unser Wunsch sich erfüllt . . .“

„Dann, dann,“ unterbrach ihn Sabina und ein Frost überlief sie, „dann bleibst Du mir dennoch, was Du mir heute bist; aber freilich, freilich — die Tempel werden leer, wenn die Sterblichen nichts mehr zu wünschen haben.“

„O nein, man bringt alsdann den Himmlischen Dankopfer dar,“ entgegnete Verus und schaute zu der Kaiserin auf; aber Sabina wich seinem lächelnden Blick aus und rief abwehrend und ängstlich:

„Kein Spielen mit Worten, kein leeres Reden und Spaßen! Um der Götter willen, jetzt nicht! Denn diese Stunde, diese Nacht ist unter ihresgleichen dasselbe, was der geweihte Tempel unter den Häusern, ja, was die wärmende Sonne unter den andern Lichtern des Himmels ist. Du weißt nicht, wie ich mich fühle, ich weiß es ja selbst kaum! Jetzt, nur jetzt keine leeren Worte!“

Verus schaute Sabina mit wachsendem Erstaunen an.

Sie hatte sich gegen ihn stets gütiger gezeigt als gegen alle anderen Menschen, und er fühlte sich durch Bande der Dankbarkeit und schöner Kindheitserinnerungen mit ihr verbunden. Schon als Knabe war er unter seinen Gespielen der einzige gewesen, der, weit entfernt sie zu fürchten, sich an sie geschlossen hatte. Aber so? Wer hatte Sabina wohl jemals so gesehen?

War das die herbe, bittere Frau, deren Herz mit

Galle erfüllt zu sein schien, deren Zunge wie ein Dolch Jeden verletzte, gegen den sie sich wandte? War das Sabina, die ihm wohl freundlich gesinnt war, aber sonst Niemand liebte, nicht einmal sich selbst?

Sah er recht, oder täuschte er sich?

Thränen, echte, rechte, unverfälschte Thränen füllten ihr Auge, als sie nun fortfuhr:

„Da lieg' ich, ein armes kränkelndes Weib; so empfindlich an Seele und Leib, als wär' ich mit Wunden bedeckt. Jede Berührung, selbst die des Blickes und der Stimme der meisten Menschen thut mir weh. Ich bin alt, viel älter als Du denkst, und so elend, so elend, ihr könnt es alle nicht ahnen! Nicht als Kind, nicht als Jungfrau bin ich glücklich gewesen, und als Frau, — ewige Götter, — jedes gütige Wort, das Hadrian mir gönnte, hab' ich mit tausend Demüthigungen bezahlt."

„Er begegnet Dir stets mit hoher Achtung," unterbrach sie Verus.

„Vor euch, vor den Leuten! Aber was frag' ich nach Achtung! Ich darf von Millionen Verehrung, Anbetung fordern, und sie wird mir zu Theil. Liebe, Liebe, ein wenig selbstlose Liebe begehr' ich, und wüßt' ich nur sicher, dürft' ich nur hoffen, daß Du sie mir schenkst, dann wollt' ich Dir danken mit allem was ich habe, dann sollte diese Stunde gesegnet sein vor allen andern Stunden."

„Wie kannst Du an mir zweifeln, Mutter, meine innig geliebte Mutter!"

„Das that wohl, das that gut,“ entgegnete Sabina. „Deine Stimme ist mir niemals zu laut, und ich glaube Dir, darf Dir glauben. Diese Stunde macht Dich zu meinem Sohne, macht mich zur Mutter.“

Rührung, das Herz erweichende Rührung belebte Sabina's verdorrtes Gemüth und leuchtete aus ihren Augen.

Ihr war zu Muthe wie der jungen Frau, die ein Kind geboren hat, und der ihres Herzens Stimme mit wonnigen Tönen zusingt: „Es lebt, es ist meines, und ich bin eines Menschen Vorsehung, bin eine Mutter.“

Glückselig schaute sie Verus in's Antlitz und rief dann:

„Gib mir die Hand, mein Sohn, hilf mir auf, denn ich will nicht mehr liegen. Wie wohl mir zu Muth ist! Ja, das ist die Wonne, die andern Weibern bescheert wird, bevor sie ergrauen! Aber Kind, lieber, einziger Junge, ganz so wie eine Mutter darfst Du mich doch nicht lieben! Zu zärtlichem Getändel bin ich zu alt, aber ich werd' es auch nicht ertragen, wenn Du mir nichts gewährst als lauter kindliche Ehrfurcht. Nein, nein, Du sollst mein Freund sein, dem sein Herz sagt, was ich begehre, der heute mit mir lachen, morgen mit mir trauern kann, und dem ich ansehe, daß er sich freut, wenn sein Blick mir begegnet. Du bist nun mein Sohn und bald sollst Du's auch heißen. Für einen Abend war das genug des Guten. Kein Wort mehr! Diese Stunde ist wie

das vollendete Meisterwerk eines Malers. Jeder Strich, den man hinzufügt, kann seine Schönheit verderben. Du darfst meine Stirn küssen, ich küsse die Deine, und nun geh' ich zur Ruhe, und morgen, wenn ich erwache, dann werde ich mir sagen, daß ich etwas besitze, für das es werth ist zu leben, — ein Kind, einen Sohn!"

Als die Kaiserin allein war, erhob sie die Hand, um zu beten, aber sie fand keine Worte des Dankes.

Wohl hatte sie eine Stunde reinen Glücks genossen, aber wie viele Tage, Monden und Jahre der Freudlosigkeit und des Leides lagen hinter ihr!

Sobald die Erkenntlichkeit freundlich an ihre Seele pochte, regte sich in ihr bitterer Trotz. Was wollte eine gute Stunde neben einem verdorbenen Dasein sagen.

Thörichtes Weib! Es hatte niemals Liebe gesät, und schalt nun die Götter karg und grausam, weil sie ihm bis dahin versagt hatten, Liebe zu ernten. Und auf welchen Boden war das Korn ihrer mütterlichen Zärtlichkeit gefallen?

Wohl verließ sie Verus froh und reich an Hoffnung, wohl hatte Sabina's verändertes Wesen sein Herz bewegt, — wohl war er willens, auch nach der Adoption treu an ihr zu hängen; aber seine Augen glänzten doch nicht wie die eines beglückten Sohnes, sie funkelten vielmehr wie die eines Kämpfers, der hoffen darf den Sieg zu erringen.

Seine Gattin war trotz der späten Stunde noch nicht zur Ruhe gegangen.

Sie hatte gehört, daß er nach seiner Heimkehr zur Kaiserin berufen worden sei, und wartete nicht ohne Besorgniß auf ihn, denn sie war nicht gewöhnt, von Sabina Freundliches zu erfahren.

Der rasche Schritt ihres Gemahls hallte laut an den steinernen Wänden des schlummernden Palastes wieder.

Sie vernahm ihn von fern und schritt Verus bis zur Schwelle entgegen.

Strahlend, erregt, mit gerötheten Wangen streckte er ihr beide Hände entgegen.

Sie war so schön in ihrem Nachtgewand von feinem weißen Gewebe, und sein Herz war so voll, daß er sie so hingebend zärtlich an's Herz zog, wie an dem ihrer Hochzeit folgenden Abend; auch sie liebte ihn heute nicht weniger als damals und empfand zum hundertsten Mal mit dankbarem Glück, daß der treulose Wildfang doch immer wieder wie ein die Länder durchschweifender Schiffer in den heimischen Hafen, in ihre Arme, an ihr unwandelbar treues Herz zurückkehrte.

„Lucilla," rief er, indem er seinen Hals von ihren Armen befreite, „o Lucilla, das war eine Nacht! Ich habe Sabina immer anders beurtheilt als ihr, und dankbar empfunden, daß sie mir gut sei. Jetzt ist alles rein zwischen ihr und mir! Sie hat mich ihren Sohn, und sich meine Mutter genannt. Ich will es ihr danken, und der Purpur, der Purpur ist unser! Du bist die Gattin des Cäsar Verus, Du bist es gewiß, wenn keine Wunderzeichen den Kaiser erschrecken!"

Mit raschen Worten, aus denen nicht nur der Uebermuth des glücklichen Spielers, sondern auch Rührung und Dankbarkeit klang, schilderte er ihr alles, was er bei Sabina erlebt hatte.

Seine frische, zuversichtliche Freudigkeit brachte ihre Bedenken, ihre Furcht vor dem Ungeheuren, das ihr winkend und doch drohend näher und näher trat, zum Schweigen.

Vor ihrem innern Auge sah sie den geliebten Mann, sah sie ihren Sohn auf dem Kaiserthrone, und sich selbst mit dem weithin strahlenden Diadem des Weibes geschmückt, das sie mit aller Kraft ihrer Seele haßte.

Ihres Gemahls freundliche Gesinnung gegen die Kaiserin, die treue Anhänglichkeit, die ihn seit seiner Kindheit an sie knüpfte, beunruhigten sie nicht; aber die Frauen gönnen dem Manne ihrer Wahl jedes Glück, jedes Geschenk, nur nicht das der Liebe eines andern Weibes, und sie vergeben einem solchen eher Haß und Verfolgung als diese Liebe.

Lucilla war tief erregt, und ein Gedanke, den sie seit Jahren in dem tiefsten Schrein ihres Herzens verschlossen hatte, erwies sich heute stärker als ihre Kraft, ihn zurückzuhalten.

Hadrian galt für ihres Vaters Mörder, aber Niemand vermochte mit Sicherheit zu behaupten, ob er oder ein Anderer den edlen Nigrinus getödtet habe.

In dieser Stunde erregte der alte Verdacht mit erneuter Heftigkeit ihre Seele, und ihre Rechte wie zum Schwur erhebend rief sie:

„O Schicksal, Schicksal! Mein Gatte der Erbe des Mannes, der meinen Vater ermordet hat!“

„Lucilla!“ fiel ihr Verus in's Wort, „dieß Gräßliche zu denken ist Unrecht, es über die Lippen zu bringen Wahnsinn. Sprich das zum zweiten Mal nicht aus, das nicht, und am wenigsten heute. Was früher geschehen sein könnte, soll uns nicht die Gegenwart und Zukunft verderben, die uns und unseren Kindern gehören.“

„Nigrinus ist der Großvater dieser Kinder gewesen,“ rief die Römerin mit flammenden Augen.

„Das heißt, Du möchtest den Wunsch in ihre Seele flößen, Deinen Vater an dem Kaiser zu rächen!“

„Ich bin des Erdrosselten Tochter!“

„Aber Du kennst nicht den Mörder und der Purpur muß doch wohl mehr wiegen als ein Leben, denn mit vielen tausend Leben ward er häufig bezahlt. Und dann, Lucilla, Du weißt ja, ich liebe heitere Gesichter, und die Rache hat eine finstere Stirn. Laß uns glücklich sein, Du Gattin des Cäsar! Morgen hab' ich Dir noch viel zu erzählen; jetzt muß ich zu einem köstlichen Nachtfest, das der Sohn des reichen Plutarch für mich gibt. Ich kann nicht bei Dir bleiben, wahrhaftig, ich kann nicht, denn ich werde schon lange erwartet. Wenn wir wieder in Rom sind, so sprichst Du mir nie zu den Kindern von den alten finsteren Geschichten, ich will es nicht haben!“

*

Als Verus mit seinen Fackeln tragenden Sklaven durch den Garten des Cäsareums schritt, sah er Licht in dem Zimmer, das die Dichterin Balbilla bewohnte, und munter rief er hinauf:

„Guten Abend, schöne Muse!“

„Gute Nacht, falscher Eros,“ gab sie zurück.

„Du schmückst Dich mit fremden Federn, Poetin,“ entgegnete er lachend. „Nicht Du, sondern die bösartigen Alexandriner haben diesen Namen erfunden.“

„O, und noch schönere,“ rief sie herunter. „Was ich heute alles gesehen und gehört habe: es ist nicht zu glauben.“

„Und Du wirst es in Deinen Gedichten verwerthen?“

„Nur Einiges, und zwar in dem Spottlied, das ich gegen Dich zu richten gedenke.“

„Ich zittere.“

„Hoffentlich vor Freude. Mein Gedicht wird Deinen Namen auf die Nachwelt bringen.“

„Das ist wahr, und je bösartiger Deine Verse ausfallen, je sicherer werden die Folgegeschlechter denken, Verus sei der Phaon der Sappho Balbilla gewesen, und verschmähte Liebe habe die sanfte Sängerin mit Ingrimm erfüllt.“

„Dank für diese Warnung. Heute bist Du übrigens sicher vor meinen Versen, denn ich bin zum Umsinken müde.“

„Du hast Dich auf die Straße gewagt?“

„Es war ungefährlich, denn ich hatte einen sicheren Begleiter.“

„Darf man fragen, wen?“

„Warum nicht? Der Architekt Pontius ging mit uns.“

„Er kennt die Stadt.“

„Und in seiner Begleitung würde ich mich getrauen, wie Orpheus in den Hades zu steigen.“

„Glücklicher Pontius!“

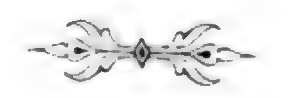
„Glückseligerer Verus!“

„Wie soll ich dieß Wort verstehen, reizende Balbilla?“

„Den armen Baumeister läßt man sich als guten Führer gefallen, Dir aber gehört das ganze Herz Deiner schönen Gattin Lucilla.“

„Und ihr das meine, soweit es Balbilla nicht ausfüllt. Schlafe gut, spröde Muse.“

„Schlafe schlecht, Du unverbesserlicher Plagegeist,“ rief das Mädchen und zog den Vorhang an ihrem Fenster zusammen.



Achtes Kapitel.

Dem Schlaflosen, den ein Unglück betroffen, erscheint sein zukünftiges Leben, so lange die Nacht ihn umgibt, wie ein Meer ohne Grenzen, in dem er als Schiffbrüchiger umhertreibt; wenn aber das Dunkel weicht, so zeigt ihm der neue freundliche Tag in seiner Nähe einen rettenden Kahn und in der Ferne gastliche Küsten.

Auch der arme Pollux hatte mit offenen Augen und manchem schweren Seufzer dem Morgen entgegen gewacht, denn es wollte ihm scheinen, als habe der gestrige Abend seine ganze Zukunft verdorben.

Die Werkstätte seines früheren Meisters war ihm verschlossen und er besaß nicht einmal mehr alle Werkzeuge, die er zur Uebung seiner Kunst bedurfte.

Gestern hatte er noch mit freudiger Zuversicht gehofft sich auf eigene Füße stellen zu können, heute erschien ihm dieß unmöglich, denn ihm fehlten dazu die unentbehrlichsten Hülfsmittel.

Als er sein Geldbeutelchen, das er unter sein Kopfkissen zu legen pflegte, betastete, mußte er trotz

all seines Kummers lächeln, denn seine Finger versanken tief in das schlaffe Leder und fanden nichts als zwei Münzen, von denen er leider wußte, daß sie aus Kupfer bestanden, und den getrockneten Brustknochen eines Huhnes, den er seinen kleinen Nichten mitbringen wollte.

Woher sollte er nun das Geld nehmen, welches er seiner Schwester am Ersten eines jeden Monats zu bringen pflegte?

Papias war mit allen Bildhauern der Stadt, denen er schöne Gastmähler zu geben pflegte, befreundet, und es war zu erwarten, daß er sie vor ihm warnen und es ihm, wie er nur konnte, erschweren würde eine neue Gehülfenstelle zu finden.

Sein alter Meister war Zeuge der gegen ihn gerichteten Wuth des Kaisers gewesen, und ganz der Mann das Erlauschte gegen ihn zu benutzen.

Es gereicht Niemand zur Empfehlung, von den Mächtigsten gehaßt zu werden, und am wenigsten gegenüber Denen, die Gunst und Gaben von den Großen der Erde erwarten.

Wenn Hadrian es für gut hielt aus seiner Verborgenheit hervorzutreten, so konnte es ihm leicht in den Sinn kommen ihn seine Macht fühlen zu lassen.

Thai er nicht klug, wenn er Alexandria verließ und in irgend einer andern Griechenstadt Arbeit und Brod suchte?

Aber um Arsinoe's willen konnte er seinem Heimatsort nicht den Rücken kehren.

Er liebte sie mit der ganzen Leidenschaft seiner

Künstlerseele, und sein frischer Muth hätte gewiß nicht so schnell und tief getrübt werden können, wenn es ihm möglich gewesen wäre sich zu verhehlen, daß die Hoffnung sie zu besitzen, durch die Ereignisse des gestrigen Abends in weite Ferne gerückt worden war.

Wie durfte er es wagen, sie an sein unsicheres und bedrohtes Schicksal zu fesseln?

Welchen Empfang hätte er wohl bei ihrem Vater gefunden, wenn er jetzt versucht haben würde, sie von ihm zum Weibe zu begehren?

Wenn diese Gedanken sich seiner Seele bemächtigten, so wollt' es ihm vorkommen, als wäre ihm Staub in's Auge geflogen, so sah er sich gezwungen aus dem Bett zu springen, sein Kämmerchen mit langen Schritten zu durchmessen und seine Stirn an die Wand zu drücken.

Die Dämmerung des neuen Tages erschien ihm wie ein willkommener Tröster, und als er die Morgensuppe gegessen hatte, die seine Mutter ihm mit verweinten Augen vorsetzte, da kam ihm der Gedanke, sich an den Baumeister Pontius zu wenden. Das war der Kahn, der ihm winkte!

Frau Doris theilte das Frühmahl ihres Sohnes, sprach ganz gegen ihre Gewohnheit sehr wenig und strich nur manchmal Pollux über die Locken.

Der Sänger Euphorion durchmaß mit langen Schritten das Zimmer und suchte nach Gedanken für eine Ode, in der er den Kaiser besingen und ihn anflehen wollte seinem Sohne zu vergeben.

Kurz nach Beendigung des Frühmahls schlich sich

Pollux auf das Rondel mit den Büsten der Königinnen, um Arsinoe wiederzusehen.

Ein laut gesungener Vers lockte sie auf den Altan.

Sie grüßten einander und Pollux bat sie durch Winke, zu ihm hinunter zu kommen.

Sie hätte ihm mehr als gern den Willen gethan, aber ihr Vater hatte des Bildhauers Stimme vernommen und sie in das Zimmer zurückgezogen.

Dem Künstler hatte der Anblick seiner schönen Geliebten wohl gethan.

Kaum war er wieder in die Wohnung seiner Eltern zurückgekehrt, als sich Antinous in das Thorwächterhäuschen schlich.

Das war die gastliche Küste, auf die der Bildhauer nun seine Augen richtete. Die Hoffnung kehrte in seine Seele zurück, und Hoffnung ist die Sonne, vor der die Verzweiflung flieht, wie die Schatten der Nacht vor dem Gestirn des Tages.

Sein künstlerisches Vermögen ward wieder in Anspruch genommen und fand ein Feld sich schön zu bethätigen, nachdem ihm Antinous mitgetheilt hatte, daß er sich ihm bis um Mittag zur Verfügung stellen könne, weil sein Meister, oder vielmehr der Kaiser, wie er ihn nun nennen durfte, beschäftigt sei. Der Präfekt Titianus war mit einem ganzen Stoße von Schreiben zu ihm gekommen, um mit ihm und seinen Geheimschreibern zu arbeiten.

Pollux zog den Günstling sogleich in das nach Norden gelegene Seitengemach seiner elterlichen Wohnung.

Hier lag das Wachs und das kleinere Werkzeug,

welches ihm selbst gehörte, seit gestern Abend auf einem Tischchen.

Sein Herz that ihm weh und seine Nerven waren auf's äußerste angespannt, als er zu arbeiten begann.

Allerlei fremde Gedanken beunruhigten seine Seele und doch wußte er, daß er nur, wenn er ganz bei der Sache war, etwas Rechtes zu leisten vermochte. Und gerade heute mußte er seine beste Kraft aufbieten, und fürchtete er das Mißlingen wie ein Unglück, denn ein Modell wie das, welches da vor ihm stand, gab es auf Erden nicht zum zweiten Male wieder.

Er brauchte auch nicht lange nach Sammlung zu ringen, denn des Bithyniers Schönheit erfüllte ihn mit tiefer Andacht, und voll von frommer Erregung griff er in den geschmeidigen Stoff und gab ihm eine seinem Vorbilde ähnliche Gestalt.

Zwischen diesem und dem Künstler ward eine Stunde lang kein Wort gewechselt, aber Pollux seufzte manchmal tief auf und dann und wann klang ein ängstlicher Klagelaut von seinen Lippen.

Antinous brach das Schweigen, um mit Pollux von Selene zu reden.

Sein Herz war ganz voll von ihr, und es gab keinen andern Menschen, der sie kannte, und den er zum Vertrauten seines Geheimnisses machen durfte. Nur um von ihr reden zu können, war er so bald zu dem Künstler gekommen.

Während Pollux formte und formte, erzählte Antinous, was ihm in der vergangenen Nacht begegnet war. Er bedauerte, bei dem Sturz in's Wasser den

silbernen Köcher verloren zu haben, und daß seine Verfolger später den rosenfarbenen Chiton kurz und klein gerissen hätten.

Ein Ausruf des Staunens, ein anderer der Theilnahme, eine kurze Ruhe der Hände und Werkzeuge war alles, wozu den Künstler die Erzählung von Selenens Schicksal und der Verlust der kostbaren Besitzthümer seines Meisters veranlaßte, denn sein Schaffen nahm ihn vollkommen in Anspruch. Je weiter seine Arbeit fortschritt, desto höher stieg die Bewunderung vor seinem Vorbilde. Wie berauscht von edlem Wein fühlte er sich, als er diese Verkörperung der Idee untadeliger männlicher Jugendschönheit nachschuf. Die Leidenschaft des künstlerischen Zeugens durchglühte sein Blut und zog alles andere, selbst die Kunde von Selenens Sturz in die See und ihrer Rettung, in's Reich der gewöhnlichen Dinge.

Trotzdem war er nicht unaufmerksam gewesen und das Gehörte mußte wohl in ihm fortwirken; denn lange nachdem Antinous seine Erzählung beendet hatte, sagte er leise und als ob er zu dem Bildwerke rede, das schon entschiedene Formen annahm:

„Wunderliches Ding," und ein wenig später: „Es steckt doch etwas Großes in diesem unglückseligen Geschöpfe."

Beinahe vier Stunden hatte er ohne Unterbrechung gearbeitet, dann athmete er tief auf, trat von dem Tisch zurück, schaute gespannt bald auf seine Arbeit, bald auf Antinous, und fragte diesen:

„Wird es was Rechtes?"

Der Bithynier gab seinem Beifall lebhaften Ausdruck, und Pollux hatte in der That sehr viel in der kurzen Zeit zu Stande gebracht.

Sein Wachs begann in starker Verkleinerung die ganze Gestalt des schönen Jünglings zu zeigen, und zwar in derselben Stellung, welche gestern der junge von den Seeräubern fortgeführte Dionysus auf dem Weinschiffe des Präfekten eingenommen hatte.

Die unvergleichlich schönen Formen des Günstlings waren weich und doch nicht unkräftig. Kein Künstler, das hatte Pollux sich schon gestern gesagt, konnte in seiner besten Stunde den nysäischen Gott sich anders denken als ihn.

Während der Bildhauer, um sich über die Richtigkeit seiner Arbeit Gewißheit zu verschaffen, die einzelnen Glieder seines Modells mit einem hölzernen Zirkel und leinenen Bändern vermaß, ließ sich Wagengerassel an dem Thore des Palastes und bald darauf das Gekläff der Grazien vernehmen.

Frau Doris rief die Hunde zur Ruhe, und eine andere hohe Frauenstimme mischte sich in die ihre.

Antinous lauschte, und was er vernahm, schien nichts Alltägliches zu sein, denn er verließ plötzlich die Stellung, welche ihm der Künstler erst vor einigen Augenblicken gegeben, trat an's Fenster und rief Pollux von hier aus mit gedämpfter Stimme zu:

„Wahrhaftig, ich irre mich nicht! Hadrian's Gattin Sabina redet da draußen mit Deiner Mutter.“

Er hatte recht gehört; die Kaiserin war auf die Lochias gekommen, um ihren Gemahl dort aufzusuchen.

Vor dem Thore des alten Palastes hatte sie ihren Wagen verlassen, denn die Pflasterung des Hofes sollte erst an diesem Abend vollendet werden.

Die Hunde, denen ihr Gatte so hold war, waren ihr zuwider, und die klugen Thiere vergalten ihre Abneigung mit der gleichen Empfindung. Darum wollte es Frau Doris noch schwerer als sonst gelingen, ihre ungehorsamen Lieblinge, welche die fremde Matrone ingrimmig anfielen, zur Ruhe zu bringen.

Sabina befahl der Alten, geängstigt und mit heftigen Worten, sie von ihren Angreifern zu befreien, der Kämmerer aber, welcher mit ihr gekommen war und auf den sie sich stützte, trat mit den Füßen nach den unbändigen Kläffern und steigerte dadurch ihre Bosheit.

Endlich zogen sich die Grazien in das Häuschen zurück; Frau Doris aber athmete auf und wandte sich an die Kaiserin.

Sie ahnte nicht, wer die Fremde war, denn sie hatte Sabina noch nie gesehen und sich ein ganz anderes Bild von ihr gemacht.

„Verzeihe mir, gute Frau,“ sagte sie in ihrer zutraulichen Weise, „die kleinen Schelme sind herzensgut und beißen nicht einmal einen Bettler; ältere Frauen können sie aber nun einmal nicht leiden. Wen suchst Du denn bei uns, meine Mutter?“

„Das sollst Du bald erfahren,“ entgegnete Sabina herb. „Welches Leben, Lentulus, machtet ihr von der Thätigkeit des Baumeisters Pontius! Wie wird es da drinnen aussehen, wenn diese Baracke

stehen bleiben konnte, die den Eingang des Schlosses verunziert! Sie muß fort mitsammt ihren Bewohnern. — Befiehl diesem Weibe, uns zu dem römischen Herrn, der hier wohnt, zu führen."

Der Kämmerer that, wie ihm geheißen, Frau Doris aber begann zu ahnen, wen sie vor sich habe, und sagte, indem sie ihr Gewand glatt strich und sich tief verneigte:

„Welche große Ehre widerfährt uns, hohe Frau! Vielleicht bist Du gar die Gattin des Kaisers? Wenn das der Fall ist . . ."

Sabina winkte dem Kämmerer mit einer ungeduldigen Handbewegung, und dieser unterbrach die Alte und rief:

„Schweig und zeig uns den Weg."

Doris war heute nicht die Stärkste und ihre von den Thränen um ihren Sohn gerötheten Augen wurden wiederum naß.

So hatte noch Niemand mit ihr geredet, und doch durfte sie um ihres Sohnes willen die schnöde Anrede nicht mit gleicher Münze, die ihr doch reichlich zu Gebote stand, bezahlen.

Schweigend hinkte sie Sabina voran und führte sie bis in die Musenhalle. Dort nahm ihr der Architekt Pontius ihre Aufgabe ab, und die Ehrfurcht, welche er der Fremden erwies, lehrte sie, daß dieselbe in der That keine Andere sei als die Kaiserin selbst.

„Ein widerwärtiges Weib," sagte Sabina, während sie sich entfernte, und zeigte dabei mit dem Finger auf Doris, der keines ihrer Worte entgehen konnte.

Das war zu viel für die Alte.

Fassungslos warf sie sich auf einen der vor wenigen Stunden dort aufgestellten Sessel, verbarg ihr Gesicht in die Hände und begann bitterlich zu weinen.

Es war ihr, als werde der Boden unter ihren Füßen weggezogen.

Ihren Sohn bedrohte der Kaiser, und die mächtigste Frau in der ganzen Welt sie selbst und ihr Haus.

Sie sah sich schon mit Euphorion und ihren Thieren auf die Straße gestoßen und fragte sich, was denn aus ihnen allen werden sollte, wenn sie ihre Stellung und ihr Obdach verlören. Ihres Mannes Gedächtniß ward immer schwächer, bald konnte auch seine Stimme nicht mehr genügen, und wie sehr hatten ihre eigenen Kräfte in den letzten Jahren nachgelassen, wie klein war der Sparpfennig, den sie in ihrer Truhe versteckt hielt!

Die muntere, frische Alte fühlte sich wie gebrochen.

Was sie schmerzte, war nicht bloß die sie bedrohende Noth, sondern auch der Schimpf, der ihr zugefügt werden sollte, das Mißfallen, das sie, der doch Jeder seit ihrer Jugend freundlich begegnet war, erregt hatte, und die kränkende Empfindung, von der mächtigen Frau, auf deren Gunst sie gehofft hatte, mit Verachtung behandelt und vor Anderen geschmäht worden zu sein.

Sabina's Ankunft vertrieb die guten Geister von der Lochias.

Das empfand Doris, aber sie war keine von

denen, die sich feindlichen Mächten widerstandslos unterwerfen.

Einige Minuten lang hatte sie sich ihrem Leid hingegeben und wie ein Kind geschluchzt. Jetzt trocknete sie ihre Augen und empfand in ihrem erleichterten Herzen die Wohlthat der Thränen. Nach und nach gelang es ihr auch, wieder ruhig zu denken.

„Am Ende," sagte sie sich, „hat hier nur der Kaiser selbst zu gebieten, und es heißt, daß er mit seiner bösen Frau schlecht auskomme und wenig nach ihren Wünschen frage. Hadrian hat Pollux seine Macht fühlen lassen, aber mit mir war er doch immer freundlich. Meine Hunde und Vögel gefallen ihm, und hat er nicht sogar das Essen aus meiner Küche sich wohl schmecken lassen? Nein, nein, wenn es mir nur gelingt ihn allein zu sprechen, so wendet sich vielleicht noch alles zum Guten."

So denkend stand sie von ihrem Sitze auf.

Als sie das Vorzimmer verlassen wollte, trat der Kunsthändler Gabinius aus Nicäa, dem Keraunus abgeschlagen hatte, ihm das dem Palast gehörende Mosaikbild zu verkaufen, und dessen Tochter durch Arsinoe um die Rolle der Roxane gekommen war, in dasselbe ein.

Pontius hatte ihn in den Palast bestellt, und er war sogleich erschienen, denn seit dem gestrigen Abend flog das Gerücht, daß der Kaiser in Alexandria weile und in dem Schlosse auf der Lochias wohne, von Mund zu Mund. Von wem es ausgehe, auf welche Thatsache es sich stütze, vermochte Niemand zu sagen. Es war eben da, verbreitete sich durch alle Kreise und

nahm von Stunde zu Stunde an Sicherheit zu. Von allem Wachsenden auf Erden wächst nichts so schnell als das Gerücht, und dennoch ist es ein armer Findling, der seine eigenen Eltern nicht kennt.

Der Kunsthändler drang mit einem verwunderten Blick auf die Alte weiter in den Palast vor, Doris aber überlegte, ob sie den Kaiser hier aufsuchen oder in ihr Häuschen zurückkehren und abwarten solle, bis Hadrian einmal den Palast verlassen und an ihrer Wohnung vorbeikommen würde.

Ehe sie zu einer Entscheidung gelangte, erschien der Baumeister Pontius. Er hatte sich stets sehr freundlich gegen sie erwiesen, und darum wagte sie es ihn anzureden und ihm zu erzählen, was ihrem Sohne von Seiten des Kaisers begegnet war.

Der Architekt hörte nichts Neues, rieth ihr sich zu gedulden, bis Hadrian sich beruhigt habe, und versprach ihr, später alles, was er nur immer vermöge, für Pollux zu thun, den er lieb habe und achte. — Heute sei er gezwungen, im Auftrag des Kaisers sogleich auf längere Zeit zu verreisen. Das Ziel seiner Fahrt war Pelusium. Dort sollte dem großen Pompejus ein Denkmal an derjenigen Stelle gesetzt werden, an der er ermordet worden war. Hadrian hatte bei seiner Wanderung vom Berge Kasius nach Aegypten gegenüber dem alten verfallenden Monumente den Entschluß gefaßt, es durch ein neues ersetzen zu lassen, und hatte Pontius, dessen Arbeiten auf der Lochias ihrer Vollendung entgegengingen, mit seiner Herstellung beauftragt.

Was noch in dem erneuten Schlosse an Ausstattungsstücken fehlte, wünschte Hadrian selbst auszusuchen und anzuschaffen, und bei dieser seinen Neigungen zusagenden Thätigkeit sollte ihm der Kunsthändler Gabinius hülfreiche Hand leisten.

Während Frau Doris noch mit Pontius sprach, näherten sich Hadrian und seine Gemahlin dem Vorraume.

Der Baumeister hatte kaum die Stimme Sabina's erkannt, als er der Alten leise und eilig zurief:

„Auf später, Mütterchen. Tritt zur Seite, der Kaiser und die Kaiserin kommen.“

Dann entfernte er sich schnell.

Doris trat in die Pforte eines Nebenzimmers, welche nur durch einen schweren Vorhang verschlossen war, denn sie wäre jetzt ebenso gern einem reißenden Thiere begegnet, wie der stolzen Frau, von der sie nichts als Kränkungen und üble Dinge erwarten konnte.

Hadrian's Unterredung mit seiner Gattin hatte kaum eine Viertelstunde gedauert und sie mußte nicht freundlich gewesen sein, denn sein Antlitz glühte, Sabina aber hatte völlig blutlose Lippen und über ihre geschminkten Wangen flog ein unruhiges Zucken.

Doris war zu erregt und ängstigte sich viel zu sehr, um das fürstliche Paar zu belauschen, aber sie vernahm doch die von dem Kaiser mit großer Entschiedenheit ausgesprochenen Worte:

„In kleinen Dingen lasse ich Dir, wo es angeht, den Willen; Größeres entscheid' ich dießmal wie immer nach meinem, ausschließlich nach meinem Ermessen.“

Diese Worte waren verhängnißvoll für das Thorwärterhäuschen und seine Bewohner, denn zu den kleinen Dingen, von denen Hadrian redete, gehörte die Beseitigung der häßlichen Baracke beim Eingang des Palastes. Sabina hatte sie von ihrem Gatten gefordert, weil es Niemand angenehm sein könne, bei jedem Besuch der Lochias von einer Unglück verheißenden alten Megäre empfangen und von wüthenden Hunden angefallen zu werden.

Doris ahnte so wenig, was des Kaisers Rede bedeute, daß sie sich über ihren Inhalt freute, denn sie erfuhr durch dieselbe, wie wenig geneigt Hadrian war, seiner Gattin in großen Dingen nachzugeben, und wer konnte ihr verdenken, daß sie ihr Schicksal und das ihres Hauses zu den großen und zwar zu den allergrößten zählte?

Sabina hatte, auf ihren Kämmerer gestützt, das Vorgemach verlassen, und Hadrian stand nun mit seinem Sklaven Mastor allein in demselben.

Einen so günstigen Augenblick fand die Alte so leicht nicht wieder, um den gewaltigen Mann, der da vor ihr stand, ohne hindernde Zeugen anzuflehen, Großmuth an ihr zu üben und ihrem Sohne zu vergeben. Er wandte ihr den Rücken zu. Hätte sie sehen können, mit wie furchtbaren Blicken er zu Boden schaute, so würde sie gewiß an die Mahnung des Baumeisters gedacht und ihre Anrede bis auf spätere Tage verschoben haben.

Wie Viele verderben ihre gute Sache, indem sie dem treibenden Drange, bald eine Entscheidung zu er-

zielen, folgen und nicht stark genug sind, den Beginn ihres Handelns bis auf einen für ihr Vorhaben günstigen Augenblick zu verschieben! Ungewißheit in der Gegenwart erscheint uns oftmals weniger erträglich, als widriges Geschick in der Zukunft.

Doris trat aus dem Seitengemache hervor.

Mastor, der seinen Gebieter kannte, und freundlich gesinnt wie er war, der guten Alten gern eine Demüthigung ersparen wollte, deutete ihr mit lebhaftem Winken an, daß sie zurücktreten und den Kaiser jetzt nicht stören möge; sie aber war von ihrer Angst und ihren Wünschen so ganz in Anspruch genommen, daß sie ihn nicht bemerkte.

Als der Kaiser sich anschickte, das Vorgemach zu verlassen, faßte sie sich ein Herz, trat in die Pforte, welche er durchschreiten mußte, und versuchte es sich vor ihm auf die Kniee niederzulassen. Das wollte den alten Beinen nur schwer gelingen, und Doris mußte den Pfosten der Thür zu Hülfe nehmen, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren.

Hadrian erkannte die Bittstellerin sogleich, aber heute fand er für sie kein freundliches Wort, und der Blick, den er auf sie niederwarf, war nichts weniger als gnädig. Wie hatte er nur jemals an diesem traurigen, alten Geschöpfe Wohlgefallen zu finden vermocht?

Ach, die arme Doris war auch eine ganz Andere in ihrem Häuschen, unter ihren Blumen, Vögeln und Hunden, als hier in den weiten Räumen des prächtigen Palastes. Dieser große glänzende Rahmen paßte nicht für eine so bescheidene Gestalt.

Tausende, die in ihrer täglichen Umgebung Achtung gebieten und Gefallen erwecken, geben, losgelöst von dem Kreis, in den sie gehören, zu ganz anderen Empfindungen Anlaß.

Doris hatte Hadrian noch nie einen so unerquicklichen Anblick geboten, als gerade heute, als in dieser ihr Lebensgeschick entscheidenden Stunde. Vom Küchenherde war sie, wie sie ging und stand, der Kaiserin gefolgt, nach einer schlaflosen Nacht hatte sie, ganz von ihren Sorgen in Anspruch genommen, ihr graues Haar kaum geordnet, und ihre guten klaren Augen, sonst die Zierde ihres Angesichts, waren heute vom vielen Weinen geröthet. Das saubere, freundliche Mütterlein sah heute nichts weniger als schmuck und heiter aus und unterschied sich in keiner Hinsicht von jenen anderen alten Weibern, die der Kaiser für unglückverheißend hielt, wenn er ihnen bei seinen Ausgängen begegnete.

„O Cäsar, großer Cäsar,“ rief Doris und erhob die Hände, an denen noch manche Spuren ihrer Arbeit am Herde zu sehen waren, „mein Sohn, mein unglücklicher Pollux!“

„Aus dem Wege!“ sagte Hadrian streng.

„Er ist ein Künstler, ein guter Künstler, der schon jetzt manchen Meister übertrifft, und wenn ihm die Götter . . .“

„Aus dem Wege, hab' ich gesagt. Ich will von dem frechen Buben nichts hören,“ rief Hadrian unwillig.

„Aber großer Cäsar, er ist doch mein Sohn und Du weißt, eine Mutter . . .“

„Mastor,“ unterbrach sie der Herrscher, „hebe die Alte auf und verschaffe mir Platz.“

„O Herr, Herr,“ weinte das geängstigte Weib, während der Sklave es nicht ohne Mühe aufrichtete. „O Herr, wie kannst Du auf einmal so hart sein! Bin ich denn nicht mehr die alte Doris, mit der Du gescherzt hast und deren Kost Dir doch schmeckte?“

Diese Worte riefen dem Kaiser das Bild der Stunde seiner Ankunft auf der Lochias in die Vorstellung zurück. Er empfand, daß er der Alten etwas schuldig sei, und gewohnt mit fürstlicher Freigebigkeit zu zahlen, fiel er ihr in's Wort:

„Für Dein gutes Gericht wirst Du eine Summe erhalten, von der ihr euch ein neues Haus kaufen könnt. Euer Gehalt wird euch auch in Zukunft ausgezahlt werden, aber in drei Stunden habt ihr die Lochias verlassen.“

Der Kaiser sprach so schnell, als gälte es, ein unangenehmes Geschäft zu Ende zu führen, und schritt an Frau Doris vorüber, die wieder auf ihren Füßen stand und sich nun wie betäubt an den Thürpfosten lehnte.

Wäre Hadrian auch nicht fortgegangen und hätte er ihr auch bewilligt sie weiter anzuhören, so würde sie jetzt doch nicht im Stande gewesen sein, ihm auch nur ein Wort zu entgegnen.

Dem Imperator gebührten die Ehren des Zeus, und wie der Blitz, den der Vater der Götter schleudert, hatte sein Machtspruch das Glück eines friedlichen Hauses zerschmettert.

Dießmal fand Doris keine Thränen.

Der furchtbare Schreck, der ihre Seele erschüttert hatte, machte sich auch an ihrem Körper fühlbar. Ihre Kniee wankten, und unfähig sich sogleich auf den Heimweg zu begeben, ließ sie sich auf einem Sessel nieder und starrte angstvoll vor sich hin, indem sie bedachte, was nun werden sollte und kommen konnte.

In dem hinter dem Vorgemach gelegenen, vor wenig Stunden völlig vollendeten Raume blieb der Kaiser stehen. Seine Härte gegen die Alte begann ihn zu reuen, hatte sie sich doch, ohne zu wissen wer er war, sehr freundlich gegen ihn und seinen Liebling erwiesen.

„Wo ist Antinous?“ fragte er Mastor.

„Er ging in das Thorhüterhäuschen.“

„Was thut er da?“

„Ich glaube, er wird... er hat dort vielleicht...“

„Die Wahrheit, Bursche!“

„Er ist bei dem Bildhauer Pollux.“

„Schon lange?“

„Ich weiß nicht genau.“

„Wie lange, frage ich!“

„Nachdem Du Dich mit Titianus eingeschlossen hattest, ging er.“

„Drei Stunden, drei volle Stunden bei dem Prahlhans, dem ich die Wege gewiesen!“

Hadrian's Augen funkelten zornig, während er dieß rief. Sein Verdruß über seinen Liebling, dessen Gesellschaft er keinem Andern und am letzten einem Pollux gönnte, erstickte jeden freundlichen Gedanken in ihm und unwillig bis an die Grenze des Zornes befahl

er Mastor, Antinous sogleich zu ihm zu rufen und sodann die Thorhüterwohnung ausräumen zu lassen.

„Nimm ein Dutzend Sklaven zu Hülfe," rief er. „Meinetwegen mögen sie den Leuten ihren Kram in ihr neues Haus tragen, aber ich will weder die heulende Alte noch ihren blödsinnigen Mann jemals wiedersehen. Dem Bildhauer geb' ich zu wissen, daß der Kaiser einen festen Schritt hat und leicht unversehens die Schlange zertritt, die ihm über den Weg kriecht."

Mastor entfernte sich traurig.

Hadrian begab sich in sein Arbeitszimmer zurück und rief dort seinem Geheimschreiber Phlegon zu:

„Schreibe! Für diesen Palast ist ein neuer Thorhüter zu bestellen. Euphorion, der alte, bezieht seine Besoldung fort und es wird ihm auf der Präfektur ein halbes Talent ausgezahlt. So. Theile dem Manne sogleich was nöthig ist mit, in einer Stunde finde ich ihn und die Seinen nicht mehr auf der Lochias. Von nun an soll mir Keiner mehr von ihnen reden oder Bittschreiben von ihnen überreichen. Werfen wir diese Sippschaft zu den anderen Todten."

Phlegon verneigte sich und sagte:

„Der Kunsthändler Gabinius wartet draußen."

„Er kommt zur gelegenen Stunde," rief der Kaiser. „Nach allen diesen Verdrießlichkeiten thut es gut, von schönen Dingen zu hören."

Neuntes Kapitel.

Ja gewiß! Sabina's Erscheinen hatte die guten Geister aus dem Palast auf der Lochias vertrieben.

Wie ein Wirbelwind in ein Gehäuf von dürren Blättern, so war des Kaisers Befehl in das friedliche Häuschen gefahren. Seinen Bewohnern wurde nicht einmal Zeit gelassen, sich ihres Unglücks voll bewußt zu werden, denn anstatt zu klagen, galt es jetzt umsichtig zu handeln.

Die Tische, Sessel, Polster und Lauten, die Körbe, Blumenstöcke und Vogelbauer, das Küchengeräth und die Kleiderkisten standen über und unter einander auf dem Hofe, und Doris benutzte die ihr von Mastor zugewiesenen Sklaven so frisch und umsichtig für das Geschäft des Ausräumens, als gält' es nur, aus der einen Wohnung in die andere zu ziehen.

Ein Strahl der sonnigen Heiterkeit ihrer Seele blitzte wieder aus ihren Augen, seitdem sie sich sagte, daß das, was ihr und den Ihren begegne, zu den

unabänderlichen Dingen gehöre, und es gerathener sei statt an die Vergangenheit, an die Zukunft zu denken.

Bei der Arbeit wurde sie völlig die Alte, und als sie Euphorion ansah, der wie gebrochen auf seinem Polster saß und zu Boden starrte, rief sie ihm zu:

„Nach den schlimmen kommen die fröhlichen Tage! Laß sie nur versuchen, uns unglücklich zu machen. Wir haben nichts Uebles gethan, und so lange wir selbst nicht glauben elend zu sein, sind wir's auch nicht. Nur den Kopf oben behalten! Auf, Alter, auf! Geh' gleich zu Diotima und sag' ihr, wir bäten sie auf einige Tage um Gastfreundschaft für unsern Kram und uns selbst."

„Wenn nun der Kaiser sein Wort nicht hält?" fragte Euphorion düster. „Was gibt es dann für ein Leben!"

„Ein schlechtes, ein hundeschlechtes, und darum ist es klug, jetzt noch zu genießen, was wir besitzen. Einen Becher Wein, Pollux, für mich und Deinen Vater. Aber heute muß er ungemischt sein!"

„Ich kann nicht trinken," seufzte der Sänger.

„Dann will ich auch Deinen Theil auf mich nehmen!"

„Nicht doch, Mutter," bat Pollux.

„Misch' ihn, Junge, misch' ihn ein wenig, aber mache nur kein so jammervolles Gesicht. Sieht so ein frischer Gesell aus, der seine Kunst und rüstige Kraft in den Händen und das schönste Liebchen im Herzen hält?"

„Um meinetwillen, Mutter," gab der Bildhauer

zurück, „bin ich gewiß nicht besorgt. Aber wie komm ich nur wieder zu Arsinoe in den Palast und wie werde ich mit dem grimmigen Keraunus fertig?“

„Das frage die Zeit,“ entgegnete Doris.

„Sie kann gute, aber auch schlimme Antworten ertheilen.“

„Die besten immer nur Denen, die im Vorzimmer ‚Geduld‘ auf sie warten.“

„Ein schlechter Aufenthaltsort für mich und meinesgleichen,“ seufzte Pollux.

„Sitze nicht still und klopf’ an die Thüren,“ entgegnete Doris, „und ehe Du Dich’s versiehst, ruft Dir die Zeit ihr ‚Herein!‘ zu. Jetzt zeige den Leuten, wie sie die Apollostatue handhaben sollen, und sei wieder mein munterer Junge!“

Pollux that wie ihm geheißen und dachte dabei: „Sie hat gut reden; ihr bleibt hier keine Arsinoe zurück! Hätt’ ich nur wenigstens mit Antinous verabreden können, wo ich ihn wiederfinde; aber nach dem Befehl des Kaisers war der Junge wie vor den Kopf geschlagen und wankte fort, als ging’ es zur Schlachtbank.“

Frau Doris schien ihre gute Zuversicht nicht zu betrügen, denn der Geheimschreiber Phlegon kam und unterrichtete sie von dem Entschluß des Kaisers, ihrem Manne ein halbes Talent und auch in Zukunft seine kleine Besoldung auszahlen zu lassen.

„Siehst Du,“ rief die Alte, nachdem der Glücksbote sich wieder entfernt hatte, „die Sonne der guten Tage dämmert schon wieder auf. Ein halbes Talent!

Mit so reichen Leuten, wie wir es sind, hat die Noth nichts zu schaffen. Was meinst Du? Wär' es nicht recht, den Göttern einen halben Becher Wein zu spenden und uns selbst die andere Hälfte zu gönnen?"

Frau Doris wurde so heiter, als ging' es zur Hochzeit, und ihre Munterkeit theilte sich ihrem Sohne mit, der sich eines Theils der ihn bedrückenden Sorge um seine Eltern und Schwester enthoben sah.

Sein gesunkener froher Lebensmuth bedurfte nur einige Tropfen freundlichen Thaues, um sich zu erholen.

Er dachte auch wieder an seine Kunst.

Zu allererst wollt' er sein glücklich angelegtes Bildniß des Antinous zu vollenden suchen.

Während er sich in das Haus begab, um sein Werk vor Schaden zu bewahren, und dem Sklaven, dem er befohlen hatte, ihm zu folgen, Anweisungen ertheilte, wie er es zu tragen habe, um es nicht zu beschädigen, trat sein Meister Papias in den Hof des Palastes. Er kam, um selbst die letzte Hand an die von ihm übernommenen Arbeiten zu legen und wollte einen neuen Versuch machen, die Gunst des Mannes, in dem er den Kaiser erkannte, für sich zu gewinnen.

Papias war besorgt, denn der Gedanke, daß Pollux nun verrathen könnte, wie geringen Antheil er selbst an seinen letzten Arbeiten habe, die ihm doch höheres Lob als alle seine früheren Werke eingetragen hatten, beängstigte ihn. Wohl wollte es ihm gerathen scheinen, seinen Stolz beiseite zu setzen und seinen frühern Schüler durch hohe Versprechungen zur Rückkehr in

seine Werkstätte zu bewegen; aber er hatte sich gestern Abend hinreißen lassen, vor dem Kaiser mit solcher Entrüstung von den üblen Eigenschaften des jungen Künstlers zu reden und seiner Freude, von ihm befreit zu sein, so lebhaften Ausdruck gegeben, daß er um Hadrian's willen davon absehen mußte.

Jetzt blieb ihm nur übrig, Pollux aus Alexandria zu entfernen oder ihn, — und dieß konnte vielleicht mit Hülfe des entrüsteten Kaisers geschehen, — in irgend einer Weise unschädlich zu machen.

Einmal kam ihm sogar in den Sinn, einen ägyptischen Strolch zu dingen und ihn umbringen zu lassen; aber er war ein friedlicher Bürger, dem jede Uebertretung des Gesetzes ein Greuel war, und er wies darum diesen Gedanken als einen verabscheuungswürdigen weit von sich.

Er nahm es nicht genau mit der Wahl seiner Mittel, kannte die Menschen, wußte sich den Weg durch die Hinterthüren zu bahnen und scheute sich nicht, wo es noth that, kühn zu verleumden, und so hatte er denn schon in manchem Kampfe gegen angesehene Kunstgenossen den Sieg behauptet. Seine Hoffnung, daß es ihm gelingen werde, einem von Wenigen beachteten Schüler ein Bein zu stellen und ihn, so lange der Kaiser in Alexandria weilte, unschädlich zu machen, war gewiß nicht zu kühn. Er haßte den Thorwächtersohn weit weniger als er ihn fürchtete, und verhehlte sich nicht, daß wenn seine Anschläge gegen ihn mißlangen und es Pollux glückte, auf eigene Füße gestellt, zu zeigen, was er vermöge, der Jüngling durch

nichts zurückgehalten werden könnte, sich alles dessen laut zu rühmen, was er in den letzten Jahren für ihn geleistet hatte.

Bei dem Häuschen Euphorion's ward seine Aufmerksamkeit durch die Sklaven gefesselt, welche das Geräth der ausgewiesenen Leute auf die Straße trugen.

Bald hatte er erfahren, was hier vor sich ging, und erfreut über den üblen Willen, welchen der Kaiser gegen die Eltern seines Gegners bekundete, blieb er stehen und befahl nach kurzem Besinnen einem schwarzen Arbeiter, Pollux zu ihm herauszurufen.

Meister und Schüler begrüßten einander mit zur Schau getragener Kühlheit, und der Erstere sagte:

„Du hast die Sachen zurückzubringen vergessen, die Du gestern, ohne mich zu fragen, aus meiner Gewandkammer genommen. Ich verlange sie noch heute zurück."

„Ich nahm sie nicht für mich, sondern für den großen Herrn da drin und seinen Begleiter. Wenn etwas fehlt, so halte Dich an ihn. Es thut mir leid, daß ich auch Deinen silbernen Köcher mitnahm. Der Begleiter des römischen Herrn hat ihn verloren. Sobald ich hier fertig bin, bring' ich alles, was ich von Deinen Sachen zurückzuerlangen vermag, und hole mir die meinigen ab. Es liegt doch noch Manches, was mir gehört, in Deiner Werkstätte."

„Gut," entgegnete Papias. „Eine Stunde vor Sonnenuntergang erwarte ich Dich, und dann soll das alles in Ordnung gebracht werden."

Ohne einen Abschiedsgruß wandte er seinem Schüler den Rücken und ging in den Palast.

Pollux hatte gesagt, daß einige von den Gegenständen, welche er ihm ohne ihn zu fragen, fortgenommen hatte, und unter ihnen ein Stück von beträchtlichem Werthe, abhanden gekommen wären, und dieser Umstand bot ihm vielleicht eine Handhabe, ihn unschädlich zu machen.

Er blieb kaum eine halbe Stunde in dem Palaste, dann begab er sich, während Pollux seine Mutter und den Hausrath seiner Eltern zu seiner Schwester begleitete, zu dem Nachtstrategen, der dem Sicherheitswesen Alexandrias vorstand.

Papias lebte mit diesem vornehmen Beamten in nahem Verkehr, denn er hatte einen Sarkophag für seine verstorbene Gattin, einen mit Reliefbildern geschmückten Altar für sein Männergemach und andere Arbeiten zu mäßigen Preisen für ihn hergestellt, und durfte auf seine Gefälligkeit rechnen.

Als er ihn verließ, hielt er einen Verhaftsbefehl gegen seinen Gehülfen Pollux in der Hand, der sich an seinem Eigenthum vergriffen und ihm einen Köcher von schwerem Silber entwendet haben sollte. Der Nachtstratege hatte ihm auch zugesagt, ihm zwei seiner Leute zu übersenden, welche den Missethäter in's Gefängniß abführen sollten.

Mit erleichtertem Herzen begab sich Papias in sein Haus.

Sein Schüler ging, nachdem der leichte Umzug seiner Eltern bewerkstelligt worden war, in den Palast

zurück und traf dort zu seiner Freude den Sklaven Mastor, der ihm bald die Kleidungsstücke und Masken brachte, welche er gestern Hadrian und Antinous geliehen hatte. Der Jazygier erzählte ihm dabei mit Thränen in den Augen eine traurige, sehr traurige Geschichte, die den jungen Bildhauer auf's tiefste erregte und ihn sogleich auf jede Gefahr hin in den Palast geführt hätte, wenn er nicht die Nothwendigkeit eingesehen haben würde, sich zu der von Papias bestimmten Zeit, an der nur noch wenig fehlte, bei ihm einzufinden und sich wegen der fehlenden werthvollen Gegenstände zu verantworten.

Nichts anderes wünschend, auf nichts bedacht, als möglichst bald wieder auf der Lochias zu sein, woselbst man seiner bedurfte und wohin sein Herz ihn zurücktrieb, nahm er dem Sklaven das Packet aus der Hand und eilte mit ihm davon.

Papias hatte alle Gehülfen und selbst seine Angehörigen aus dem Hause entfernt. Er empfing den Athemlosen ganz allein und nannte ihm mit eisiger Ruhe die Sachen, welche in seiner Gewandkammer fehlten; Stück für Stück verlangte er von ihm zurück.

„Ich sagte Dir ja bereits,“ rief Pollux, „daß nicht ich, sondern der hohe Herr aus Rom — Du weißt wohl auch, wer er ist — für den silbernen Köcher und den zerrissenen Chiton einstehen muß.“

Dann begann er zu erzählen, wie Antinous ihn im Namen seines Gebieters aufgefordert habe, Masken und anderen Aufputz für sie beide herbeizuschaffen.

Papias schnitt ihm aber schon am Anfang seiner

Rede das Wort ab und verlangte heftig seinen Köcher und Bogen zurück, deren Werth Pollux in zwei Jahren nicht abzuarbeiten vermöge.

Der Jüngling, den Herz und Sinn auf die Lochias zurückzogen, und der sich um keinen Preis länger als nöthig aufhalten lassen wollte, bat erst in aller Höflichkeit seinen Meister, ihn jetzt zu entlassen und morgen, nachdem er mit den Römern geredet, von denen er jeden beliebigen Schadenersatz fordern dürfe, diese Sache mit ihm zu erledigen. Als ihn aber Papias wieder und wieder unterbrach und hartnäckig auf der sofortigen Zurückerstattung seines Eigenthums bestand, stieg dem leicht erregbaren Künstler das Blut zu Kopfe und er vergalt die Angriffe und Fragen des älteren Mannes mit heftigen Entgegnungen.

Ein Wort gab das andere, Papias sprach endlich von Leuten, die sich an fremdem Silbergeräth vergreifen, und als Pollux ihm darauf zurückgab, daß er auch Solche kenne, welche die Leistungen Anderer für ihre eigenen ausgäben, da schlug sein Meister mit der Faust auf den Tisch, näherte sich der Thür und rief, sobald er sich hinlänglich weit von den kräftigen Fäusten des erregten Jünglings entfernt hatte:

„Du Dieb, ich werde Dir zeigen, wie man in Alexandria Deinesgleichen behandelt.“

Pollux erbleichte vor Wuth und stürzte sich dem Entfliehenden nach; aber ehe er ihn erreichte, konnte sich Papias hinter den beiden Häschern des Nachtstrategen, welche im Vorzimmer warteten, verbergen, und rief ihnen zu:

„Greift den Dieb! Haltet den Spitzbuben, der mir mein silbernes Geräth gestohlen hat und die Hand gegen seinen Meister erhebt. Fesselt ihn, bindet ihn, führt ihn fort in's Gefängniß."

Pollux wußte nicht, wie ihm geschah.

Wie ein Bär, der sich von Jägern umstellt weiß, blieb er zaudernd stehen.

Sollte er sich auf seine Verfolger stürzen und sie zu Boden reißen? sollte er thatenlos das Verhängte erwarten?

Er kannte jeden Stein im Hause seines Meisters. Das Vorzimmer, in dem er sich befand, lag wie die ganze Wohnung des Papias zu ebener Erde. Während die Häscher sich ihm näherten und sein Meister dem Lictor den Verhaftsbefehl reichte, fiel ihm ein Fenster, das von der Straße her Licht empfing, in's Auge, und nur erfüllt von dem einen Gedanken, seine Freiheit zu wahren und recht bald auf die Lochias und zu Arsinoe zu kommen, sprang er auf die Rettung verheißende Oeffnung zu und schwang sich in die Gasse hinaus.

„Der Dieb!" — „Haltet den Dieb!" rief es ihm nach, während er in langen Sätzen vorwärts stürzte.

Wie ein von allen vier Winden gepeitschter Regen drang von allen Seiten der unsinnige, widerwärtige, entsetzliche Ruf: „Der Dieb!" — „Haltet den Dieb!" auf ihn ein und brachte ihn um die Besinnung.

Nur der leidenschaftliche Schrei seines Herzens: „Auf die Lochias! Zu Arsinoe! Frei, nur frei bleiben, um auf der Lochias zu helfen!" übertönte die

Stimme seiner Verfolger und trieb ihn durch diejenigen Straßen, welche zu dem alten Palaste führten.

In langen Sätzen jagte er weiter und weiter. Der salzig frische Hauch des Meeres berührte bereits seine glühenden Wangen und die schmale, menschenleere Gasse dort, das wußte er, führte ihn in die Werft am königlichen Hafen, in der das hoch aufgeschichtete Bauholz ihn vor seinen Verfolgern verbergen konnte.

Jetzt wandte er sich, um in sie einzubiegen, da warf ihm ein ägyptischer Ochsentreiber seinen Stecken zwischen die Beine, er stolperte, fiel zu Boden und gleich darauf fühlte er, wie einer der Hunde, die ihm nachgestürzt waren, ihm den Chiton vom Leibe riß und viele Menschen sich auf ihn stürzten.

Eine Stunde später befand er sich gebissen, zerschlagen, gebunden im Gefängniß unter schlechtem Gesindel und wirklichen Dieben.

Die Nacht war hereingebrochen.

Seine Eltern warteten auf ihn, und er kam nicht. Auf der Lochias aber, die er nicht zu erreichen vermocht hatte, gab es Jammer und Elend genug, und der Einzige, der es vermocht haben würde, der verzweifelnden Arsinoe Trost zu bringen, blieb aus und war nicht zu finden.

Zehntes Kapitel.

Des Sklaven Mastor Erzählung, durch welche Pollux so tief erregt und zu seiner unsinnigen Flucht veranlaßt worden war, bezog sich auf Ereignisse, die sich, während der junge Künstler seinen Eltern half, ihr Hausgeräth in der engen Wohnung seiner Schwester unterzubringen, im Quartier des Palastverwalters zugetragen hatten.

Keraunus gehörte gewiß nicht zu den heiteren Menschen, aber am Morgen des Tages, an dem Sabina in den Palast gekommen war und der Thorwächter aus seinem Häuschen vertrieben wurde, sah er aus wie ein innig zufriedener Mann.

Um Selene machte er sich seit seinem gestrigen Besuch bei ihr keine weiteren Sorgen.

Sie war nicht gefährlich krank, wurde ausgezeichnet gepflegt und die Kinder schienen sie nicht zu vermissen.

Auch er selbst wünschte sie heute noch nicht zurück.

Er scheute sich freilich, sich selbst das einzugestehen, aber er fühlte sich doch durch die Abwesenheit der

ernsten Mahnerin freier und leichter als seit langer Zeit.

Es müßte schön sein, dachte er sich, allein mit Arsinoe und den Kindern sorglos so fort zu leben.

Manchmal rieb er sich vergnüglich die Hände und schmunzelte vor sich hin.

Als die alte Sklavin eine große Schüssel voll Kuchen brachte, die er ihr zu kaufen befohlen, und neben die Morgensuppe der Kinder stellte, kicherte er so herzhaft, daß sein starker Leib wankte und bebte. Und er hatte Grund, in seiner Weise glücklich zu sein, denn der reiche Plutarch hatte in aller Frühe einen schweren Beutel voll Goldstücke für seinen elfenbeinernen Becher und einen herrlichen Rosenstrauß an Arsinoe gesandt; er konnte seinen Kleinen eine Güte thun, für sich selbst einen Stirnreifen von eitlem Gold kaufen und Arsinoe so schön herausputzen, als wäre sie des Präfekten leibliche Tochter.

Seine Eitelkeit fühlte sich in jeder Hinsicht befriedigt.

Welch' ein Prachtmensch war auch der Sklave, welcher ihm eben jetzt mit einer vorzüglich ehrerbietigen Verbeugung ein gebratenes Hühnchen überreichte, und der ihn am Nachmittag in den Rath führen sollte! Der große Thessalier, der dem Archidikasten seine Papiere in die Gerichtsverhandlungen nachtrug, sah kaum stattlicher aus als sein „Leibdiener“.

Gestern noch hatte er ihn gekauft und zu einem wie billigen Preise!

Kaum dreißig Jahre zählte der gut gewachsene Sa-

mier. Er konnte lesen und schreiben und war also im Stande, die Kleinen in diesen Künsten zu unterrichten. Selbst die Laute verstand er zu schlagen. Freilich hafteten an seiner Vergangenheit üble Flecken, und um ihretwillen war er so spottwohlfeil verkauft worden. Er hatte mehrmals gestohlen, aber die Brandmale und Striemen, welche der Samier an sich trug, wurden von seinem neuen Chiton verborgen, und Keraunus fühlte sich stark genug, um ihm die üblen Gelüste auszutreiben.

Nachdem der Verwalter Arsinoe anbefohlen, nichts Werthvolles herumliegen zu lassen, denn ihr neuer Hausgenosse scheine nicht völlig redlich zu sein, entgegnete er auf die Bedenken seiner Tochter:

„Es wäre schon besser, wenn er so ehrlich wäre wie unser altes Gerippe, das ich für ihn in den Kauf gab; aber ich denke: wenn mein Leibdiener uns wirklich einige von den wenigen Drachmen, die wir bei uns tragen, fortstibitzt, so brauch' ich immer noch nicht bereuen ihn gekauft zu haben; denn wegen seiner Dieberei bekam ich ihn um mehrere tausend Drachmen unter dem Werth, und der Schulmeister für die Kinder hätte mich im schlimmsten Falle mehr gekostet, als er uns stehlen kann. Unser Gold verschließ' ich in die Truhe mit den Dokumenten. Sie ist fest und man würde schon eine Brechstange brauchen, um sie zu öffnen. Der Bursch läßt übrigens ganz gewiß für's Erste das Stehlen, denn sein voriger Herr gehörte nicht zu den milden und hat ihm, denk' ich, ein- für allemal die bösen Gelüste ausgetrieben.

Es ist gut, daß man beim Verkauf eines solchen Gesellen angeben muß, was er verbrochen. Unterläßt man es, so kann man von dem spätern Besitzer für das, was einem fortkommt, Schadenersatz fordern. Lykophron hat mir gewiß nichts verschwiegen, und wenn man von den Diebesgelüsten absieht, so soll der Samier ein in jeder Hinsicht vorzüglicher Bursch sein."

„Aber Vater," entgegnete Arsinoe, indem sie ihrer Besorgniß noch einmal Worte lieh, „es ist doch sehr schlimm, einen unredlichen Menschen im Hause zu haben."

„Das verstehst Du nicht, Kind," gab Keraunus zurück. „Für uns bedeutet Leben und Redlichkeit das Gleiche: aber ein Sklave! — König Antiochus soll einmal gesagt haben, daß wer gut bedient sein will, sich von Spitzbuben bedienen lassen muß."

Als Arsinoe durch den Gesang ihres Geliebten auf den Altan gelockt und von ihrem Vater in das Zimmer zurückgetrieben worden war, hatte der Verwalter sie mit keinem unfreundlichen Worte zurechtgewiesen, sondern ihr die Wange gestreichelt und schmunzelnd gesagt:

„Ich glaube, der Thorwächterjunge, dem ich schon einmal die Wege gewiesen, schaut nach Dir aus, seitdem man Dich zur Roxane wählte! Armer Schelm! Wir haben jetzt ganz andere Freier in Sicht, mein Mädchen. Wie wär's, wenn der reiche Plutarch Dir diese Rosen nicht geschickt hätte, um Dich in seinem eigenen, sondern um Dich im Namen seines Sohnes zu begrüßen? Ich weiß, er möchte ihn gern ver-

heirathen, aber dem wählerischen Herrn ist bisher kein alexandrinisches Mädchen schön genug gewesen."

„Ich kenne ihn nicht, und er denkt auch gar nicht an mich armes Ding," sagte Arsinoe.

„Glaubst Du?" fragte Keraunus lächelnd. „Wir sind ebenso vornehm, ja vielleicht vornehmer als Plutarch, und die Schönste paßt für den Reichsten. Was meinst Du, Kind, zu einem lang hinwallenden Purpurgewand, einem Wagen mit Schimmeln und mit Läufern voran?"

Beim Frühstück trank Keraunus zwei Becher schweren Wein, in den er Arsinoe nur wenige Tropfen Wasser zu gießen gestattete.

Während seine Tochter ihm die Locken brannte, flog eine Schwalbe in's Zimmer. Das war ein glückliches Vorzeichen und steigerte den Muth des Verwalters.

Stattlich geschmückt und mit wohlgefülltem Beutel wollte er eben aufbrechen, um sich mit seinem neuen Leibdiener in die Rathsversammlung zu begeben, als dieser den Schneider Sophillus mit seiner Gehülfin in das Wohngemach einführte.

Der Mann bat um die Erlaubniß, das von der Gattin des Präfekten bestellte Kostüm der Roxane seiner Tochter anzuprobiren.

Keraunus empfing ihn voll Herablassung und gestattete ihm, den Sklaven, welcher ihm ein großes Packet mit Gewändern nachtrug, bei ihm eintreten zu lassen.

Arsinoe, die sich bei den Kindern befand, wurde gerufen.

Sie fühlte sich befangen und ängstlich, ja sie hätte ihre Rolle am liebsten einer Andern überlassen, aber sie war doch sehr begierig auf die neuen Gewänder.

Der Schneider bat sie, sich von ihrer Dienerin ankleiden zu lassen. Seine Gehülfin werde ihr beistehen, denn die für's Erste nur locker zusammengesteckten Gewänder wären nicht in einfacher griechischer, sondern in asiatischer Weise geschnitten.

„Deine Zofe," schloß er, indem er sich an Arsinoe wandte, „Deine Zofe wird heute schon lernen können, in welcher Weise sie Dich, wenn der große Tag erscheint, ankleiden muß."

„Die Zofe meiner Tochter," entgegnete Keraunus, indem er Arsinoe listig anblinzelte, „ist nicht zu Hause."

„O ich bedarf keines Beistandes," rief die Zuschneiderin. „Ich bin auch geschickt im Ordnen der Haare, und einer so schönen Jungfrau helfe ich gern."

„Und für sie zu arbeiten ist eine Wonne," fiel ihr Sophillus in's Wort. „Andere werden schön durch das was sie tragen, Deine Tochter wird alles verschönern, was sie auch trägt."

„Du bist ein höflicher Mann," sagte Keraunus, während Arsinoe sich mit der Gehülfin entfernte.

„Im Verkehr mit großen Herrschaften erlernt sich ja Manches," entgegnete der Schneider. „Die hohen Frauen, welche mich mit ihrer Kundschaft beehren, wollen nicht nur sehen, sondern auch hören, daß sie gefallen. Leider gibt es unter ihnen auch solche, welche die Götter mit spärlichen Reizen geschmückt

haben, und sie verlangen seltsamerweise die schmeichelhaftesten Worte. Es freut den Armen wohl mehr als den Reichen, wenn man ihn für wohlhabend hält."

„Gut gesagt," rief Keraunus. „Ich selbst bin für meine Herkunft nicht überreichlich begütert und lebe gern meinen Mitteln entsprechend, — indessen soll meine Tochter . . .

„Frau Julia wählte für sie die kostbarsten Stoffe."

„Wie es sich schickt, wie die Gelegenheit es erfordert," sagte der Schneider.

„Ganz recht, indessen . . ."

„Was, Herr?"

„Indessen geht das Fest vorüber und meine Tochter soll sich, nun sie erwachsen ist, auch im Haus und auf der Straße in passenden, schönen, wenn auch nicht kostbaren Gewändern zeigen."

„Ich sagte es schon, wahre Anmuth bedarf keiner prunkenden Kleider."

„Würdest Du Dich geneigt finden, für sie auch um mäßigere Preise zu arbeiten?"

„Mit Freuden; ich bin ihr ohnehin zu Dank verpflichtet, denn alle Welt wird sie als Roxane bewundern und nach ihrem Schneider fragen."

„Du bist ein billig denkender Mann; was würdest Du für ein Gewand fordern?"

„Das können wir später besprechen."

„Nein, nein, ich bitte Dich freundlichst . . ."

„Gestatte mir erst, Deinen Wunsch zu überlegen. Einfache Kleider sind schwerer, weit schwerer herzustellen und stehen schönen Frauen doch besser als

prunkende Prachtgewänder. Aber mache das Einer den Weibern begreiflich! Ich kann ein Lied von ihren Thorheiten singen! Da fährt manche Frau auf ihrem Wagen dahin, die Kleider und Edelsteine trägt, mit denen sie außer ihren Gliedern auch den vernichteten Wohlstand ihres Hauses bedeckt."

Dieß und Aehnliches wurde zwischen Keraunus und dem Schneider besprochen, während die Gehülfin Arsinoe's Haar mit falschen Perlenschnüren, die sie mitgebracht hatte, durchflocht, und ihr die kostbaren weißen und blauen Seidengewänder einer asiatischen Fürstin anpaßte und steckte.

Arsinoe verhielt sich zuerst still und schüchtern. Es drängte sie gar nicht mehr, sich für andere Leute außer Pollux zu putzen; aber die für sie verfertigten Kleider waren doch wunderschön, und wie wußte die Zuschneiderin jeden ihrer Vorzüge hervorzuheben!

Während die geschickte Frau mit aller Sorgfalt thätig war, floß ihr mancher heitere Scherz, manches aus dem Herzen kommende Wort der Bewunderung von den Lippen, und bald gerieth auch Arsinoe in Eifer und betheiligte sich mit Vergnügen an der Arbeit der Zuschneiderin.

Jeder Strauch, den der Frühling mit Blumen schmückt, scheint sich zu freuen, und auch über das schlichte Kind, das heute so herrlich geputzt ward, kam die Lust an seiner eigenen Schönheit und an den köstlichen Sachen, in denen es sich über alle Maßen gefiel.

Bald klatschte Arsinoe froh in die Hände, bald

ließ sie sich den Spiegel reichen und äußerte mit kindlicher Unbefangenheit ihr Wohlgefallen nicht allein an den köstlichen Gewändern, die sie trug, sondern auch an ihrem sie selbst überraschenden stattlichen Aussehen.

Die Gehülfin war mit ihr entzückt, stolz und glücklich, und konnte sich nicht enthalten, einen Kuß auf den weißen, schön gerundeten Hals des reizenden Mädchens zu drücken.

„Wenn Pollux mich so sehen könnte,“ dachte Arsinoe. „Nach der Aufführung kann ich mich vielleicht auch Selenen in meinem Putze zeigen, und dann wird sie sich schon mit meiner Theilnahme an dem Schauspiel versöhnen. So hübsch auszusehen ist doch eine Freude!“

Die Kinder umstanden sie alle, während sie geschmückt ward, und schrieen laut vor Bewunderung auf, sobald ihre Schwester ein neues Stück ihrer Fürstinnentracht angelegt hatte.

Der blinde Helios bat sie, ihr Gewand anfühlen zu dürfen, und nachdem sie sich überzeugt hatte, daß sein Händchen rein sei, führte sie es über die glänzende, weiche Seide.

Jetzt war sie so weit, daß der Schneider und ihr Vater gerufen werden konnten.

Sie fühlte sich sehr zufrieden und glücklich.

Hoch aufgerichtet wie eine wirkliche Königstochter und doch mit so bang schlagendem Herzen wie ein armes Mädchen, das im Begriff steht ihre im elterlichen Hause gehütete und verborgene Schönheit tausend gaffenden Augen zu zeigen, ging sie auf das

Wohngemach zu; aber sie zog die Hand, welche sich nach dem Riegel ausgestreckt hatte, wieder zurück, denn sie vernahm die Stimmen mehrerer Männer, die soeben bei ihrem Vater eingetreten sein mußten.

„Warte noch ein wenig, wir haben Besuch," rief sie der Gehülfin des Schneiders zu, die ihr gefolgt war, und näherte ihr Ohr der Thür um zu lauschen.

Anfänglich begriff sie nichts von allem, was sie vernahm, aber das Ende des seltsamen Gespräches, das da drinnen geführt ward, war so gräßlich verständlich, daß sie es nicht vergessen sollte, so lange sie lebte.

Ihr Vater hatte bei Sophillus zwei neue Gewänder für sie bestellt, die Preise des Mannes gebilligt und ihm schnelle Zahlung versprochen, als Mastor in die Verwalterswohnung trat und Keraunus anzeigte, sein Herr und der Kunsthändler Gabinius aus Nicäa wünschten ihn zu sprechen.

„Dein Gebieter," entgegnete Keraunus stolz, „mag kommen. Ich denke, daß ihm das Unrecht leid ward, das er mir angethan hat; Gabinius aber soll diese Schwelle nicht wieder betreten, denn er ist ein Schurke."

„Es wird gut sein, wenn Du den Mann dort bittest, Dich jetzt zu verlassen," fuhr der Sklave fort, indem er auf den Schneider wies.

„Wer mich besucht," gab der Verwalter hochmüthig zurück, „muß es sich gefallen lassen, Jeden bei mir zu finden, dem ich gestatte mein Haus zu betreten."

„Nein, nein," rief der Sklave dringend, „mein

Herr ist mehr, als wofür Du ihn hältst. Bitte diesen Mann, daß er sich entferne."

„Ich weiß, ich weiß schon," gab Keraunus lächelnd zurück. „Dein Gebieter ist ein Bekannter des Kaisers. Wir werden ja sehen, wem von uns beiden nach der Aufführung, die wir veranstalten, Hadrian Recht geben wird, ihm oder mir. Der Kleidermacher hat hier zu thun und wird bei mir bleiben. Setze Dich dort in die Ecke, mein Freund."

„Ein Schneider!" rief Mastor entsetzt. „Ich sage Dir, er muß sich entfernen."

„Er muß?" fragte Keraunus gereizt. „Ein Sklave erfrecht sich, mir in meinem Hause Vorschriften zu machen? Wir wollen doch sehen."

„Ich gehe," fiel der verständige Handwerker dem Verwalter in's Wort. „Um meinetwillen soll hier kein Unfrieden entstehen. In einer Viertelstunde komme ich wieder."

„Du bleibst," befahl Keraunus. „Der freche Römer bildet sich ein, daß die Lochias ihm gehöre; ich aber werde ihm zeigen, wer hier gebietet."

Mastor ließ sich von diesen in hohem Tone gesprochenen Worten nicht irre machen, faßte des Schneiders Hand, zog ihn mit sich fort und raunte ihm zu:

„Folge mir, wenn Du einer üblen Stunde entgehen willst."

Beide Männer entfernten sich und Keraunus hielt den Handwerker nicht zurück, denn es kam ihm in den Sinn, daß ihm seine Anwesenheit wenig Ehre bringen werde.

Er gedachte dem übermüthigen Baumeister sich in seiner ganzen Würde zu zeigen und erinnerte sich, daß es nicht räthlich sei, den unheimlichen bärtigen Mann mit dem großen Hunde ohne Noth zu reizen.

Erregt und nicht frei von Besorgniß ging er in seinem Zimmer auf und nieder. Um sich zu ermuthigen, füllte er schnell den Becher aus dem auf dem Frühstückstische stehenden Krug, leerte ihn, füllte ihn wieder, trank ihn zum zweiten Mal aus, ohne den Wein zu mischen, und erwartete dann mit gekreuzten Armen und hochgerötheten Wangen den Besuch seines Gegners.

Der Kaiser trat mit Gabinius in das Gemach.

Keraunus erwartete seinen Gruß, Hadrian sprach aber kein Wort, warf ihm einen ganz von Verachtung erfüllten Blick zu und schritt an ihm vorüber, ohne ihn mehr zu beachten, als wenn er ein Pfeiler oder ein Stück Hausgeräth wäre.

Das Blut stieg dem Verwalter in den Kopf und in die Augen, und eine volle Minute lang bemühte er sich vergeblich Worte zu finden, um seiner Empörung Ausdruck zu geben.

Der Kunsthändler Gabinius berücksichtigte Keraunus eben so wenig wie Hadrian.

Er schritt diesem voran, blieb vor der Mosaik stehen, für die er eine so hohe Summe geboten und um derentwillen er vor einigen Tagen derb genug von dem Verwalter abgefertigt worden war, und sagte:

„Ich bitte Dich dieß Meisterwerk zu betrachten.“

Der Kaiser schaute zu Boden; kaum aber hatte

er begonnen sich in das Gemälde zu versenken, dessen große Schönheiten er voll zu würdigen verstand, als hinter ihm aus Keraunus' Munde die mit heiserem Klange mühsam herausgepreßten Worte ertönten:

„In Alexandria begrüßt — begrüßt man die Leute, die man — die man besucht."

Hadrian wandte sein Haupt nur halb nach dem Redenden hin und rief in die Luft hinaus mit tiefer, kränkender Mißachtung:

„Auch in Rom begrüßt man ehrliche Leute." Dann schaute er wieder auf die Mosaik und sagte: „Köstlich, köstlich, ein ganz unschätzbares, köstliches Werk."

Dem Verwalter waren bei der Antwort des Kaisers die Augen weit aus den Höhlen getreten. Kirschroth und mit bleichen Lippen trat er Hadrian näher und fragte, nachdem er den zum Reden nöthigen Athem gefunden:

„Was haben — was sollen Deine Worte bedeuten?"

Hadrian wandte sich jetzt schnell und voll nach dem Verwalter um.

Aus seinen Augen brannte jene vernichtende Glut, die nur Wenige zu ertragen vermochten, und seine tiefe Stimme grollte gewaltig durch das Gemach, als er dem Unglücklichen zurief:

„Meine Worte sollen bedeuten, daß Du ein ungetreuer Verwalter bist, daß ich weiß, was Dir nicht lieb ist, daß ich erfahren habe, wie Du mit dem Dir anvertrauten Gute verfährst, daß Du . . ."

„Daß ich?“ fragte Keraunus zitternd vor Wuth und trat dem Kaiser näher.

„Daß Du,“ rief ihm dieser in's Gesicht, „daß Du diesem Manne hier das Gemälde da unten zu verkaufen gesucht hast, daß Du, damit Du alles auf einmal weißt, daß Du ein Einfaltspinsel und dazu ein Spitzbube bist!“

„Ich, ich,“ röchelte der Verwalter und schlug die Finger in die Muskeln seiner fleischigen Brust, „ich ein — ein — diese Worte sollst Du mir büßen!“

Hadrian lachte kalt und höhnisch auf, Keraunus aber sprang mit einem für seine Körperfülle unerhört schnellen Satze auf Gabinius zu, schlug die Hand in die Halsöffnung seines Chiton und schüttelte den schmächtigen Mann, als wäre er ein dünnes Bäumchen, hin und her, indem er kreischte:

„Ich tränke Dir Deine Verleumdung ein, Du Schlange, Du tückische Natter!“

„Unsinniger!“ rief Hadrian. „Laß den Ligurier los oder beim Hunde, es reut Dich.“

„Reuen?“ röchelte der Verwalter. „An Dir wird es sein zu bereuen, wenn der Kaiser erst hier ist. Dann geht es an die Abrechnung mit den Verleumdern, den Unverschämten, die den Hausfrieden stören, den leichtgläubigen Tröpfen . . .“

„Mann — Mann,“ unterbrach Hadrian den Verwalter, ohne aufzubrausen, streng und drohend. „Du weißt nicht, mit wem Du redest.“

„O, ich kenne Dich — kenne Dich nur zu gut. Aber ich — ich. Soll ich Dir sagen, wer ich bin?“

„Ein Dummkopf bist Du,“ entgegnete der Herrscher, indem er verächtlich die Achseln zuckte. Dann fügte er kühl, vornehm, beinahe gleichgültig hinzu: „Ich bin der Kaiser.“

Die Hand des Verwalters löste sich bei diesen Worten von dem Chiton des halb erdrosselten Kunsthändlers.

Stieren Blickes und lautlos starrte er während einiger Augenblicke Hadrian in's Antlitz. Dann zuckte er jäh zusammen, beugte sich nach hinten über, stieß einen lauten, mit keinem Namen zu nennenden gurgelnden Schrei aus und stürzte wie ein bei einem Erdbeben seines Gleichgewichtes beraubtes Felsstück rücklings auf den Estrich.

Das Gemach erdröhnte bei seinem Falle.

Hadrian erschrak, und als er ihn regungslos zu seinen Füßen liegen sah, beugte er sich zu ihm nieder, weit weniger aus Mitleid, als um zu untersuchen, was hier etwa noch zu thun sei; er hatte sich ja auch mit der Arzneikunst beschäftigt.

Als er die Hand des zu Boden Gesunkenen aufhob, um ihm den Puls zu fühlen, stürzte Arsinoe in das Gemach.

Sie hatte athemlos den letzten Worten der Streitenden gelauscht und den Fall ihres Vaters vernommen, und warf sich jetzt Hadrian gegenüber an die Seite des Unglücklichen nieder.

Nachdem sein entstelltes, bläulich gefärbtes Gesicht ihr verrathen hatte, was hier geschehen sei, brach sie in ein leidenschaftliches Jammergeschrei aus.

Ihre kleinen Geschwister folgten ihr auf dem Fuße,

und als sie ihre liebste Schwester jammern hörten, thaten sie das Gleiche, zuerst ohne zu wissen, aus welchem Grunde Arsinoe klagte, dann aber vor Schreck und Entsetzen über ihren starr und entstellt daliegenden Vater.

Dem Kaiser, welcher niemals selbst einen Sohn oder eine Tochter besessen hatte, war nichts so unausstehlich wie die Nähe von schreienden Kindern. Indessen ertrug er das Jammern und Winseln, welches ihn rings umgab, bis er sich über den Zustand des am Boden liegenden Mannes Gewißheit verschafft hatte.

„Er ist todt,“ sagte er nach einigen Minuten. „Deck' ihm ein Tuch über das Antlitz, Mastor.“

Arsinoe und die Kleinen jammerten von neuem laut auf und Hadrian warf einen verdrossenen Blick auf sie nieder.

Als seine Augen Arsinoe begegneten, deren flüchtig zusammengesteckte und geheftete kostbare Gewänder bei ihren heftigen Bewegungen sich gelockert hatten und als Lappen und Fetzen in krauser Unordnung an ihr herumhingen, wandte er sich, angewidert von dem windigen, bunten Putz, der in verletzendem Widerspruch zu der Trauer seiner Trägerin stand, von dem schönen Mädchen ab und verließ das Unglücksgemach.

Der Kunsthändler Gabinius folgte ihm mit einem häßlichen Lächeln.

Er hatte den Kaiser selbst auf die Mosaik in der Verwalterwohnung aufmerksam gemacht, und indem er seine strenge Rechtlichkeit hervorhob, Keraunus schändlich beschuldigt, ihm das dem Palast gehörende Gemälde zum Kauf angeboten zu haben.

Nun war der Verleumdete todt und die Wahrheit konnte nie mehr an den Tag kommen. Das mußte dem Elenden lieb sein; aber noch größere Freude gewährte ihm der Gedanke, daß Arsinoe nun nicht mehr als Roxane auftreten könne und sich für ihn somit eine neue Möglichkeit eröffne, diese Rolle auf seine Tochter übertragen zu lassen.

Hadrian war ihm schweigend und sinnend vorangegangen.

Gabinius trat mit ihm in sein Arbeitszimmer und sagte dort mit Salbung:

„Ja, großer Cäsar, so strafen die Götter mit strenger Hand die Schuld der Frevler.“

Der Kaiser ließ ihn zu Ende reden, blickte ihm scharf und prüfend in's Gesicht und sagte dann ernst und gelassen:

„Es will mir scheinen, Mann, als würde ich gut thun, den Verkehr mit Dir abzubrechen und einem andern Kunsthändler die Aufträge, die ich Dir zugedacht hatte, zu geben.“

„Mein Kaiser,“ stammelte Gabinius, „ich weiß in der That nicht . . .“

„Ich aber meine zu wissen,“ unterbrach ihn der Herrscher, „daß Du es versucht hast, mich irre zu führen und die eigene Schuld auf andere Schultern zu wälzen.“

„Ich, großer Cäsar, ich sollte . . .“ fragte der Ligurier, während aschgraue Blässe sein hageres Antlitz zu entstellen begann.

„Du hast den Verwalter eines schlechten Streiches

gezieben," entgegnete Hadrian, „aber ich kenne die Menschen und weiß, daß noch kein Dieb daran gestorben ist, daß man ihn einen Spitzbuben nannte. Nur ein unverdienter Schimpf geht an's Leben."

„Keraunus war vollsaftig, und der Schreck, als er erfuhr, Du wärest der Kaiser ..."

„Dieser Schreck beschleunigte vielleicht sein Ende," unterbrach ihn der Herrscher; „aber die Mosaik in der Verwalterwohnung ist eine Million Sesterzien werth, und nun ich Dich recht in's Auge gefaßt habe, weiß ich, daß Du nicht der Mann bist enthaltsam zu sein, wenn Dir — gleichviel unter welchen Umständen — ein Werk wie jenes Gemälde zum Kauf angeboten wird. Sehe ich recht, so hat Keraunus Deine Aufforderung, Dir den Schatz in seinem Quartier zu überlassen, zurückgewiesen. Gewiß, so verhält sich die Sache! Verlaß mich jetzt. Ich will allein sein."

Gabinius zog sich mit vielen Verbeugungen, rückwärts schreitend, zur Thür zurück und wandte dann, indem er ohnmächtige Verwünschungen vor sich hin murmelte, dem Palast auf der Lochias den Rücken.

Der neue „Leibdiener" des Verwalters, die alte Schwarze, Mastor, der Kleidermacher und sein Sklave halfen Arsinoe den Körper ihres Vaters auf das Polster ziehen.

Der Sklave drückte Keraunus die Augen zu.

Er war todt.

Ein Jeder sagte es der verzweifelnden Jungfrau, aber sie wollte, sie konnte es nicht glauben.

Als sie mit der alten Sklavin und dem Verstor=

denen allein war, hob sie seinen schweren, ungelenken Arm in die Höhe, und sobald sie ihn aus der Hand ließ, fiel er wie ein Bleigewicht nieder.

Sie hob das Tuch von dem Angesicht der Leiche, aber sie warf es sofort wieder auf dasselbe hin, denn der Tod hatte es entstellt.

Dann küßte sie die kalte Hand des Verschiedenen und führte die Kinder zu ihm heran, ließ sie das Gleiche thun und sagte schluchzend:

„Nun haben wir keinen Vater mehr; wir werden ihn nie, niemals wiedersehen.“

Der blinde Helios hatte die Leiche betastet und fragte seine Schwester:

„Wird er nicht morgen früh wieder aufwachen und sich die Locken von Dir brennen lassen und Helios hoch heben?“

„Nie, nie. Alles ist mit ihm vorbei, alles, alles.“

Mastor trat bei diesen Worten im Auftrag seines Herrn in's Zimmer.

Gestern hatte er von dem Aufseher der Pflasterer die tröstliche Botschaft erhalten, daß es nach dem Leid und Jammer hienieden ein schöneres, seliges, ewiges Leben gäbe.

Freundlich trat er jetzt Arsinoe näher und sagte:

„Nein, nein, ihr Kinder, wenn wir todt sind, so werden wir schöne Engel mit bunten Flügeln, und alle, die sich lieb gehabt haben auf Erden, finden einander bei dem gütigen Gott im Himmel wieder.“

Arsinoe sah den Sklaven mißbilligend an und entgegnete:

„Was taugt es, die Kinder mit Märchen zu täuschen? Der Vater ist hin, ganz hin, aber wir wollen uns vornehmen ihn nie zu vergessen.“

„Gibt es keine Engel mit rothen Flügeln?“ fragte die jüngste Tochter des Verstorbenen.

„Ich will ein Engel werden!“ rief der blinde Helios, in die Hände klatschend. „Können die Engel auch sehen?“

„Ja, lieber Junge,“ entgegnete Mastor, „und ihre Augen sind besonders hell, und was sie erblicken, wird wunderschön sein.“

„Laß doch die christlichen Thorheiten,“ bat Arsinoe. „Ach, Kinder, wenn sie unsern Vater verbrannt haben, so bleibt nichts von ihm übrig, als ein wenig graue Asche.“

Der Sklave nahm den kleinen Blinden auf den Arm und flüsterte ihm in’s Ohr:

„Glaube mir nur, Du wirst ihn wiedersehen im Himmel!“

Dann stellte er ihn wieder auf die Füße, gab Arsinoe einen Beutel voll Goldstücke im Namen des Kaisers und bat sie — denn so verlangte es sein Gebieter — sich ein neues Unterkommen zu suchen, und nach der Verbrennung des Todten, die morgen stattzufinden habe, mit ihren Geschwistern die Lochias zu verlassen.

Als Mastor sich entfernt hatte, öffnete Arsinoe die Truhe, in der bei den Dokumenten ihres Vaters das Geld lag, welches Plutarch für den elfenbeinernen Becher gezahlt hatte, legte den schweren Beutel

des Kaisers hinein und sagte sich, während ihre Thränen flossen, daß sie und die Kinder wenigstens für's Erste vor Noth gesichert wären.

Aber wohin mit den Kleinen?

Wo konnte sie gleich eine Unterkunft für sie zu finden erwarten?

Was sollte aus ihnen werden, wenn alles, was sie besaßen, verzehrt war?

Dank den Göttern! Sie war ja nicht verlassen! Sie hatte ja Freunde!

Bei Pollux konnte sie Schutz und Liebe, bei Frau Doris mütterlichen Rath zu finden erwarten.

Sie war nicht ganz verlassen, und bald, bald konnte sie sich an der Brust ihres Freundes ausweinen!

Rasch waren ihre Augen getrocknet und die letzten Ueberreste ihrer Verkleidung mit dem dunklen Gewande vertauscht, in dem sie in die Papyrusfabrik zu gehen pflegte. Nachdem sie auch die Perlen aus ihren schönen Haaren gelöst hatte, begab sie sich in den Hof zu dem Thorwärterhäuschen.

Jetzt war sie nur noch wenige Schritte von ihm entfernt.

Warum sprangen die Grazien ihr nicht entgegen? Warum sah sie keine Blumen und Vögel mehr an den Fenstern? Täuschte sie sich, träumte sie oder hatten böse Geister da ihr Spiel getrieben?

Die Thür des lieben, heimlichen Häuschens war weit geöffnet und das Wohnzimmer völlig leer. Kein vergessenes Geräth, kein von einem Blumenstock gefallenes Blatt lag am Boden, denn Frau Doris hatte

in ihrer saubern Weise die wenigen Zimmer, in denen sie in Frieden ergraut war, so sorgfältig ausgefegt, als sollte sie morgen wieder hineinziehen.

Was war hier geschehen?

Wohin hatten sich ihre Freunde gewendet?

Eine große Angst erfaßte, der ganze Schmerz der Verlassenheit überfiel sie, und als sie sich auf die steinerne Bank vor dem Thorwärterhäuschen niederließ, um auf seine Bewohner, die doch zurückkehren mußten, zu warten, füllten wiederum Thränen ihre Augen und fielen in schweren Tropfen auf die in ihrem Schooße ruhenden Hände.

Noch saß sie da und dachte mit hochklopfendem Herzen an Pollux und den seligen Morgen des vergangenen Tages, als eine Schaar von Maurersklaven sich der verlassenen Behausung näherte.

Der Werkmeister, welcher ihnen voranschritt, forderte sie auf die Bank zu verlassen, und antwortete auf ihre Frage, daß das kleine Gebäude abgerissen werden sollte und das Thorhüterpaar, seines Dienstes enthoben, ausgewiesen worden sei und sich mit all seinem Geräth entfernt habe.

Wohin Doris und ihr Sohn sich begeben, wußte Niemand zu sagen.

Arsinoe wurde bei diesem Berichte zu Muth wie einem Schiffer, dessen Fahrzeug an eine Klippe gerannt ist, und der nun mit Entsetzen empfindet, wie sich die Bretter und Balken unter ihm lockern und auseinanderweichen.

Wie immer, wenn sie sich zu schwach fühlte sich

allein zu helfen, dachte sie zuerst an Selene und beschloß zu ihr zu eilen, um sie zu fragen, was sie nun beginnen, was nun aus ihr und den Kindern werden sollte.

Schon begann es zu dunkeln.

Raschen Schrittes und von Zeit zu Zeit die Thränen mit dem Peplum trocknend, eilte sie in ihre Wohnung zurück, um den Schleier, ohne den sie sich so spät nicht auf die Straße wagen durfte, zu holen.

Auf der Treppe, von der der Molosser ihre Schwester heruntergestoßen, begegnete sie einem eilenden Manne. Sie meinte im Halbdunkel, er gliche dem Sklaven, den ihr Vater gestern gekauft hatte; aber sie beachtete ihn nicht, denn es lag ihr so viel anderes im Sinn.

In der Küche saß die alte Schwarze vor der brennenden Lampe und um sie her hockten die Kinder. Neben dem Herde saßen der Bäcker und der Fleischer, denen ihr Vater hübsche Summen schuldig war, um ihre Forderungen geltend zu machen, denn eine Trauerkunde hat schnellere Flügel als eine frohe Botschaft, und so hatten sie bereits vom Tod des Verwalters gehört.

Arsinoe ließ sich das Licht reichen, bat die Handwerker zu warten, ging in das Wohngemach und betrat es nicht ohne Scheu vor der Leiche des Mannes, dem sie noch vor wenigen Stunden die Wangen gestreichelt und liebreich in die Augen geblickt hatte.

Wie froh war sie, die Schulden des Verstorbenen bezahlen und seinen ehrlichen Namen retten zu können!

Zuversichtlich nahm sie den Schlüssel aus ihrem Täschchen und näherte sich der Truhe.

Was war das?

Sie wußte ganz genau, daß sie dieselbe vor ihrem Weggang verschlossen hatte, und doch stand sie jetzt weit offen. Der zurückgelehnte Deckel hing schräg an einem Scharnier; das andere war zerbrochen.

Ein Schreck, ein entsetzlicher Verdacht ließ ihr Blut erstarren.

Die Lampe bebte in ihrer Hand, als sie sich über den Behälter beugte, der alles bewahren sollte, was sie besaß.

Da lagen die alten Schriften, sorglich zusammengerollt, eine neben der andern, aber die beiden Beutel mit dem Golde Plutarch's und des Kaisers waren verschwunden.

Sie hob eine Rolle nach der andern auf. Dann warf sie alle aus der Truhe, bis der Boden derselben frei vor ihr dalag, — aber das Gold war wirklich fort, war nirgends zu finden.

Der neue Sklave hatte den Deckel der Kiste gesprengt und den Waisen des Mannes, der ihn, um seine Eitelkeit zu befriedigen, in's Haus genommen, ihre ganze Habe gestohlen.

Arsinoe schrie laut auf, rief die Handwerker herbei, erzählte ihnen, was geschehen war und flehte sie an den Dieb zu verfolgen, und als ihr diese mit ungläubigem Achselzucken zuhörten, schwur sie, daß sie die Wahrheit rede, und versprach ihnen, ob sie den Sklaven

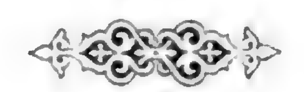
einfangen würden oder nicht, mit ihrem und ihres Vaters Schmuck sie zu bezahlen.

Sie kannte den Namen des Sklavenhändlers, von dem Keraunus den Samier gekauft hatte, und theilte ihn den beunruhigten Handwerkern mit. Diese verließen sie endlich, um den entwischten Dieb sogleich verfolgen zu lassen.

Arsinoe war wieder allein.

Ohne Thränen, aber fröstelnd und kaum ihrer Sinne mächtig vor Angst und Erregung, ergriff sie den Schleier, warf ihn um ihr Haupt und eilte durch den Hof und die Straße zu ihrer Schwester.

Gewiß, seit Sabina's Erscheinen im Palast auf der Lochias waren die guten Geister aus ihm verschwunden.



Elftes Kapitel.

An einer völlig dunklen Stelle bei der Mauer des Gartens der Wittwe des Pudens stand der cynische Philosoph, der Antinous so unfreundlich begegnet war, und verantwortete sich leise und eifrig gegen die Vorwürfe eines andern Mannes, der wie er selbst mit einem zerrissenen Mantel bekleidet war, einen Bettelsack trug und zu seinen Genossen zu gehören schien.

„Leugne es nicht," sagte dieser, „daß Du Dich zu den Christen hältst."

„Aber hör' mich doch," bat der Andere dringend.

„Ich brauche nichts zu hören, denn ich sehe nun schon zum zehnten Male, daß Du Dich zu ihren Versammlungen schleichst."

„Leugne ich es denn? Bekenne ich denn nicht offen, daß ich die Wahrheit überall suche, wo ich auch nur einen Schimmer von Hoffnung sehe sie zu finden?"

„Wie der Aegypter, der den Wunderfisch fangen wollte und seine Angel zuletzt auch in den Sand warf."

„Der Mann hat verständig gehandelt.“

„Sehe Einer.“

„Ein Wunderding findet sich eben nicht da, wo alle es suchen. Bei der Jagd nach der Wahrheit darf man die Sümpfe nicht scheuen.“

„Und die Christenlehre ist wahrscheinlich solch ein schlammiges Dickicht.“

„Meinetwegen nenne sie so.“

„Dann nimm Dich in Acht, daß Du nicht in dem Moraste stecken bleibst.“

„Ich werde mich hüten.“

„Du sagtest neulich, es wären auch gute Leute darunter.“

„Einige wohl. Aber die Anderen! Ewige Götter! Lauter Sklaven, Bettler, verarmte Handwerker, geringes Volk, ungeschulte, unphilosophische Köpfe und Weiber die Menge.“

„So meide sie doch!“

„Das solltest Du mir am letzten rathen.“

„Wie meinst Du das?“

Der Andere drängte sich näher an seinen Genossen und fragte ihn flüsternd:

„Woher denkst Du denn, daß ich das Geld nehme, mit dem ich unser Essen und unsere Wohnung bezahle?“

„So lange Du es nicht stiehlst, kann es mir gleich sein.“

„Wenn es mir ausgeht, so wirst Du schon darnach fragen.“

„Gewiß nicht. Wir ringen nach Tugend und

sollen alles thun, um uns von der Natur und ihren Anforderungen unabhängig zu machen. Aber freilich, manchmal verlangt sie ihr Recht. So rücke denn heraus mit der Sprache. Woher nimmst Du das Geld?"

„Denen da drinnen brennt es im Beutel. Aermere zu beschenken ist ihre Pflicht und wahrhaftig auch ihr Vergnügen. So geben sie mir denn Woche für Woche einige Drachmen für meinen Noth leidenden Bruder."

„Pfui, Du bist ja der einzige Sohn Deines verstorbenen Vaters."

„‚Alle Menschen sind Brüder'," sagen die Christen, „folglich darf ich Dich, ohne zu lügen, den meinigen nennen."

„Gehe denn meinetwegen hinein," lachte der Andere und gab seinem Genossen einen Stoß an die Schulter. „Wie wär's, wenn ich Dir zu den Christen folgte? Vielleicht geben sie mir auch für meinen hungernden Bruder ein Wochengeld, und dann können wir doppelte Mahlzeiten halten."

Die Cyniker lachten laut auf und trennten sich. Der eine ging in die Stadt zurück, der andere in den Garten der christlichen Wittwe.

Arsinoe hatte diesen schon vor dem unredlichen Philosophen betreten und sich, ohne von dem Thorhüter aufgehalten zu werden, in das Haus Frau Hanna's begeben.

Je näher sie ihrem Ziel gekommen war, desto eifriger hatte sie nachzudenken versucht, in welcher Weise sie, ohne ihre kranke Schwester zu erschrecken,

sie von den furchtbaren Dingen unterrichten sollte, die sie ja doch einmal erfahren mußte. Ihre Angst war nicht viel geringer als ihr Kummer.

Wenn sie sich der letzten Tage und alles dessen, was in ihnen geschehen war, erinnerte, so wollt' es ihr scheinen, als wäre sie die Ursache des Unglücks der Ihren.

Auf dem Wege zu Selene konnte sie keine Thräne vergießen, aber sie mußte oftmals leise vor sich hin wimmern. Eine Frau, die eine Zeit lang neben ihr her gegangen war, hatte gemeint, sie müsse heftige Körperschmerzen empfinden, und als das Mädchen an ihr vorübergeschritten war, ihm mit aufrichtigem Bedauern nachgeschaut; das Wimmern des einsamen jugendlichen Geschöpfs hatte gar so kläglich geklungen.

Einmal war Arsinoe in der Mitte ihres Weges stehen geblieben, und hatte statt umzukehren und Selene um Rath zu fragen, Pollux aufsuchen und ihn um Hülfe bitten wollen. Der Gedanke an den Geliebten drängte sich in ihr Leid und ihre Sorgen, in die Vorwürfe, die sie sich machte, und die in der Luft schwebenden, verschwommenen Pläne, welche ihr an ernstes Nachdenken ganz ungewohnter Kopf für die Zukunft zu entwerfen versuchte.

Er war gut und gewiß zu helfen bereit; aber mädchenhafte Scheu hielt sie ab, ihn so spät aufzusuchen, und wie hätte sie ihn und seine Eltern auch finden können?

Der Aufenthaltsort ihrer Schwester war ihr wohlbekannt und Niemand konnte ihre Lage besser beur-

theilen und besonneneren Rath geben, als die kluge Selene.

So war sie denn nicht umgekehrt, sondern hatte sich beeilt ihr Ziel möglichst schnell zu erreichen, und stand nun vor dem Häuschen im Garten.

Ehe sie die Thür öffnete, überlegte sie von neuem, in welcher Weise sie Selene vorbereiten und ihr das Schreckliche eröffnen sollte. Dabei trat ihr das Geschehene mit voller Lebhaftigkeit vor das innere Auge, und sie mußte wiederum weinen.

Vor und nach ihr zogen einzeln, zu zweien oder auch in größeren Gruppen, Männer und verhüllte Frauen in den Garten der Wittwe des Pudens.

Sie kamen aus Werkstätten und Schreibstuben, aus kleinen Häusern in nahen Gassen und den allergrößten und glänzendsten in der Hauptstraße. Jeder von ihnen, der wohlhabende Kaufherr wie der Sklave, der nicht den rauhen Kittel oder den ärmlichen Schurz, den er trug, sein Eigen nannte, ging ernst und mit einer gewissen Würde einher. Wer hinter dem Thor einem Andern begegnete, begrüßte ihn wie einen Freund. Der Herr gab dem Knecht, der Sklave seinem Gebieter den Bruderkuß, denn die Gemeinde, zu der sie alle gehörten, war wie ein einziger vom Geiste Christi beseelter Leib, an dem jedes Glied dem andern gleich geachtet werden sollte, so verschieden auch die Gaben des Geistes und Körpers und der weltliche Besitz sein mochten, mit denen sie ausgestattet waren.

Vor Gott und dem Heiland stand der reiche Schiffsherr und der graubärtige weise Gelehrte nicht

höher als die schutzlose Wittwe und der unwissende, lahm geschlagene Sklave.

Dennoch beugten sich die Mitglieder dieser Gemeinde weit tiefer vor dem Einen als vor dem Andern, denn die besonderen Gaben, welche bevorzugte Christen schmückten, waren Gnadengeschenke des Herrn, die als solche gern anerkannt wurden und, wenn sie sich auf den inneren Menschen bezogen, verehrungswürdig erschienen.

Am Sonntag, dem Tag der Auferstehung des Heilands, pflegten die Christen ohne Ausnahme ihre Versammlungsorte zum Gottesdienst zu besuchen.

Heute am Mittwoch kam, wer konnte und mochte, zum Liebesmahle in das Landhaus Paulina's. Sie selbst wohnte in der Stadt und hatte den mehrere hundert Menschen fassenden Festsaal in ihrer Villa den Glaubensgenossen aus ihrem Stadtviertel zur Verfügung gestellt.

Der eigentliche Gottesdienst wurde am Morgen abgehalten.

Nach der Arbeit des Tages vereinten sich die Christen am gleichen Tische, um gemeinsam zu speisen oder — zu anderen Zeiten — um das Abendmahl zu genießen.

Nach Sonnenuntergang traten auch die Aeltesten, Diakonen und Diakonissinnen der Gemeinde, von denen die meisten, so lang es hell war, weltlichen Berufsarbeiten obliegen mußten, zu Berathungen zusammen.

Paulina, die Wittwe des Pudens, die Schwester

des Baumeisters Pontius, war eine reich begüterte Frau und dabei eine vorsichtige Haushälterin, die sich nicht für berechtigt hielt, ihres Sohnes Erbtheil erheblich zu schmälern. Dieser Sohn weilte als Theilhaber an dem Geschäft eines Oheims in Smyrna und vermied Alexandria, weil er den Verkehr seiner Mutter mit den Christen nicht liebte. Paulina hütete sich ängstlich, ihr für ihn bestimmtes Kapital anzugreifen, und ließ sich die Bewirthung ihrer Glaubensgenossen nicht mehr kosten als die anderen reichen Mitglieder des Kreises, der sich in ihrem Hause vereinigte. Die Wohlhabenden brachten mehr mit, als sie für sich selbst bedurften, die Aermeren waren stets willkommene Gäste und fühlten sich nicht gedrückt von der Wohlthat, die sie genossen; denn oftmals wurde ihnen gesagt, ihr Wirth sei nicht ein Mensch, sondern der Heiland, welcher Jeden, der ihm gläubig folge, zu Gaste rufe.

Für Frau Hanna nahte die Stunde, welche sie in die Versammlung ihrer Glaubensgenossen rief.

Sie durfte nicht fehlen, denn sie gehörte zu den mit der Vertheilung der Almosen und mit der Krankenpflege betrauten Diakonissinnen.

Geräuschlos rüstete sie sich zum Aufbruch, stellte die Lampe behutsam hinter den Wasserkrug, damit sie Selene nicht blende, und empfahl Maria, der Kranken pünktlich Arznei zu reichen.

Sie wußte, daß ihr Pflegling gestern versucht hatte sich das Leben zu nehmen, und ahnte den Grund dieser That, aber sie fragte sie nicht aus und

störte das Mädchen, welches viel schlief und mit offenen Augen träumte, so wenig wie möglich.

Der alte Arzt bewunderte ihre gute Natur, denn das Fieber war seit dem Sturze in's Wasser vergangen und mit dem verletzten Beine ging es nur wenig schlechter.

Hanna konnte das Beste für Selene hoffen, wenn kein unvorhergesehener Zwischenfall ihre Genesung aufhielt.

Um einen solchen zu verhüten, durfte die Unglückliche niemals allein gelassen werden, und Maria war gern zu ihrer Freundin gezogen um sie zu vertreten, so oft diese das Haus verlassen mußte.

Die Versammlung der Aeltesten und Armenpfleger hatte schon begonnen, als Frau Hanna die Schreibtafel in die Hand nahm, auf der alles verzeichnet stand, was sie von der ihr anvertrauten Summe in der letzten Woche an Bedürftige vertheilt hatte. Sie grüßte die Kranke und Maria mit einem freundlichen Blicke und flüsterte dieser zu:

„Ich gedenke Deiner in meinem Gebet, Du treue Seele. In dem Schränkchen findest Du etwas gegen den Hunger. Es ist nicht viel, denn es gilt jetzt zu sparen; die letzte Arznei war so theuer."

In dem kleinen Vorgemach brannte ein Lämpchen, welches Maria bald nach dem Eintritt der Dunkelheit angezündet hatte. Die Wittwe blieb vor demselben stehen und bedachte, ob sie es nicht auslöschen sollte, um das Oel zu sparen.

Schon hob sie das an dem Griff der Leuchte

hängende Zänglein, um die Flamme zu ersticken, als sie ein leises Klopfen an der Pforte ihres Hauses vernahm. Ehe sie fragen konnte, wer so spät Einlaß begehre, öffnete sich die Thür und Arsinoe trat in den Vorraum.

Ihre Augen waren immer noch voller Thränen und sie fand nur mühsam Worte, um den Gruß Frau Hanna's zu erwiedern.

„Was ist Dir begegnet, mein Kind?" fragte die Christin besorgt, nachdem sie im Lichte des Lämpchens bemerkt hatte, wie kummervoll und verweint das Mädchen aussah.

Arsinoe blieb eine Zeit lang die Antwort schuldig. Endlich gewann sie Fassung genug, um unter Thränen zu rufen:

„Ach, Frau Hanna, nun ist alles vorbei; unser Vater, unser armer Vater . . ."

Die Wittwe ahnte, welcher Schlag die Schwestern getroffen habe, und voll Besorgniß für Selene unterbrach sie die Klagende, indem sie sagte:

„Still, still, mein Kind, Selene darf Dich nicht hören. Komm mit mir hinaus, da sollst Du mir alles erzählen."

Vor der Thür ihres Hauses legte Frau Hanna ihren Arm um Arsinoe, zog sie an sich, küßte ihre Stirn und sagte:

„Nun rede und vertrau' mir alles, denke, ich wäre Deine Mutter oder Schwester. Die arme Selene ist ja noch zu schwach, um euch zu rathen oder zu helfen. Fasse nur Muth. Was ist eurem Vater begegnet?"

„Vom Schlag getroffen, todt, todt,“ klagte das Mädchen.

„Arme, liebe Waise,“ sagte die Wittwe mit gedämpfter Stimme und schloß Arsinoe fest in ihre Arme.

Eine Zeit lang gestattete sie der Jungfrau, sich still an ihrer Brust auszuweinen. Dann sagte sie:

„Nun gib mir die Hand, meine Tochter, und erzähle mir, wie das so schnell gekommen ist. Dein Vater war gestern noch wohl auf und nun? Ja, mein Mädchen, das Leben ist ernst, ihr müßt das in jungen Jahren erfahren. Ich weiß, ihr habt noch sechs kleinere Geschwister, und vielleicht wird es euch bald am Nöthigsten fehlen. Das ist keine Schande. Ich bin gewiß noch ärmer als ihr, und doch hoff' ich mit Gottes Hülfe euch rathen und vielleicht sogar helfen zu können. Es soll alles geschehen, was ich nur immer vermag, aber erst muß ich wissen, wie es bei euch steht und was ihr bedürft.“

Es lag so viel Freundliches, Tröstliches und Hoffnung Erweckendes in der Stimme der Christin, daß das Mädchen gern ihrer Aufforderung folgte und zu erzählen begann.

Erst hielt sie freilich ihr Stolz ab, zu gestehen, wie arm, wie ganz entblößt von Mitteln sie wären; aber Hanna's Fragen brachten bald die Wahrheit zu Tage, und als Arsinoe bemerkte, daß die Wittwe das Unglück ihres Hauses in seiner ganzen Größe erkannt habe und es unnütz sein würde, ihr zu verbergen, wie es mit ihr und den Kindern bestellt sei,

gab sie dem wachsenden Drange nach, ihre Seele durch Mittheilung zu erleichtern, und schilderte der aufmerksam zuhörenden Frau offen und ohne Rückhalt die Lage ihrer Geschwister.

Die Wittwe erkundigte sich nach jedem einzelnen von ihnen und schloß mit der Frage, wer denn jetzt in Arsinoe's Abwesenheit die Kleinen behüte.

Als sie vernahm, daß die alte Sklavin, der die Obhut über die Kinder anvertraut war, gebrechlich und halb erblindet sei, schüttelte sie bedenklich das Haupt und sagte entschieden:

„Hier thut rasche Hülfe noth. Du mußt auch bald zu den Kleinen zurück. Deine Schwester darf noch nichts von dem Tod eures Vaters erfahren. Wenn euer Schicksal einigermaßen gesichert ist, werden wir sie langsam auf das Geschehene vorbereiten. Folge mir jetzt, der Herr hat es gefügt, daß Du zur rechten Stunde hieher kamst."

Frau Hanna führte nun Arsinoe in das Landhaus Paulina's, und zwar zunächst in ein kleines Gemach zur Seite des Vorraumes, in dem die Diakonissinnen den Schleier und an Winterabenden ihre wärmenden Hüllen abzulegen pflegten. Dort war das Mädchen allein und sicher vor neugierigen Fragen, die ihm wehe thun mußten.

Hanna bat es, auf sie zu warten, und begab sich dann sogleich zu ihren Amtsgenossinnen.

Sie mußte dabei den Raum durchschreiten, in dem die Aeltesten und Diakonen Rath hielten.

Der Vorsitzende der Presbyter, der Bischof, saß

auf einem erhöhten Stuhl an der Spitze einer länglichen Tafel, zu seiner Rechten und Linken eine Anzahl älterer Männer. Einige von ihnen schienen von jüdischer und ägyptischer, die meisten von hellenischer Abkunft zu sein. An diesen fiel die kluge Stirn, an jenen der glänzende, schwärmerische Blick besonders in's Auge.

Hanna ging mit ehrerbietigem Gruß an den Männern vorüber und begab sich in ein Nebenzimmer, in dem die Diakonissinnen warteten, denn den Frauen war es nicht gestattet, dem Rath der Aeltesten beizuwohnen.

Der Bischof, ein schöner Greis mit weißem Vollbart, erhob, nachdem sich die Thür hinter Hanna geschlossen, seine milden Augen, schaute einige Augenblicke auf die Spitzen seiner erhobenen Finger und entgegnete dann dem Presbyter, welcher mehrere, seit einem Jahr in die Glaubenslehre der Christen Eingeweihte zur Taufe angemeldet hatte, also:

„Die meisten der von Dir vorgeschlagenen Katechumenen hängen gewiß treu an dem Erlöser. Sie glauben an ihn und haben ihn lieb. Sind sie aber auch zu derjenigen Heiligung, zu derjenigen Neugeburt in Gott gelangt, welche uns allein das Recht verleiht, sie durch die Taufe unter die Lämmer unseres guten Hirten aufzunehmen? Hüten wir uns vor räudigen Schafen, welche die ganze Heerde verderben! Wahrlich, es hat in den letzten Jahren nicht an solchen gefehlt, die Aufnahme unter uns fanden, und die doch dem Christennamen zu übler Ehre gereichten. Soll

ich euch Beispiele zeigen? Da war in der Rhakotis ein ägyptischer Mann. So inbrünstig wie er schienen Wenige nur nach der Vergebung der Sünden zu ringen. Viele Tage konnte er fasten, und sobald er getauft war, brach er dennoch in den Laden eines Goldschmieds ein. Man verurtheilte ihn zum Tode, und vor seinem Ende ließ er mich zu sich rufen und bekannte mir, daß er in früheren Jahren mit Raub und vielfältigem Mord seine Seele besudelt. Durch den Akt der Taufe, des Untertauchens im Wasser hoffte er Vergebung seiner Sünden zu finden, nicht durch tiefe Reue, nicht durch Wiedergeburt zu einem reinen, geheiligten Leben. Sein neues Verbrechen hatte er guten Muthes begangen, weil er sicher hoffte, auch dießmal auf die nimmer müde Gnade unsers Heilands zählen zu dürfen. Andere, die von den Waschungen unterrichtet waren, denen sich diejenigen unterziehen müssen, welche in die tieferen Geheimnisse heidnischer Mysterien eingeweiht werden, hielten die Taufe für einen Akt der Reinigung, für eine mystische, glückbringende, und im besten Fall eine die Seele reinigende Handlung, und drängten sich zu ihr heran. Hier in Alexandria ist die Zahl dieser Verirrten besonders groß; denn wo fände jeder Aberglaube wohl einen günstigeren Boden, als an dieser Stätte der philosophischen Halb- und Ueberbildung, des Serapisdienstes, der Sternseherei, der Mystenvereine, der Geisterseher, der Dämonenbeschwörer und der mit dem Unglauben verschwisterten Leichtgläubigkeit. So hütet euch denn, die Taufe denen zu gewähren, die sie als ein Schutz-

mittel oder als eine glückbringende Handlung betrachten. Bedenket, daß dasselbe Wasser, welches geheiligte Herzen aufsprossen läßt zu einem seligen Leben, unlauteren Seelen den Tod bringt. — Du hast das Wort, mein Irenäus."

„Ich wollte nur sagen," begann der also genannte jüngere Christ, „daß mir in jüngster Zeit unter den Katechumenen auch solche begegnet sind, welche sich in der niedrigsten Absicht zu uns herandrängen. Ich meine die Müßiggänger, denen unsere Almosen gefallen. Habt ihr den cynischen Philosophen bemerkt, dessen hungernden Bruder wir unterstützen? Der Diakonus Clemens hat jetzt erfahren, daß er seines Vaters einziger Sohn ist . . ."

„Untersuchen wir diese Sache genauer, wenn wir von den Almosen reden," entgegnete der Bischof. „Es liegen die Bitten vieler Frauen vor, welche ihre Kinder getauft sehen möchten. Wir dürfen diese Frage hier nicht entscheiden, denn sie gehört vor die nächste Synode. Sie ist zu ernst, als daß wir sie in unserer kleinen Versammlung entscheiden könnten. Was mich betrifft, so wäre ich geneigt, den Müttern ihre Bitten nicht abzuschlagen. Worin besteht denn das letzte Ziel eines christlichen Lebens? Ich meine doch darin, daß es völlig dem Beispiel des Heilands gemäß sei. Und er? Ist er nicht unter den Männern ein Mann, unter den Jünglingen ein Jüngling, unter den Kindern ein Kind gewesen? Hat sein Dasein nicht jedes Lebensalter und nicht besonders auch das der Kleinen geheiligt? Er hat befohlen, die Kindlein ihm zuzu-

führen und ihnen das Himmelreich verheißen. Warum sollen wir sie ausschließen und ihnen die Taufe versagen?“

„Ich kann Deine Ansicht nicht theilen,“ entgegnete ein Presbyter mit hoher Stirn und tiefen Augen. „Wir sollen dem Heiland gewißlich folgen, aber wer seinen Weg betritt, der darf es nur thun nach freier Wahl, aus Liebe zu ihm und nachdem er seine Seele geheiligt. Was will eine Wiedergeburt nach einem kaum begonnenen Leben sagen?“

„Deine Rede,“ gab der Bischof zurück, „bestätigt nur meine Ansicht, daß diese Frage vor eine größere Versammlung gehört. Schließen wir jetzt unsere Berathung über diesen Punkt, und schreiten wir zu der Armenpflege. Rufe die Frauen herein, mein Justinus.“

Die Diakonissinnen traten in das Gemach und setzten sich an das unterste Ende der Tafel.

Paulina, die Wittwe des Pudens, nahm gegenüber dem Bischof, in der Mitte der anderen Frauen, Platz. Sie hatte von Selenens freundlicher Pflegerin erfahren, in wie großer Bedrängniß sich die Kinder des verstorbenen Keraunus befänden, und Hanna zugesagt ihnen beizustehen.

Die Diakonen erstatteten zuerst Bericht über ihre Thätigkeit für die Armen.

Nach ihnen wurde den Frauen zu reden gestattet.

Paulina, eine hohe, schlanke Frau mit leicht ergrauendem schwarzem Hauptthaar, nahm aus ihrem durchaus schmucklosen Gewande von besonders feiner

und weicher weißer Wolle ein Täfelchen, legte es vor sich hin, erhob langsam ihre Augen und sagte, indem sie dieselben auf den Vorsitzenden richtete:

„Wittwe Hanna hat uns eine traurige Geschichte zu erzählen, für die ich um eure Theilnahme bitte. Du wirst so gut sein ihr das Wort zu ertheilen.“

Paulina schien sich unter ihren Brüdern als Wirthin zu fühlen. Sie sah leidend aus. Ein schmerzlicher Zug verließ niemals ihren Mund, unter ihren Augen waren stets bläuliche Schatten zu sehen, aber in ihrer Stimme lag etwas Entschiedenes und Strenges, und ihr Blick war nichts weniger als weich und gewinnend.

Nach ihrer Rede klang Frau Hanna's Erzählung wie milder Gesang. So liebreich, als wären es ihre eigenen Töchter, schilderte sie das verschiedene Wesen der beiden Schwestern, die jede in ihrer Art der Theilnahme so würdig erschienen. Mit rührender Klage sprach sie von den unmündigen, verlassenen, dem Elend preisgegebenen Waisen, unter denen sich ein schöner, blinder Knabe befinde. Dann schloß sie ihre Rede, indem sie sagte:

„Der zweiten Tochter des Verwalters — sie ist sechzehn Jahre alt und so schön, daß keinerlei Versuchung ihr fern bleiben wird — liegt jetzt die Ernährung und Pflege ihrer sechs jüngeren Geschwister ob. Dürfen wir ihr die schützende Hand vorenthalten? Nein, nein, so wahr wir den Heiland lieben, wir dürfen es nicht. Ihr stimmt mir bei? Nun wohl, so laßt uns nicht mit der Hülfe zögern. Die zweite Tochter des verstorbenen Keraunus ist hier im Hause, denn morgen

früh müssen die Kinder den Palast auf der Lochias verlassen, und sie sind, während ich rede, unter schlechter Wartung allein.“

Die guten Worte der Christin fanden eine gute Stätte und die Presbyter und Diakonen beschlossen, der beim Liebesmahle versammelten Gemeinde anzuempfehlen, den Kindern Beistand zu leisten.

Die Aeltesten hatten noch mancherlei zu berathen, und so erhielten Hanna und Frau Paulina den Auftrag, den wohlhabenderen Gliedern der Gemeinde die Sorge für die Waisen des Keraunus an's Herz zu legen.

Die arme Wittwe führte ihre reiche Wirthin und Freundin zuerst in das Zimmer, wo Arsinoe mit wachsender Ungeduld wartete. Sie sah bleicher aus als gewöhnlich, aber trotz ihrer verweinten, zu Boden gerichteten Augen so schön, so rührend schön, daß der Anblick Paulina's Herz bewegte.

Sie hatte zwei Kinder besessen, außer ihrem Sohne eine einzige Tochter. Diese war als kaum erblühte Jungfrau gestorben, und Paulina dachte an sie in jeder Stunde ihres Lebens. Um ihretwillen hatte sie sich taufen lassen, hatte sie ihr Dasein zu einer Reihe von schweren Opfern gestaltet. Sie bemühte sich mit aller Kraft, eine gute Christin zu sein, denn ihr, der Entsagenden, die ein schweres Kreuz freiwillig auf sich genommen, der Kränklichen, welche die Stille liebte und wenigstens ihr Landhaus, das sie täglich besuchte, zu einer Stätte der Unruhe gemacht hatte, konnte das Himmelreich nicht entgehen, und dort hoffte sie ihre unschuldige Tochter wiederzufinden.

Arsinoe erinnerte sie an ihre Helena, die freilich weit weniger schön gewesen war als das Kind des Verwalters, deren Bild aber in dem treuen Mutterherzen neue, verklärte Formen gewonnen hatte.

Seitdem ihr Sohn aus ihrem Haus geschieden und in die Fremde gezogen war, hatte sie sich oft gefragt, ob sie nicht ein junges Wesen zu sich nehmen, an sich fesseln, zur Christin erziehen und dem Heiland gleichsam als Geschenk darbringen sollte.

Ihre Tochter war als Heidin gestorben, und nichts ängstigte Paulina so sehr, als daß ihre Seele verloren und ihr eigenes Ringen und Streben nach der Gnade sie nicht zu ihrem jenseits des Grabes liegenden Ziele führen könnte.

Kein Opfer schien ihr zu groß, um ihrem Kinde die Seligkeit zu erkaufen, und als sie nun Arsinoe gegenüberstand und sie gerührt und voller Bewunderung anschaute, wurde sie von einem Gedanken erfaßt, der schnell zum Entschluß in ihr reifte.

Sie wollte dieß holde Wesen für den Heiland gewinnen und ihn in langen Gebeten anflehen, zum Entgelt für Arsinoe's Seele ihr armes Kind zu retten.

Es war ihr zu Sinne, als habe sie einen Pakt mit dem Erlöser geschlossen, als sie, einig mit sich selbst, auf die Jungfrau zutrat und sie fragte:

„Du bist ganz verlassen, ganz ohne Verwandte?“

Arsinoe neigte bejahend das Haupt, Paulina aber fuhr fort:

„Und trägst Du Deinen Verlust mit Ergebung?“

„Was ist Ergebung?“ fragte das Mädchen schüchtern.

Hanna legte die Hand auf den Arm der Wittwe und flüsterte ihr zu:

„Sie ist eine Heidin.“

„Ich weiß es,“ entgegnete Paulina kurz, und sagte dann freundlich, aber entschieden:

„Du und die Deinen ihr habt durch den Tod des Vaters Eltern und Obdach verloren. In meinem Hause, bei mir wirst Du eine neue Heimat finden; ich fordere dafür nichts als Deine Liebe.“

Arsinoe schaute die stolze Frau verwundert an. Sie konnte noch keine Neigung für sie empfinden und es kam ihr nicht zum Bewußtsein, daß die einzige Gabe von ihr verlangt worden sei, die auch der beste Wille und das an Liebe reichste Herz nicht auf Befehl zu gewähren vermag.

Paulina wartete ihre Antwort nicht ab, sondern winkte Hanna, ihr zu der beim Liebesmahl versammelten Gemeinde zu folgen.

Eine Viertelstunde später kehrten beide Frauen zurück.

Die Kinder des Verwalters waren versorgt. Einigen wollten zwei und drei Christenfamilien gern Aufnahme gewähren. Um den blinden Helios hatten sich viele freundliche Hausmütter beworben, aber vergebens, denn Hanna hatte für sich das Recht in Anspruch genommen, den unglücklichen Knaben wenigstens für's Erste in ihrem Hause zu erziehen. Sie wußte, wie Selene an ihm hing, und hoffte durch seine Gegenwart kräftig

auf das muthlose und erkaltete Herz ihres Pfleglings wirken zu können.

Arsinoe widersprach den Anordnungen der Frauen nicht. Sie dankte ihnen auch, denn sie fühlte nun wieder festen Boden unter den Füßen, aber sie empfand sogleich, daß er voll scharfer Steine sein würde.

Der Gedanke, sich von ihren Geschwistern trennen zu müssen, marterte sie grausam und verließ sie keinen Augenblick, während Frau Hanna sie in eigener Person auf die Lochias zurückbegleitete.

Am folgenden Morgen erschien die gütige Freundin wieder und führte sie mit der kleinen Schaar in Paulina's Stadthaus.

In die Hinterlassenschaft des Verwalters theilten sich seine Gläubiger; nur die Truhe mit den Dokumenten folgte dem Mädchen in sein neues Heim.

Die Stunde, in der man den fest geschlossenen Kreis der Kinder auseinanderriß, um ein Kleines hierhin, ein anderes dorthin zu führen, war die schmerzlichste, die Arsinoe jemals erfahren hatte oder in späteren Jahren erleben sollte.

Zwölftes Kapitel.

An das Cäsareum, den Palast, welchen die Kaiserin Sabina bewohnte, schloß sich ein schöner Garten. Balbilla hielt sich gern in ihm auf, und weil die Sonne am Morgen des neunundzwanzigsten Dezember besonders hell schien, der Himmel und sein unbegrenzter Spiegel, das Meer, in unbeschreiblich tiefem Blau leuchteten und der Duft eines blühenden Strauches wie eine Aufforderung, das Haus zu verlassen, in ihr Fenster zog, hatte sie heute ihre, an einer sonnigen Stelle gelegene und von einer Akazie leicht beschattete Bank aufgesucht.

Dieser Ruhesitz war von dem am meisten betretenen Wege durch Buschwerk getrennt. Die Spaziergänger, welche Balbilla nicht suchten, konnten sie hier nicht bemerken, sie aber vermochte durch eine Lücke des Laubwerks den ganzen mit kleinen Muscheln bestreuten Pfad zu überblicken.

Aber die junge Dichterin war heute nichts weniger als neugierig.

Statt in das von munteren Vögeln belebte Grün,

in die reine Luft oder nach der See hinzuschauen, blickte sie in eine gelbe Papyrusrolle und prägte ihrem treuen Gedächtniß sehr trockene Dinge ein.

Sie hatte sich vorgenommen, ihr Wort zu lösen und in der aeolischen Mundart der griechischen Sprache reden, schreiben, dichten zu lernen.

Den großen Grammatiker Apollonius, welchen seine Schüler „den Dunklen" nannten, hatte sie zu ihrem Lehrer erwählt. Das Werk, welches sie ihrem Bestreben zu Grunde legte, stammte aus der berühmten Bibliothek beim Serapistempel, welche seit der Belagerung Julius Cäsar's im Bruchium, bei der die große Bücherei des Museums abgebrannt war, diese an Vollständigkeit weit übertraf.

Wer Balbilla bei ihrer Thätigkeit beobachtete, konnte kaum glauben, daß sie lernte.

Keinerlei Anstrengung war in ihren Augen oder an ihrer Stirn zu bemerken, und dennoch las sie aufmerksam Zeile für Zeile, ohne sich ein einziges Wort zu schenken; aber sie that das nicht wie Jemand, der mit Schweiß auf der Stirn einen Berg ersteigt, sondern wie der Spaziergänger, der in der Hauptstraße einer großen Stadt sich über alles Neue und Seltsame freut, das ihm begegnet.

Sobald ihr in ihrem Buche eine Sprachform aufstieß, die ihr bis dahin unbekannt gewesen war, empfand sie solches Vergnügen, daß sie in die Hände schlug und leise auflachte.

Einem so fröhlichen Lernen wie dem ihren war ihr tiefsinniger Lehrer noch nie begegnet, und es ver-

droß ihn, denn ihm war die Wissenschaft Ernst, sie aber schien, wie mit allen Dingen, so auch mit ihr ihren Spaß zu treiben, und entweihte sie darum in seinen Augen.

Nachdem sie eine Stunde lang auf der Bank gesessen und in ihrer Weise studirt hatte, rollte sie das Buch zusammen und stand auf, um sich ein wenig zu erholen.

Gewiß von Niemandem gesehen zu werden, reckte und streckte sie sich im Wohlgefühl der gethanen Arbeit und schritt dann der Oeffnung im Gebüsch zu, um nachzusehen, welcher gestiefelte Mann es sei, der da auf dem breiten Wege vor ihr auf und nieder schritt.

Es war der Prätor; und doch war er es nicht.

Dieser Verus wenigstens begegnete ihr heute zum ersten Male.

Wo war das Lächeln, das sonst wie Diamantenfunkeln aus seinen lustigen Augen flackerte und seinen Mund übermüthig umspielte, wo die faltenlose Heiterkeit seiner Stirn und die herausfordernd übermüthige Haltung seiner schönen Gestalt?

Mit düster brennendem Blick, krauser Stirn und gesenktem Haupt schritt er langsam auf und nieder, und dennoch war es kein Kummer, der ihn bedrückte.

Hätte er sonst wohl, gerade als er vor dem Mädchen vorbeiwandelte, mit den Fingern die Luft durchschnippen können, als wollt' er sagen: „Mag kommen, was kommen will! Ich lebe heute und lache der Zukunft in's Antlitz?"

Aber dieß Aufflackern der alten unbändigen Leichtfertigkeit hielt nicht viel länger an, als bis sich die beiden schnippenden Finger von einander getrennt hatten.

Als Verus abermals an Balbilla vorüberging, sah er wenn möglich noch düsterer aus als vorher.

Dem flatterhaften Gemahl ihrer Freundin mußte etwas sehr Unangenehmes die gute Laune verdorben haben.

Das that der Dichterin leid, denn wenn sie auch täglich unter dem Uebermuth des Prätors zu leiden hatte, so verzieh sie ihm doch immer wegen der liebenswürdigen Form, in die er jede Unart zu kleiden wußte.

Balbilla wollte Verus wieder fröhlich sehen und trat deßhalb aus ihrem Verstecke hervor.

Sobald er sie erblickte, änderte sich der Ausdruck seiner Züge, und so munter wie immer rief er ihr zu:

„Willkommen, Schönste der Schönen!“

Sie gab sich das Ansehen ihn nicht zu erkennen, und sagte, während sie an ihm vorüberschritt und ihren Lockenkopf senkte, feierlich und mit tiefer Stimme:

„Ich grüße Dich, Timon.“

„Timon?“ fragte er, indem er ihre Hand erfaßte.

„Ah, Du bist es, Verus?“ entgegnete sie, als wäre sie überrascht. „Ich dachte, der Menschenfeind aus Athen hätte den Hades verlassen und ginge hier im Garten spazieren.“

„Du hast recht gesehen,“ entgegnete der Prätor; „aber wenn Orpheus singt, so tanzen die Bäume,

die Muse macht aus dem schweren, unbeweglichen Stein eine Bacchantin, und wenn Balbilla erscheint, so verwandelt sich Timon sofort in den glücklichen Verus."

„Dieß Wunder kann mich nicht überraschen," lachte das Mädchen. „Aber darf man wissen, welcher finstere Geist die umgekehrte Wirkung so erfolgreich geübt und aus dem glücklichen Gatten der schönen Lucilla einen Timon gemacht hat?"

„Ich werde mich hüten Dir den Unhold zu zeigen, sonst könnte leicht aus der heitern Muse Balbilla die finstere Hekate werden. Uebrigens ist uns der tückische Dämon ganz nahe, denn er steckt in diesem Röllchen."

„Ein Schreiben des Kaisers?"

„O nein, nur der Brief eines Juden!"

„Vermuthlich der Vater einer schönen Tochter?"

„Falsch, so falsch wie möglich gerathen!"

„Du spannst meine Neugier!"

„Die meinige ist schon durch diese Rolle befriedigt worden. Horaz ist weise, wenn er sagt, man solle sich um zukünftige Dinge nicht grämen."

„Ein Orakel?"

„Wenigstens etwas dergleichen."

„Und das verdirbt Dir diesen köstlichen Morgen? Hast Du mich jemals traurig gesehen? Und doch bedroht meine künftigen Tage ein Spruch — ein so gräßlicher Spruch."

„Männergeschick ist ein anderes als Frauenschicksal."

„Willst Du hören, was mir prophezeit ward?“

„Welche Frage!“

„So gib denn Acht. Den Spruch, den Du gleich hören sollst, habe ich mir von keiner Geringeren als der delphischen Pythia geholt:

„‚Was dir das Theuerste war und das Höchste, du wirst es verlieren,
Und von olympischen Höh'n steigst du zum Staube herab.‘“

„Ist das Alles?“

„Nein, es folgen noch zwei tröstliche Verse.“

„Sie lauten?“

„‚Aber der prüfende Blick entdeckt unter fliegendem Staube
Dauerndes Quadergebäu, Marmor und felsigen Grund.‘“

„Und Du hast den Muth, Dich über diesen Spruch zu beklagen?“

„Ist es etwa schön im Staube zu waten? Man lernt diesen Unhold hier in Aegypten zur Genüge kennen! Und soll ich mich vielleicht auf die Aussicht freuen, mir an harten Steinen die Füße zu stoßen?“

„Was sagen die Deuter?“

„Lauter dummes Zeug.“

„Du hast eben noch nicht den rechten gefunden; aber ich, ich durchschaue den Sinn des Orakels.“

„Du?“

„Ja, ich! Die strenge Balbilla wird endlich von dem hohen Olymp ihrer Sprödigkeit herabsteigen und den unerschütterlichen Grund der Anbetung ihres treuen Verus nicht länger verschmähen.“

„O dieser Grund, dieser felsige Grund!“ lachte

das Mädchen. „Es würde mir gerathener scheinen, auf der Fläche des Meeres da drüben, als auf ihm spazieren zu gehen.“

„Versuche es nur!“

„Ist nicht nöthig. Lucilla hat für mich die Probe gemacht. Deine Deutung ist schlecht. Der Kaiser hat mir eine viel bessere gegeben.“

„Welche?“

„Ich würde das Dichten aufgeben und mich mit strengen wissenschaftlichen Studien befassen. Er rieth mir zur Astronomie.“

„Die Sternenkunde,“ sprach Verus dem Mädchen nach und wurde ernster. „Lebe wohl, Schönste, ich muß zum Kaiser.“

„Wir waren gestern bei ihm auf der Lochias. Wie hat sich alles da verändert! Das hübsche Thorwächterhäuschen ist fort, von dem lustigen Treiben der Bauleute und Künstler ist nichts mehr zu sehen, aus den bunten Werkstätten sind langweilige, ganz gewöhnliche Hallen geworden. Die Schranken in der Musenhalle haben fallen müssen, meine begonnene Büste ist seit acht Tagen sammt dem jungen Sausewind verschwunden, der gegen meine Locken so eifrig zu Felde zog, daß ich schon im Begriff stand sie preiszugeben . . .“

„Ohne sie bist Du nicht mehr Balbilla,“ rief Verus eifrig. „Der Künstler verwirft, was nicht ewig schön ist, wir aber sehen auch das Zierliche gern, woran wir mit den anderen Kindern unserer Zeit Gefallen finden. Göttinnen mag der Bildhauer nach

der Sitte ernsterer Tage und den Gesetzen seiner Kunst bekleiden, sterbliche Frauen folgen, wenn sie klug sind, den Vorschriften der Mode. Es thut mir übrigens herzlich leid um den geschickten, frischen Gesellen. Er hat den Kaiser beleidigt, ist aus dem Palast gejagt worden und nicht mehr aufzufinden."

„Oh," rief Balbilla voller Bedauern, „der arme, prächtige Mensch! Und meine Büste? Wir müssen ihn suchen. Wenn sich eine Gelegenheit bietet, so bitt' ich den Kaiser . . ."

„Hadrian will nichts von ihm hören. Pollux hat ihn empfindlich verletzt."

„Von wem weißt Du das?"

„Von Antinous."

„Den haben wir gestern auch gesehen," rief Balbilla lebhaft. „Wenn je ein Mensch in Göttergestalt unter den Sterblichen wandeln durfte, so ist er es."

„Schwärmerin!"

„Ich kenne Niemand, der ihn gleichgültig anschauen könnte. Ein holder Träumer ist er, und der Leidenszug, den wir gestern in seinem Antlitz bemerkten, ist doch wohl nichts als der stumme Schmerz alles Vollkommenen um die verlorene Lust des Aufwachsens und Ausreifens zur Verkörperung des Ideals seiner Gattung, das er ja in sich selber darstellt."

Entzückt, als stände eines Gottes Gestalt vor ihren Augen, sprach die Dichterin die letzten Worte.

Verus hatte ihr lächelnd zugehört.

Jetzt unterbrach er sie und sagte, indem er ihr mit dem Finger drohte:

„Dichterin, Philosophin, holdeste Jungfrau, hüte Dich, von Deinem Olymp zu diesem Knaben herabzusteigen. Wenn Phantasie und Träumerei sich zusammenfinden, so gibt das ein Paar, welches in den Wolken schwebt und den sichern Boden, von dem Dein Orakel redet, nicht einmal in nebelhafter Ferne zu ahnen bekommt.“

„Thorheit!“ rief Balbilla unwillig. „Um sich in eine Bildsäule verlieben zu können, muß Prometheus sie erst mit Geist und Feuer beseelen.“

„Manchmal freilich,“ entgegnete der Prätor, „vertritt Eros die Stelle des unglücklichen Freundes der Götter.“

„Der rechte Eros oder der falsche?“ fragte Balbilla empfindlich.

„Der falsche gewiß nicht,“ gab Verus zurück. „Der spielt dießmal nur die Rolle des freundlichen Warners und vertritt die Stelle des Baumeisters Pontius, vor dem Deine würdige Schutzmatrone sich fürchtet. Ihr sollt beim lustigen Lärm des dionysischen Festes so ernste Gespräche geführt haben wie zwei graue Philosophen, die unter lauschenden Schülern in der Stoa wandeln.“

„Mit verständigen Männern spricht man verständig.“

„Und mit unverständigen munter. Wie freue ich mich, daß ich zu den unverständigen gehöre! Auf Wiedersehen, schöne Balbilla.“

Der Prätor entfernte sich schnell.

Vor dem Cäsareum bestieg er den Wagen und fuhr auf die Lochias.

Sein Rosselenker führte für ihn die Zügel. Er

selbst schaute nachdenklich auf die Rolle in seiner Hand. Sie enthielt das Resultat der Berechnungen des sternenkundigen Rabbi Simeon Ben Jochai, und dieses war wohl geeignet, den frohen Muth auch des leichtsinnigsten Mannes zu trüben.

Wenn der Kaiser in dieser Nacht, die dem Wiegenfeste des Prätors voraufging, mit Rücksicht auf die bei seiner Geburt beobachtete Stellung der Sterne den Himmel beobachtete, so sollte er finden, daß bis zum Ende der zweiten Stunde nach Mitternacht alle günstigen Planeten dem Verus ein schönes Loos, Glück und Hoheit verhießen. Aber beim Eintritt der dritten Stunde, versicherte Ben Jochai, würde Unheil und Tod das Haus seines Glückes in Besitz nehmen. In der vierten Stunde werde sein Stern verschwinden, und was sonst noch in dieser Nacht am Himmel sich ereignen würde, hätte nichts mehr mit ihm und seinem Schicksal zu thun. Des Kaisers Stern werde den seinen besiegen.

Aus der dem Schreiben des Juden beigefügten Tabelle konnte Verus nur wenig entnehmen, aber dieß Wenige bestätigte das in der Schrift Gesagte.

Des Prätors Rosse rannten eilig dahin, während er überlegte, was ihm unter diesen ungünstigen Umständen zu thun übrig bliebe, um das höchste Ziel seines Ehrgeizes nicht völlig aufgeben zu müssen.

Wenn die Beobachtungen des Rabbi zutrafen und dieß bezweifelte Verus keinen Augenblick, so war seine Hoffnung auf die Adoption trotz Sabina's Beistand für immer dahin.

Wie konnte Hadrian einen Mann zum Sohn und Nachfolger wählen, dem es beschieden war, vor ihm selbst zu sterben?

Wie durfte er, Verus, erwarten, daß der Kaiser seine glücklichen Sterne mit den Tod verheißenden eines Andern verbinden werde?

Diese Erwägungen führten ihn nicht weiter, und doch kam er nicht los von ihnen, bis sein Rosselenker die Pferde plötzlich am äußersten Rande des Fahrdammes zum Stillstand zwang, um den Weg für die in Prozession einherziehenden Abgeordneten der ägyptischen Priesterschaft, die sich auf die Lochias begaben, frei zu erhalten.

Der kräftige Handgriff, mit dem sein Diener den feurigen Thieren den Willen brach, erregte seinen Beifall und rief in ihm den Gedanken wach, keck in die Speichen des Schicksals zu greifen.

Als die priesterlichen Abgeordneten ihn nicht länger aufhielten, befahl er seinem Rosselenker, langsam zu fahren, denn er wünschte zum Nachdenken Zeit zu gewinnen.

Bis zur dritten Stunde nach Mitternacht, — sagte er sich, geht alles auf's beste, nach der vierten ereignen sich nur noch Dinge am Himmel, die mich nichts angehen. Natürlich! Um den todten Löwen spielen die Schafe, und der Esel versetzt ihm sogar, so lange er noch krank ist, einen Tritt mit den Hufen. In dem kurzen Raume zwischen der dritten und vierten Stunde drängen sich alle Unheilszeichen zusammen. Sie werden erscheinen; aber" —, und mit diesem

„aber“ kam es wie eine Erleuchtung über den Prätor —, „braucht sie denn der Kaiser zu sehen?“

Das Herz des beunruhigten Mannes begann schneller zu schlagen, sein Hirn kräftiger zu arbeiten, und er befahl dem Rosselenker einen Umweg zu machen, weil er längere Zeit zu gewinnen suchte, um die Gedanken, welche in ihm aufkeimten, wachsen und ausreifen zu lassen.

Verus war kein Ränkeschmied.

Leichten Schrittes und sorglos ging er durch die Hauptthüren und verschmähte den Weg durch die Hinterpforten.

Nur für das größte Ziel seines Lebens war er bereit, seine Neigungen, sein Behagen, seinen Stolz aufzugeben und sich eines jeden Mittels rücksichtslos zu bedienen. Um seinetwillen hatte er schon Manches gethan, was ihn reute, und wer ein Schaf aus der Hürde stiehlt, dem folgen unversehens auch andere. Der ersten unwürdigen Handlung, welche ein Mann begeht, drängt sich leicht eine zweite und dritte nach.

Was Verus nun in's Werk zu setzen beschloß, hielt er für eine einfache Handlung der Nothwehr. Galt es doch nur, den Kaiser eine Stunde lang von einer müßigen Beschäftigung, von der Beobachtung der Sterne abzuziehen!

Es gab nur zwei Menschen, die ihm dabei behülflich sein konnten: Antinous und den Sklaven Mastor.

An den Letzteren dachte er zuerst; aber der Jazygier war seinem Gebieter treu ergeben und ließ sich kaum bestechen. Und dann! Pfui! Es stand ihm doch

gar zu übel an, mit einem Sklaven gemeinsame Sache zu machen!

Auf den Beistand des Antinous durfte er noch weniger hoffen.

Sabina haßte den Liebling ihres Gatten, und um ihretwillen war Verus dem Bithynier niemals mit besonderer Freundlichkeit begegnet. — Er glaubte auch bemerkt zu haben, daß der stille, träumerische Geselle ihm aus dem Wege ging. Nur durch Einschüchterung war der Günstling vielleicht zu bestimmen, ihm einen Dienst zu erweisen. Jedenfalls galt es zunächst, die Lochias zu besuchen und dort mit offenen Augen Ausschau zu halten.

War der Kaiser in günstiger Stimmung, so ließ er sich vielleicht bewegen, in der zweiten Hälfte der Nacht bei dem Gastmahl zu erscheinen, das Verus zur Vorfeier seines Geburtstages veranstaltet hatte, und bei dem es mancherlei Schönes zu sehen und zu hören geben sollte.

Es konnten auch tausend günstige und hülfreiche Zufälle eintreten.

Des Rabbi Berechnungen sagten ihm ohnehin Glück für die nächsten Jahre voraus.

Heiter und sorglos, wie wenn die Zukunft sonnig und wolkenlos vor ihm läge, schaute er drein, als er in dem neugepflasterten Hofe vom Wagen stieg und sich in das Vorzimmer des Kaisers führen ließ.

Hadrian wohnte nicht mehr als Baumeister aus Rom, sondern residirte jetzt als Beherrscher der Welt in dem erneuerten Schlosse.

Er hatte sich den Alexandrinern gezeigt und war mit Jubel und unerhörten Ehrenbezeugungen empfangen worden.

Die Freude über den kaiserlichen Besuch war überall wahrnehmbar und kam manchmal in höchst überschwenglichen Formen zum Ausdruck. Ja, der Rath hatte den Beschluß gefaßt, den Monat Dezember, in dem der Stadt die Ehre zu Theil geworden war, den Imperator zu begrüßen, von nun an „Hadrianus“ zu nennen.

Der Kaiser mußte Deputation auf Deputation empfangen, und Audienz auf Audienz ertheilen, und am morgenden Tage sollten die Schaustellungen, Aufzüge und Spiele beginnen, welche viele Tage auszufüllen verhießen, oder, wie Hadrian sich ausdrückte, ihm hundert gute Stunden zu stehlen drohten.

Dabei fand der Herrscher dennoch Zeit, alle Angelegenheiten des Staates zu erledigen und in der Nacht die Sterne zu befragen, welche Geschicke ihm und dem Reiche in allen Theilen des nahenden neuen Jahres bevorstünden.

Der Palast auf der Lochias hatte seine Gestalt völlig geändert.

An Stelle des heiteren Thorwächterhäuschens stand jetzt ein großes Zelt von prächtigem Purpurstoff, in dem die kaiserliche Leibwache sich aufhielt.

Ihm gegenüber war ein anderes aufgeschlagen worden, welches Lictoren und Boten beherbergte.

Die Stallungen waren voller Pferde. Hadrian's Leibroß, der edle Hengst Borysthenes, welcher schon

zu lange geruht hatte, stampfte ungeduldig den Boden eines besondern Raumes, neben dem in schnell errichteten Gehegen und Hütten die Spürhunde, Saupacker und Hasenfänger des Kaisers untergebracht waren.

In dem weiten Raum des ersten Hofes lagerten Soldaten. An seinen Wänden kauerten ägyptische, griechische und jüdische Männer und Frauen, die dem Herrscher Bittschriften zu überreichen wünschten. Wagen fuhren aus und ein, Sänften kamen und gingen, Kämmerer und andere Hofbeamte eilten hierhin und dorthin. Die Vorzimmer waren voll von Männern aus den angesehenen Kreisen der Bürgerschaft, welche in der Audienzzeit vom Kaiser empfangen zu werden hofften. Sklaven, die den Wartenden Erfrischungen boten oder müßig umherstanden, fehlten in keinem Raume, und Beamte mit Schriftrollen unter dem Arm traten aus den äußeren in die inneren Gemächer, oder verließen den Palast, um die Anordnungen ihrer Vorgesetzten zur Ausführung zu bringen.

Die Musenhalle war ein glänzender Festsaal geworden.

Papias, der sich jetzt im Auftrage des Kaisers auf dem Wege nach Italien befand, hatte die zerschlagene Schulter der Urania wieder hergestellt. Zwischen den Bildsäulen standen Polster und Sessel, und unter einem Baldachin im Hintergrund des weiten Raumes erhob sich der Thron, auf dem Hadrian zu sitzen pflegte, wenn er Audienzen ertheilte. Bei dieser Gelegenheit trug er stets den Purpur; in seinem Arbeitszimmer, welches er nicht gewechselt hatte, legte er den

Mantel ab und war eben so wenig prunkend gekleidet wie als Baumeister Claudius Venator.

In des verstorbenen Keraunus Wohnung hauste jetzt ein kinderloser und unbeweibter Aegypter, ein strenger, umsichtiger Mann, welcher dem Präfekten Titianus als Hausverwalter tüchtige Dienste geleistet hatte.

In dem Hauptzimmer der vertriebenen Familie sah es jetzt öde und unwohnlich aus.

Das Mosaikgemälde, welches den Tod des Keraunus veranlaßt hatte, befand sich schon auf dem Wege nach Rom, und der neue Verwalter hatte es nicht der Mühe werth erachtet, die leere, bröckelige, staubige Stelle, welche durch die Entfernung des Kunstwerks im Estrich seines Wohnraumes entstanden war, ausfüllen oder mit Matten bedecken zu lassen.

Kein heiterer Ton ließ sich in der verlassenen Wohnung vernehmen außer dem Gezwitscher der Vögel, welche sich noch an jedem Morgen und Abend auf dem Altane einstellten, denn Arsinoe und ihre kleinen Geschwister hatten es niemals versäumt, sein Geländer nach jeder Mahlzeit mit Brodkrumen für sie zu bestreuen.

Was heiter, was ansprechend in dem alten Palast gewesen, war seit dem Besuch Sabina's aus ihm verschwunden, und auch Hadrian war nunmehr ein durchaus Anderer als vor wenigen Tagen.

Echt kaiserlich und unnahbar erschien die Würde, mit der er sich in der Oeffentlichkeit zeigte.

Wenn er in seinem Privatzimmer mit seinen Ver-

trauten verkehrte, so war er ernst, düster und ungesprächig.

Das Orakel, die Sterne und andere Vorzeichen verkündeten ihm mit unabweisbarer Sicherheit ein schweres Unheil für das kommende Jahr.

Auch die wenigen sorglosen Tage, die es ihm auf der Lochias zu verleben vergönnt gewesen war, hatten mit unerfreulichen Auftritten geendet.

Seine Gattin, deren herbes Wesen ihm in Alexandria, wo alles beweglichere und ansprechendere Formen trug als in Rom, in seiner ganzen abstoßenden Schroffheit entgegentrat, hatte kühn von ihm verlangt, die Adoption des Prätors nicht länger hinauszuschieben.

Er war besorgt und unbefriedigt.

Eine Herzensöde ohne Grenzen gähnte ihn an, sobald er in sein Inneres schaute, und bei jedem Blick in die kommenden Tage seines äußeren Lebens trat ihm eine lange Reihe von Nichtigkeiten entgegen, die nicht verfehlen konnten, sich seinem nimmermüden Arbeitstriebe hindernd in den Weg zu stellen.

Selbst das von dem Jammer und der Lust des Daseins unberührte Pflanzenleben seines schönen Lieblings Antinous, das sonst seine Seele zu erfreuen und zu beruhigen pflegte, hatte eine Aenderung erfahren. Der Jüngling zeigte sich jetzt häufig verwirrt, unruhig, betrübt.

Fremde Einflüsse schienen auf ihn gewirkt zu haben, denn es befriedigte ihn nicht mehr, wie ein Schatten an seiner Person zu hängen; nein, er strebte

nach Freiheit, hatte sich mehrmals in die Stadt geschlichen und suchte dort wohl die Vergnügungen seines Alters, denen er sonst aus dem Wege gegangen war.

Selbst mit seinem heiter dienstfertigen Sklaven Mastor war eine Veränderung vorgegangen. Nur sein Molosser blieb sich immer gleich in seiner gehorsamen Treue. Und er selbst? Wie vor zehn Jahren, so war er auch heute. An jedem Tage und in jeder Stunde ein Anderer.

Dreizehntes Kapitel.

Als Verus den Palast betrat, war der Kaiser vor wenigen Minuten aus der Stadt in denselben zurückgekehrt. Man führte den Prätor durch die Empfangssäle in die inneren Gemächer, und er brauchte hier nicht lange zu warten, denn Hadrian wünschte ihn sogleich zu sprechen.

Er fand den Herrscher in so übler Stimmung, daß er nicht daran denken konnte, ihn zu seinem Feste zu laden.

Der Kaiser ging unruhig in dem Arbeitszimmer auf und nieder, während Verus seine Fragen über die letzten Senatsverhandlungen in Rom beantwortete.

Manchmal unterbrach er seine Wanderung und schaute in das Nebenzimmer.

Als der Prätor eben seinen Bericht beendet hatte, heulte Argus freudig auf und gleich darauf trat Antinous in das Gemach.

Verus zog sich sogleich zu dem breiten Fenster zurück und gab sich das Ansehen, als schaute er in den Hafen.

„Wo warst Du?“ fragte der Kaiser den Günstling, ohne die Anwesenheit des Prätors zu beachten.

„Ein wenig in der Stadt,“ lautete die Antwort des Bithyniers.

„Du weißt, daß ich Dich, wenn ich heimkehre, ungern vermisse.“

„Ich dachte, Du würdest länger ausbleiben.“

„Richte es später so ein, daß ich Dich finde, wann und zu welcher Zeit ich Dich auch suche. Nicht wahr, es ist Dir nicht lieb, mich unzufrieden zu sehen?“

„Nein, Herr,“ entgegnete der Jüngling, und dabei erhob er die Hände und sah seinen Gebieter bittend an.

„So lassen wir das. Aber nun zu etwas Anderem. Wie kommt dieses Fläschchen zu dem Kunsthändler Hiram?“

Der Kaiser nahm bei diesen Worten das kleine Gefäß aus dem Stoffe der Vasa murrhina, das der Jüngling Arsinoe geschenkt und diese an den Phönizier verkauft hatte, von seinem Arbeitstische und hielt es seinem Lieblinge vor die Augen.

Antinous erbleichte und stammelte in großer Verlegenheit: „Es ist unbegreiflich; ich weiß mich nicht zu erinnern . . .“

„So werde ich Deinem Gedächtnisse nachhelfen,“ sagte der Kaiser mit Entschiedenheit. „Der Phönizier scheint mir ein redlicherer Mann zu sein, als der Schurke Gabinius. In seiner Sammlung, von der ich herkomme, fand ich dieß Kleinod, das mir Plotina, hörst Du, Knabe? — das mir Trajan's Gattin Plotina, meines Herzens unvergeßliche Freundin, vor

Jahren geschenkt hat. Es gehörte zu meinen theuersten Gütern, und es war mir doch nicht zu kostbar, um es Dir an Deinem letzten Geburtstage zu schenken."

„O Herr, lieber Herr!" rief Antinous leise und erhob zum andern Mal bittend Augen und Hände.

„Nun frage ich Dich," fuhr Hadrian ernst und ohne sich von dem flehenden Blick seines Lieblings erweichen zu lassen, fort, „wie konnte dieses Gefäß in den Besitz der einen Tochter des armseligen Palastverwalters Keraunus kommen, von der es Hiram erstanden zu haben behauptet?"

Antinous rang vergeblich nach Worten; Hadrian aber half ihm, indem er erregter als bisher fragte:

„Hat Dir's die Dirne gestohlen? Heraus mit der Wahrheit!"

„Nein, nein," gab der Bithynier schnell und entschieden zurück. „Gewiß nicht. — Ich kann mich erinnern . . . Ja — warte nur; — so ist es gekommen. Du weißt ja, ich hielt den guten Balsam darin, und als der Molosser Selene, — Selene heißt des Verwalters Tochter, — von der Treppe heruntergestoßen hatte und sie verwundet am Boden lag, da holte ich das Fläschchen und gab ihr den Balsam."

„Mit diesem Gefäße?" fragte der Kaiser und schaute Antinous finster an.

„Ja, Herr; ich hatte kein anderes."

„Und sie behielt es, um es sogleich zu verkaufen?"

„Du weißt doch; ihr Vater . . ."

„Diebsgelichter," knirschte Hadrian. „Weißt Du, wohin die Dirne gekommen?"

„Ach, Herr!“ rief Antinous bebend vor Angst.

„Ich lasse sie von den Lictoren greifen,“ versicherte der aufgebrachte Herrscher.

„Nein,“ rief der Jüngling entschieden, „nein, das darfst Du gewiß nicht thun.“

„Nicht? Es wird sich ja finden.“

„Nein, gewiß nicht, denn damit Du es weißt, des Keraunus Tochter Selene hat sich ...“

„Nun?“

„Sie hat sich aus Verzweiflung in's Wasser gestürzt, ja, in's Wasser, bei Nacht, in das Meer.“

„O,“ rief Hadrian milder, „das ändert freilich die Sache. Nach Schatten fahnden die Lictoren vergebens, und die Dirne hat die strengste aller Strafen erlitten. — Aber Du? Was soll ich zu Deinem Betragen sagen? Du kanntest den Werth dieses Kleinods. Du wußtest, wie sehr ich es schätzte, und ließest es in solchen Händen?“

„Es enthielt ja doch die Arznei,“ stammelte der Jüngling. „Wie konnte ich auch denken ...“

Der Kaiser unterbrach seinen Liebling und sagte, indem er sich an die Stirn schlug:

„Ja, das Denken; wir wissen es leider schon längst, das Denken ist nicht Deine Sache! Dieß Gefäßchen hat mich vorhin eine hübsche Summe gekostet, aber weil es Dir nun einmal gehört hat, so geb' ich es Dir wieder zurück; nur verlang' ich, daß Du es künftig besser in Acht nimmst. Ich frage nächstens darnach! Um aller Götter willen, Knabe, wie siehst Du aus! Bin ich denn so furchtbar, daß eine Frage

aus meinem Munde genügt, um Dir alles Blut aus den Wangen zu treiben? Wahrhaftig, käme das Ding nicht von Plotina, ich hätte es dem Phönizier gelassen und kein solches Wesen daraus gemacht."

Antinous eilte auf den Kaiser zu, um ihm die Hand zu küssen; er aber drückte mit väterlicher Freundlichkeit die Lippen auf seine Stirn und sagte:

„Narr! Wenn Du willst, daß ich mit Dir zufrieden sein soll, so sei wieder wie Du gewesen, ehe wir nach Alexandria kamen! Ueberlaß es den Andern mir Verdruß zu bereiten; Dich haben die Götter geschaffen, mich zu erfreuen."

Während der letzten Worte Hadrian's war ein Kämmerer in das Zimmer getreten, um seinem Gebieter mitzutheilen, daß die Abgeordneten der ägyptischen Priesterschaft gekommen wären ihm zu huldigen.

Der Kaiser ließ sich sogleich mit dem Purpur bekleiden und begab sich in die Musenhalle, um dort, von seinem Hofstaat umgeben, die Propheten und heiligen Väter aus den verschiedenen Tempeln des Nilthals zu empfangen, sich von ihnen als Sohn des Sonnengottes huldigen zu lassen und sie, sowie die von ihnen gehütete Religion seiner Gnade zu versichern. Ihrer Bitte, die Tempel der Himmlischen, denen sie dienten, durch seinen Besuch zu weihen und zu beglücken, schenkte er Gewährung, die Frage, an welchem Orte der jüngst gefundene Apis gepflegt werden sollte, ließ er einstweilen unentschieden.

Mehrere Stunden nahm dieser Empfang in Anspruch.

Verus entzog sich der Verpflichtung, ihm mit dem Präfekten Titianus und den andern Würdenträgern beizuwohnen, und blieb regungslos an dem Fenster stehen.

Erst nachdem Hadrian sich aus dem Gemache entfernt hatte, trat er in dasselbe zurück.

Er befand sich jetzt ganz allein, denn Antinous hatte mit dem Kaiser das Zimmer verlassen.

Das Zurückbleiben des Prätors war dem Jüngling nicht entgangen, aber er suchte ihm auszuweichen, denn das Wesen des übermüthigen Spötters stieß ihn zurück.

Zu alledem hatte die Angst, welche er ausgestanden, sowie das Bewußtsein, sich einer Lüge schuldig gemacht und seinen gütigen Herrn frech hintergangen zu haben, seine bis jetzt von keiner unlautern Handlung befleckte Seele erschüttert und aus ihrem Gleichgewicht gehoben.

Er wollte allein sein.

Es hätte ihm jetzt sehr wehe gethan, gleichgültige Dinge reden oder eine freundliche Miene heucheln zu müssen.

In seinem Zimmerchen saß er an einem Tisch und verbarg das Antlitz in die Hände, welche auf der Platte der Tafel ruhten.

Verus folgte ihm nicht sogleich, denn er durchschaute, was in ihm vorging, und wußte, daß er ihm hier nicht entrinnen könne.

Einige Minuten blieb alles still in dem großen Gemache und in dem kleinen Zimmer. Dann hörte

der Prätor, wie die nach dem Gange hinführende Thür des letzteren schnell geöffnet wurde, und gleich darauf vernahm er des Bithyniers Ruf:

„Endlich, Mastor, hast Du Selene gesehen?"

Mit zwei langen, leisen Schritten näherte sich Verus sogleich der in den Nebenraum führenden Pforte und lauschte auf die Antwort des Sklaven, von der auch ein weniger scharfes Ohr als das des Prätors keine Silbe verloren haben würde.

„Wie sollt' ich sie gesehen haben?" fragte der Jazygier unwillig. „Sie ist ja immer noch leidend und liegt im Bette. Deinen Strauß gab ich dem verwachsenen Mädchen, das sie pflegt. Aber ich thue es nicht wieder, gewiß nicht, und wenn Du mir auch noch schöner schmeichelst als gestern, und mir alle Schätze des Kaisers versprichst. Was willst Du auch mit dem elenden, blassen, unschuldigen Dinge? Ich bin nur ein armer Sklave, aber das kann ich Dir sagen . . ."

Hier brach Mastor's Rede plötzlich ab, und Verus vermuthete richtig, daß Antinous sich seiner Anwesenheit im Zimmer des Kaisers erinnerte und dem Jazygier zu schweigen geboten habe.

Aber der Lauscher wußte genug.

Der Günstling hatte seinen Gebieter belogen, und der Selbstmord der Verwalterstochter war eine Erdichtung.

Wer hätte dem stillen Träumer solche Geistesgegenwart und eine so listige Erfindungsgabe zugetraut?

Des Prätors schönes Antlitz glänzte während

dieser Erwägungen vor Vergnügen, denn nun hielt er den Bithynier in der Hand. Er wußte auch schon, in welcher Weise er sein Anliegen vorzubringen habe.

Antinous selbst hatte ihm den rechten Weg gezeigt, als er mit einer Zärtlichkeit, deren Wärme nicht erheuchelt sein konnte, auf den Kaiser zugeeilt war, um ihm die Hand zu küssen.

Der Günstling liebte seinen Herrn, und an diese Liebe konnte Verus seine Aufforderung knüpfen, ohne sich selbst bloß zu stellen und im Fall eines Verraths des Kaisers strafende Hand fürchten zu müssen.

Mit fester Hand klopfte der Prätor an die Thür des Nebengemachs und trat dann sicher und selbstbewußt dem Bithynier entgegen, erklärte ihm, daß er mit ihm eine wichtige Angelegenheit zu besprechen habe, bat ihn, mit ihm in das Arbeitszimmer des Kaisers zu kommen, und sagte, sobald er sich mit ihm allein befand:

„Ich zähle Dich leider nicht zu meinen besonderen Freunden, aber wir theilen doch eine große Empfindung: wir lieben beide den Kaiser.“

„Ich liebe ihn sicher,“ entgegnete der Günstling.

„Nun wohl, so muß es Dir wie mir am Herzen liegen, ihn vor schweren Sorgen zu bewahren und zu verhindern, daß mächtige Befürchtungen den Flügelschlag seines großen und freien Geistes lähmen.“

„Ganz gewiß.“

„Ich wußte, daß ich in Dir einen Bundesgenossen finden würde. Sieh diese Rolle. Sie enthält Berechnungen und Aufzeichnungen des größten Astrologen

unserer Zeit, und aus ihnen geht hervor, daß in der kommenden Nacht, und zwar vom Ende der zweiten bis zum Anfange der vierten Morgenstunde die Sterne unserem Gebieter das furchtbarste Unheil verkünden werden. Hast Du mich verstanden?"

„Leider, ja."

„Später verschwinden die unseligen Zeichen. Wenn es nun gelingt, Hadrian nur während der dritten Stunde nach Mitternacht von der Beobachtung des Firmaments abzuhalten, so bewahrt man ihn vor marternder, das Leben verderbender Besorgniß. Wer weiß, ob die Sterne nicht lügen? Reden sie aber die Wahrheit, so wird das Unglück, wenn es thatsächlich eintritt, immer noch viel zu früh erscheinen. Stimmst Du mir bei?"

„Dein Vorschlag klingt wohl verständig. . . . Indessen meine ich . . ."

„Er ist verständig und weise," unterbrach der Prätor fest und entschieden den Jüngling. „An Dir wird es nun sein, Hadrian zu verhindern, daß er vom Abschluß der zweiten bis zum Anfang der vierten Stunde nach Mitternacht dem Lauf der Sterne folgt."

„An mir?" rief Antinous erschreckt.

„An Dir, denn Du bist der Einzige, der es vermag."

„Ich?" fragte der Bithynier in großer Unruhe. „Ich sollte den Kaiser bei seinen Beobachtungen stören?"

„Es ist Deine Pflicht!"

„Aber er läßt sich nicht in seinen Arbeiten unterbrechen, und wollt' ich's versuchen, so würde er mir übel die Wege weisen. Nein, nein, was Du verlangst, ist unmöglich."

„Es ist nicht nur möglich, sondern nothwendig."

„Das ist es doch wohl nicht," entgegnete Antinous und faßte mit der Hand nach der Stirn. „Höre nur! Hadrian weiß schon seit mehreren Tagen, daß ihn ein schweres Unglück bedroht. Ich hörte es aus seinem eigenen Munde. Wenn Du ihn kennst, so mußt Du auch wissen, daß er nach den Sternen aufschaut, nicht nur um sich an künftigem Glück zu erfreuen, sondern auch, um sich gegen das Unheil zu rüsten, welches ihn selbst oder das Reich bedroht. Was einen Schwächern tödten würde, dient seinem scharfen Geiste zur Waffe. Er kann alles ertragen, und ihn zu täuschen wäre ein Unrecht."

„Ihm Herz und Sinn verdüstern zu lassen, ein größeres," gab Verus zurück. „Denke auf Mittel, ihn eine Stunde lang von seinen Beobachtungen zu entfernen."

„Ich mag nicht, und wollt' ich es thun, so würde es doch zu nichts führen. Glaubst Du denn, daß er mir folgt, wenn ich ihn rufe?"

„Du kennst ihn. Ersinne etwas, das ihn sicher veranlaßt, von seiner Warte herniederzusteigen."

„Ich kann nichts erdenken oder erfinden."

„Nichts?" fragte Verus und trat dem Bithynier näher. „Du hast vorhin das Gegentheil schlagend bewiesen."

Antinous erblaßte, der Prätor aber fuhr fort:

„Als es galt, die schöne Selene vor den Lictoren zu retten, da ward sie von Deiner schnellen Erfindungsgabe in die See geschleudert.“

„Sie hat sich auch in das Meer gestürzt, so wahr mir die Götter . . .“

„Halt, halt,“ unterbrach ihn der Prätor, „nur keinen Meineid! Selene lebt, Du sendest ihr Sträuße, und wenn es mir gefallen sollte, Hadrian in das Haus der Wittwe des Pudens zu führen . . .“

„O — o —“ rief Antinous klagend und erfaßte die Hand des Römers. „Du wirst, Du kannst, o Verus, das wirst Du nicht thun.“

„Narr,“ lachte der Andere und schlug den geängstigten Jüngling leise auf die Schulter. „Was sollt' es mir frommen, Dich zu verderben? Mir liegt nur das Eine im Sinn, den Kaiser vor Kummer und Sorgen zu schützen. Beschäftige ihn während der ganzen dritten Stunde nach Mitternacht, und Du darfst auf meine Freundschaft zählen; aber wenn Du mir Deinen Beistand aus Furcht oder üblem Willen verweigerst, so verdienst Du nicht die Gunst Deines Gebieters, und dann wirst Du mich zwingen . . .“

„Nicht weiter, nicht weiter,“ unterbrach Antinous in großer Angst seinen Dränger.

„So gelobst Du mir also, meinen Wunsch zu erfüllen?“

„Ja, beim Herkules, ja, was Du verlangst, soll geschehen. Aber, ewige Götter, wie fang' ich es an, daß der Kaiser . . .“

„Das zu finden, junger Freund, überlaß ich Dir und Deiner Klugheit mit vollem Vertrauen.“

„Ich bin nicht klug, ich kann nichts ersinnen,“ stöhnte der Jüngling.

„Was Dir aus Furcht vor Deinem Gebieter glückte, das wird Dir aus Liebe zu ihm noch besser gelingen,“ gab der Prätor zurück. „Deine Aufgabe ist leicht; solltest Du aber dennoch nicht mit ihr zu Stande kommen, so werde ich es für meine Pflicht halten, Hadrian zu zeigen, wie gut Antinous für sich selbst und wie schlecht er für das Glück seines Herrn zu sorgen versteht. Auf morgen, schöner Freund! Wenn Du künftig Sträuße zu versenden hast, so stehen Dir meine Sklaven zu Dienste.“

Der Prätor verließ mit diesen Worten das Zimmer, Antinous aber blieb wie gebrochen zurück und preßte seine Stirn an die kalte Porphyrsäule am Fenster.

Was Verus von ihm verlangt hatte, schien ja nichts Böses zu sein, und doch war es nicht recht! Es war ein Verrath an dem edlen Herrn, den er wie einen Vater, wie einen weisen, gütigen Freund und Lehrer mit Inbrunst liebte, und vor dem er sich fürchtete, als wäre er ein Gott.

Verhängtes hinterlistig vor ihm zu verbergen, als wäre er kein Mann, sondern ein schwächlicher Weichling, war widersinnig, war schmählich und mußte einen Fehler von unbestimmter Tragweite in die weitsehenden Vorausbestimmungen seines Gebieters bringen.

Noch viele andere Gründe gegen des Prätors Ver-

langen drängten sich ihm auf, und bei jedem, der ihm neu in den Sinn kam, verwünschte er seinen langsamen Geist, der ihn immer erst dann das Rechte sehen und finden ließ, wenn es zu spät war.

Sein erster Betrug zog jetzt schon den zweiten nach sich.

Er zürnte sich selbst, er schlug mit der geballten Faust an seine Stirn und schluchzte mehrmals schmerzlich auf, obgleich er nicht weinte.

Mitten durch seine Selbstanklagen klang auch mit Schmeicheltönen der Ruf: „Es handelt sich ja nur darum, den Herrn vor Kummer zu schützen, und was man von Dir verlangt, ist nicht böse.“ So oft er dieser Stimme sein inneres Ohr lieh, begann er nachzugrübeln, in welcher Weise es möglich sein würde, den Kaiser zur angegebenen Zeit von der Warte in den Palast zu locken. Aber er fand keinen ausführbaren Gedanken.

„Es geht nicht, nein, es geht nicht,“ murmelte er vor sich hin, und dann fragte er sich, ob es nicht seine Pflicht sei, dem Prätor zu trotzen und Hadrian zu gestehen, daß er ihn an diesem Morgen betrogen habe.

Wenn nur das Fläschchen nicht gewesen wäre!

Konnte er denn bekennen, gerade diese Gabe seines Herrn leichtsinnig verschenkt zu haben? Nein, das fiel ihm zu schwer, das konnte ihm die Liebe seines Gebieters auf immer kosten. Und wenn er bei der halben Wahrheit beharrte und nur um einer Anklage des Prätors zuvorzukommen, eingestand, daß Selene

noch lebe, dann verfielen die Töchter des armen Keraunus, dann verfiel auch Selene, die er mit der Leidenschaft einer ersten, durch die großen Hindernisse, welche sich ihr in den Weg stellten, erhöhten Herzensneigung liebte, der Verfolgung und Schande.

Seine Schuld einzugestehen, war ihm unmöglich, völlig unmöglich.

Je länger er sann und sich quälte einen Ausweg zu finden, desto wirrer wurde sein Denken, desto ohnmächtiger seine Widerstandskraft.

Der Prätor hatte ihn mit Stricken und Banden umwunden, und jeder neue Versuch, sich ihnen zu entziehen, schnürte sie nur fester und unlöslicher um ihn zusammen.

Sein armer Kopf begann ihn zu schmerzen. Und wie unendlich lange blieb der Kaiser aus! Er fürchtete sich vor seiner Wiederkehr, und doch sehnte er sie herbei.

Als Hadrian endlich erschien und Mastor winkte, ihn von seinem Ornat zu befreien, drängte Antinous ihn zurück und verrichtete schweigend und voll Sorgfalt die Dienste des Sklaven.

Er fühlte sich unruhig und bekümmert, und doch zwang er sich, während der Mahlzeit, bei der er Hadrian gegenüber sitzen mußte, heiter zu erscheinen.

Als der Kaiser kurz vor Mitternacht aufbrach, um die Sternwarte am Nordende des Palastes zu ersteigen, und Antinous ihn bat, seine Instrumente tragen zu dürfen, strich Hadrian ihm über die Locken und sagte:

„Du bist doch mein lieber, treuer Gesell. Die

Jugend hat das Recht, zuweilen irre zu gehen, wenn sie nur nicht völlig den Weg vergißt, auf den sie gehört."

Antinous wurde bei diesen Worten das Herz weich, und er drückte heimlich seine Lippen auf eine Falte der Toga des ihm voranschreitenden Kaisers.

Es schien, als wollte er den Frevel, den er noch gar nicht begangen hatte, im Voraus gut zu machen versuchen.

Bis zum Ende der ersten Stunde nach Mitternacht leistete er, in seinen Mantel gehüllt, seinem Gebieter schweigend bei der Arbeit Gesellschaft. Der frische Nordwind, welcher die Nacht durchwehte, that seinem schmerzenden Kopfe wohl, und unablässig suchte er nach einem Vorwand, Hadrian von seiner Thätigkeit abzuziehen, aber vergebens.

Sein armes Gehirn war wie ein ausgetrockneter Brunnen. Eimer auf Eimer ließ er hinab, aber in keinem zeigte sich der Trank, dessen er bedurfte. Nichts, gar nichts wollte ihm einfallen, was ihn zum Ziele führen konnte.

Einmal faßte er sich ein Herz, trat dem Kaiser näher und sagte bittend:

„Geh' heute zeitiger hinunter, Herr, Du gönnst Dir wahrlich zu wenig Erholung und wirst Deiner Gesundheit schaden."

Hadrian ließ ihn reden und erwiederte freundlich:

„Ich schlafe am Morgen; wenn Du müde bist, so geh' nur zur Ruhe."

Aber Antinous blieb und schaute wie sein Herr

nach den Sternen. Er kannte wenige von den leuchtenden Wanderern bei Namen, aber einige von ihnen waren ihm lieb, besonders das Siebengestirn, welches ihm sein Vater gezeigt hatte, und das ihn nun an seine Heimat erinnerte. Wie war es dort so still und friedlich gewesen, und wie stürmisch klopfte jetzt sein beunruhigtes Herz!

„Geh' schlafen, die zweite Stunde beginnt schon," rief ihm der Kaiser zu.

„Schon?" fragte er; und als er bedachte, wie bald er bewirkt haben mußte, was Verus von ihm verlangt hatte, und dann wieder nach dem Himmel schaute, wollte es ihm scheinen, als hätten sich alle Sterne von der blauen Kuppel zu seinen Häupten gelöst und wimmelten zwischen dem Firmament und dem Meere in wirrem Hinundher bunt durcheinander.

Beunruhigt schloß er die Augen und wünschte seinem Gebieter gute Nacht, zündete eine Fackel an und stieg bei ihrem im Winde flackernden Lichte von der Warte herunter.

Pontius hatte dieses leichte Bauwerk für die nächtliche Thätigkeit des Kaisers errichtet. Es bestand aus Holz und Nilschlamm und erhob sich als hochragender Thurm auf der festen Quadergrundlage einer alten Warte, die, zwischen den niedrigen Vorrathspeichern des Palastes gelegen, eine freie Umschau nach allen Richtungen des Himmels gewährte.

Hadrian, der allein und ungestört das Firmament zu beobachten liebte, hatte auch, nachdem er sich den Alexandrinern zu erkennen gegeben, dieses Gebäude

der großen Sternwarte auf dem Serapeum vorgezogen, von der aus man einen noch weiteren Horizont überblickte.

Nachdem Antinous aus dem engeren, neuen in den weiteren, alten Thurm hinabgestiegen war, setzte er sich auf eine der unteren Stufen der Treppe nieder, um sich zu sammeln und sein laut klopfendes Herz ruhig werden zu lassen.

Sein unfruchtbares Grübeln begann von neuem.

Die Zeit verrann, zwischen der Gegenwart und der von ihm zu verrichtenden That lagen nur noch wenige Viertelstunden. Das sagte er sich, und sein träges Hirn regte sich kräftiger und gab ihm den Gedanken ein, sich krank zu stellen und den Kaiser an sein Lager zu rufen. Aber Hadrian war ja ein Arzt und mußte erkennen, daß er gesund sei; ließ er sich aber dennoch täuschen, dann war er, war Antinous ein Betrüger.

Dieser Gedanke erfüllte ihn mit Abscheu vor sich selbst und mit Grauen vor der Zukunft, und dennoch war er der einzige, der Hoffnung auf Erfolg gewährte. Auch als er, von innerer Unruhe getrieben, aufsprang und zwischen den Speichern hin und her lief, vermochte er keinen andern Anschlag zu finden.

Wie schnell verrannen die Minuten!

Die dritte Stunde nach Mitternacht mußte ganz nahe sein und es blieb ihm kaum noch Zeit, in den Palast zu eilen, sich auf sein Lager zu werfen und Mastor zu rufen.

Verwirrt vor Erregung und taumelnd wie ein Be-

rauschter, eilte er in den alten Thurm zurück, an dessen Wand er seine Fackel gelehnt hatte, und schaute zu den steinernen Stufen hinauf.

Da flog es ihm durch den Sinn, sie wiederum zu ersteigen und sich von ihnen herabzustürzen.

Was lag an ihm, an seinem elenden Leben!

Sein Fall, sein Schrei rief den Kaiser von der Warte hernieder, und daß er seinen blutenden Liebling nicht unverbunden, nicht ungepflegt liegen lassen würde, das wußte er, darauf durfte er zählen. Trat dann Hadrian an sein Lager, so schenkte er seine Sorge vielleicht einem Sterbenden, aber doch keinem Betrüger.

Zum Aeußersten entschlossen, zog er den Gürtel, der seinen Chiton über den Hüften umschloß, fester zusammen und trat noch einmal in's Freie, um zum Himmel empor nach der Stunde zu schauen. Da sah er die schmale Sichel des abnehmenden Mondes, desselben Mondes, der sich wachsend im Meere gespiegelt hatte, als er in's Wasser gestürzt war um Selene zu retten. Mit greifbarer Deutlichkeit trat das Bild der bleichen Jungfrau vor seine Seele. Es war ihm, als hielte er sie wieder in seinen Armen, als sähe er sie vor sich auf ihrem Lager liegen, als dürfte er zum andern Mal ihre kühle Stirn mit seinen Lippen berühren. Dann schwand das Gesicht, aber an seine Stelle trat brennende Sehnsucht nach ihr, und er sagte sich, daß er nicht sterben könne, nicht aus dem Leben scheiden wolle, ohne sie noch einmal wiedergesehen zu haben.

Unschlüssig schaute er sich um.

Vor ihm lag der größte unter den der Warte benachbarten Speichern.

Mit der Fackel in der Hand ging er an seinem geöffneten Thor vorüber. In dem weiten Raume seines Innern lagen die Kisten und Kasten, das Werg, der Flachssamen, das Stroh und die Matten, welche die Geräthe und Kunstwerke umhüllt hatten, mit denen der Palast neu ausgestattet worden war. Das wußte er, und als er nun wieder nach den Sternen schaute und sah, daß die zweite Stunde nach Mitternacht sich ihrem äußersten Ende nahte, da blitzte ein furchtbarer Gedanke in ihm auf, und ohne zu überlegen, ohne nach den Folgen zu fragen, warf er die Fackel in das offene, bis an das Dach mit Brennstoff erfüllte Gebäude und beobachtete regungslos und mit gekreuzten Armen die sich rasch ausbreitende Flamme, den aufsteigenden Rauch, das Ringen und die stille, ungleichartige, wirbelnde Vermengung des schwarzen Qualms mit dem glühenden Licht, den Sieg des Feuers und sein züngelndes Lodern durch jede Oeffnung des Speichers.

Schon glimmte das mit Palmenstämmen und Schilf gedeckte Dach, als Antinous mit dem lauten Rufe „Feuer, Feuer! Es brennt!“ in den nur wenige Schritte von den Speichern entfernten Thurm und die Stufen hinaufstürzte, welche zu der Warte des kaiserlichen Sternsehers führten.

Vierzehntes Kapitel.

Das Festmahl, welches Verus zur Vorfeier seines Geburtstages gab, schien sich beim Beginn der dritten Nachtstunde noch lange nicht seinem Ende nähern zu wollen.

Außer den vornehmen und gelehrten Römern, die dem Kaiser nach Alexandria gefolgt waren, hatten sich die angesehensten und berühmtesten Alexandriner bei dem Prätor eingefunden.

Das glänzende Mahl war längst zu Ende, aber Mischkrug auf Mischkrug wurde noch immer gefüllt und geleert.

Verus selbst war von seinen Gästen einstimmig zum König und Leiter des Gelages ernannt worden. Reich bekränzt lag er in dem nach seiner eigenen Erfindung aus vier Polstern zusammengesetzten Lager auf Rosenblättern. Ein Vorhang von Flor schützte ihn gegen die Mücken und Fliegen, und ein aus Lilienstengeln und Blüten leicht zusammengewobener Teppich bedeckte seine Füße und hauchte ihm und der

schönen Sängerin, die neben ihm saß, süßen Duft entgegen.

Reizende Knaben, als Amoretten aufgeputzt, waren der Winke des „falschen Eros“ gewärtig.

Wie er so träg in den weichen Polstern ruhte!

Und doch waren seine Augen überall, hatte er es bei der Anordnung seines Festes wahrlich nicht an Nachdenken fehlen lassen, bot er bei der Leitung desselben alle ihm innewohnende Umsicht auf.

Wie bei den Gastmählern, die Hadrian in Rom zu veranstalten pflegte, waren zuerst kurze Abschnitte aus neuen Abhandlungen und Dichtungen von ihren Verfassern vorgetragen worden, dann kam eine heitere Komödie zur Aufführung, dann hatte Glycera, die berühmteste Sängerin der Stadt, einen Dithyrambus mit glockenheller Stimme zur Harfe gesungen und der Virtuos Alexander ein Stück auf dem Trigonon vorgetragen. Endlich stürmte ein Chor von Tänzerinnen in's Zimmer und wiegte und schwang sich beim Klang des Tambourins und der Doppelflöten.

Jeder neuen Leistung folgte lauterer Beifall. Mit jedem neuen Mischkrug zog ein neuer Strom von Heiterkeit in die offene Decke, durch welche der Duft der Blumen und der auf schönen Altären verbrannten Essenzen einen Ausweg fand.

Schon schwamm auf dem harten Estrich des Saales der den Göttern gespendete Wein in großen Lachen, Geschrei übertönte die Musik und den Gesang, — das heitere Fest wurde zur Orgie.

Verus feuerte die Stillen und Müßigen zu willi-

gerer Hingabe an das Vergnügen an und ermunterte die in übermüthiger Ausgelassenheit Tobenden zu immer zügelloserem Treiben. Dabei that er Jedem Bescheid, der ihm zutrank, wußte er die Sängerin an seiner Seite heiter zu unterhalten, warf er in stille Gruppen ein zündendes Scherzwort und zeigte den Gelehrten, welche in seiner Nähe auf Polstern ausgestreckt lagen, daß er, sobald es anging, an ihren Gesprächen Antheil nehme.

Alexandria, die Vereinigungsstätte der Wissenschaften des Abend- und Morgenlandes, hatte andere Feste gesehen als dieß rohe Gelage!

Ein gutes ernstes Gespräch würzte auch heute noch das gemeinsame Mahl der zum Museum gehörenden Kreise, aber die sinnlose Ueppigkeit Roms hatte ihren Weg in die Häuser der Reichen gefunden und selbst die edelsten Errungenschaften des menschlichen Geistes wurden unversehens in Genußmittel verwandelt. Man war Philosoph, um schlagfertig zu sein, um überall mitreden zu können, und beim Gastmahl wurde eine gut erzählte Anekdote höher willkommen geheißen, als ein tiefer, zum Nachdenken anregender Gedanke, der feine Gegenreden erweckte.

Welch ein Lärm, welch ein Gekreisch durchtobte den Saal in der zweiten Stunde nach Mitternacht! Wie wurde die Lunge von übermächtigen Düften beklemmt, wie widrige Auftritte verletzten das Auge, wie schamlos wurde die Sitte mit Füßen getreten! Das giftige Wehen der entfesselten Lüste warf das schöne Maßhalten des griechischen Wesens über den

Haufen, und aus dem Weindunst, der dieses Chaos von rasenden Schlemmern umhüllte, stieg der bleiche Geist der Ernüchterung langsam auf und schielte nach Opfern für den kommenden Morgen.

Der Kreis von Polstern, auf denen Florus, Favorinus und ihre alexandrinischen Freunde ruhten, erschien wie eine Insel in dem brandenden Meer der Orgie. Auch hier war den Bechern wacker zugesprochen worden, und Florus redete schon mit lallender Zunge, aber das Gespräch hatte dennoch die Herrschaft behauptet.

Der Kaiser war vor zwei Tagen in das Museum gekommen und hatte dort mit den hervorragendsten Gelehrten vor dem versammelten Kreis ihrer Schüler wissenschaftliche Gespräche geführt.

Zuletzt hatte sich eine förmliche Disputation entsponnen.

Bewunderungswürdig war die schneidige dialektische Schärfe gewesen, mit welcher Hadrian es verstanden, in reinem, attischem Griechisch seine Gegner in die Enge zu treiben.

Mit dem Versprechen, sich seinen Opponenten nächstens wieder zu stellen, hatte der Herrscher die berühmte Anstalt verlassen.

Die Philosophen Pankrates und Dionysius, sowie der völlig nüchterne Apollonius berichteten über die einzelnen Wendungen dieses bemerkenswerthen Kampfes des Geistes, und rühmten das wunderbare Gedächtniß und die schlagfertige Zunge des Imperators.

„Und ihr habt ihn nicht einmal in seiner besten Stunde gesehen!“ rief der gallische Sophist und Rhe-

tor Favorinus. „Er hat ein Unglück verheißendes Orakel erhalten und die Sterne scheinen den Spruch zu bestätigen. Das verdirbt ihm die Stimmung. Unter uns gesagt, kenne ich Einige, die ihm in der Dialektik überlegen sind, aber in seinen heiteren Stunden ist er unwiderstehlich, ja unwiderstehlich. Seit wir wieder versöhnt sind, ist er gegen mich wie mein Bruder. Ich vertheidige ihn gegen Jedermann, denn ich sagte es ja, Hadrian ist mein Bruder."

Der Gallier sah sich bei diesen Worten mit glühenden Augen herausfordernd um. Er wurde bleich beim Trinken, empfindlich, ruhmredig und sehr gesprächig.

„Gewiß bist Du im Recht," entgegnete ihm Apollonius. „Aber es wollte uns scheinen, als würde er bitter im Streite. Seine Augen sind mehr düster als heiter."

„Er ist mein Bruder," entgegnete Favorinus, „und was seine Augen angeht, so habe ich sie, beim Herkules, wie helle Sonnen und lustig flackernde Sterne leuchten sehen! Und sein Mund! Ich kenne ihn! Er ist mein Bruder, und ich wette, daß, während er sich herabließ, mit euch — es ist zu komisch — mit euch zu disputiren, an jedem Winkel seines Mundes ein Schalk gelacht hat, so — seht nur her — so gelacht hat!"

„Ich wiederhole es, er erschien uns mehr düster als heiter," gab Apollonius verdrossen zurück, und Pankrates fügte hinzu:

„Wenn er in der That zu scherzen versteht, so ließ er es uns wahrlich nicht merken."

„Nichts für ungut,“ lachte der Gallier, „ihr kennt ihn eben nicht, aber ich, ich bin sein Freund und darf überall sein, wo er ist. Wartet nur, ich werde euch ein paar Geschichten von ihm erzählen. Wenn ich wollte, so könnte ich euch sein Inneres beschreiben, als läg' es da auf der Fläche des Weines in meinem Becher. Einmal also besichtigte er in Rom die neu ausgeschmückten Bäder des Agrippa und sah im Apodyterium*) einen alten Mann, einen Veteranen, der irgendwo mit ihm gekämpft hatte. Mein Gedächtniß wird viel bewundert, aber das seine gibt ihm nichts nach. Natürlich erkennt Hadrian den Mann und tritt auf ihn zu. Scaurus hieß der Alte, — ja, ja, Scaurus. Der bemerkte nun den Cäsar nicht gleich, denn seine Narben brannten ihn nach dem Bade und er scheuerte den Rücken an dem rauhen Stein eines Pfeilers. Da fragte Hadrian den Graukopf: ‚Warum kratzest Du Dich, Freund?‘ Und Scaurus erwiederte, ohne sich umzusehen, und weil er die Stimme des Imperators nicht gleich erkannte, kurz angebunden: ‚Weil ich keinen Sklaven habe, um das zu besorgen.‘ Da hättet ihr den Kaiser lachen hören sollen! Freigebig wie er zuweilen ist — ich sage zuweilen — schenkte er Scaurus gleich ein hübsches Sümmchen und zwei tüchtige Sklaven. Diese Geschichte verbreitete sich schnell, und als der Mann, von dem ihr glaubt, er könne nicht scherzen, nach einiger Zeit wieder in's Bad kam, da stellten sich ihm sofort zwei

*) Das Auskleidezimmer des Bades.

Soldaten in den Weg, schabten ihren Rücken an der Wand wie Scaurus und riefen ihm zu: ‚Großer Cäsar, wir haben keine Sklaven!‘ — ‚Kratzt euch einander!‘ gab er zurück und ließ die Soldaten sich weiter schaben.“

„Vortrefflich!“ lachte Dionysius.

„Nun aber noch eine wahre Geschichte,“ fiel ihm der redselige Gallier in's Wort. „Einmal wurde Hadrian von einem Mann mit weißen Haaren angebettelt. Der Kerl war ein Lump, ein Parasit, der von einer Tafel zur andern herumzog und sich aus fremden Beuteln und Schüsseln mästete. Der Kaiser kennt seine Leute und wies ihn ab. Der Schmarotzer ließ nun, um nicht wieder erkannt zu werden, seine Locken färben und versuchte zum zweiten Male beim Kaiser sein Heil. Aber Hadrian's Augen sind gut. Er wies ihn zur Thür hinaus und sagte dabei mit der ernstesten Miene: ‚Ich habe neulich schon Deinem Vater abgeschlagen ihm etwas zu geben.‘ Hundert ähnliche Scherze gehen in Rom von Mund zu Mund, und wenn ihr wollt, so gebe ich euch noch ein Dutzend zum Besten.“

„Erzähle nur, heraus mit Deinen Geschichten. Es sind mir lauter alte Bekannte,“ lallte Florus. „Wenn Favorinus schwatzt, so können wir trinken.“

Der Gallier schaute verächtlich auf den Römer und entgegnete ihm schnell:

„Für Trunkene sind meine Reden zu gut.“

Florus besann sich auf eine Antwort, aber ehe er sie gefunden, stürzte der Leibsklave des Prätors in den Festsaal und rief:

„Es brennt auf der Lochias im Palaste des Kaisers.“

Verus stieß seine Liliendecke mit dem Fuß auf den Boden, riß das ihn schützende Netz entzwei und rief dem athemlosen Diener zu:

„Den Wagen, sogleich den Wagen! Auf Wiedersehen an einem andern Abend, meine Freunde, habt Dank für die Ehre, die ihr mir erwiesen; ich muß auf die Lochias.“

Zugleich mit Verus, der ohne sich mit dem Pallium zu bedecken, schnell aus der Halle verschwand und glühend, wie er war, in die kühle Nacht hinausstürzte, war der größte Theil seiner Gäste aufgesprungen, um in's Freie zu eilen, das Feuer zu sehen und Neues zu hören. Nur sehr Wenige begaben sich auf die Brandstätte, um den löschenden Bürgern zu helfen.

Viele stark berauschte Zecher blieben auf den Lagern liegen.

Als Favorinus und die Alexandriner sich von ihren Polstern erhoben, rief Florus:

„Mich bringt kein Gott von hier fort, und wenn auch das ganze Haus herunterbrennt und Alexandria und Rom und meinetwegen sämmtliche Nester und Länder auf Erden. Alles soll verbrennen! Größer und vollkommener als unter den Kaisern kann das römische Reich doch nicht werden! Es mag abbrennen wie ein Strohhaufen, mir kann es recht sein, ich bleibe hier liegen und trinke.“

Unentwirrbar erschien das Gewühl auf dem Schauplatz des unterbrochenen Festes, während Verus zu Sabina eilte, um sie von dem Geschehenen zu unterrichten.

Balbilla hatte das Feuer zuerst bemerkt, und zwar bei seiner Entstehung, als sie nach fleißiger Nachtarbeit vor dem Zubettgehen das Meer überschaute. Sie war sogleich in's Freie geeilt, hatte Feuer gerufen und suchte nun einen Kämmerer, um Sabina wecken zu lassen.

Die ganze Lochias strahlte in purpurner und goldner Glut. Sie bildete den Kern eines weit ausgebreiteten Lichtscheins von zarterem Roth, dessen Umfang und Helligkeit bald geringer und bald darauf wieder größer erschien.

Verus traf die Dichterin bei der aus dem Garten in die Gemächer der Kaiserin führenden Pforte. Er bewillkommnete sie dießmal nicht mit seinem gewöhnlichen Gruße, sondern fragte schnell:

„Ist Sabina benachrichtigt?"

„Ich glaube noch nicht!"

„So laß sie wecken. Grüße sie von mir. Ich muß auf die Lochias."

„Wir kommen Dir nach."

„Bleibt hier; ihr seid dort im Wege."

„Ich nehme nur wenig Raum ein und komme. Welch ein herrliches Schauspiel!"

„Ewige Götter, da schlägt auch unter dem Palaste beim Hafen der Könige eine Flamme auf. Wo die Wagen nur bleiben!"

„Nimm mich mit!"

„Nein, Du sollst die Kaiserin wecken."

„Und Lucilla?"

„Ihr Frauen bleibt wo ihr seid."

„Ich für meinen Theil gewiß nicht. Der Kaiser wird doch nicht in Gefahr sein?“

„Kaum, die alten Quadern können nicht brennen.“

„Sieh nur wie köstlich! der Himmel wird zu einem purpurnen Zelte. Ich bitte Dich, Verus, erlaube mir Dich zu begleiten.“

„Nein, Schönste! da drüben sind Männer vonnöthen!“

„Wie unfreundlich Du bist!“

„Endlich! da kommt der Wagen! Ihr Frauen bleibt hier. Hast Du mich verstanden?“

„Ich lasse mir nichts befehlen und geh' auf die Lochias.“

„Um Antinous in den Flammen zu sehen. Solch ein Schauspiel gibt es nicht täglich,“ rief Verus spöttisch, während er in den Wagen sprang und die Zügel selbst in die Hand nahm.

Balbilla stampfte unwillig mit dem Fuß.

Sie ging in die Gemächer Sabina's und beschloß nun ganz gewiß die Brandstätte aufzusuchen.

Die Kaiserin ließ sich vor Niemanden sehen, bevor sie völlig angekleidet war, auch nicht vor Balbilla. Eine Zofe theilte dieser mit, daß Sabina wohl aufstehen werde, ihrer Gesundheit aber nicht zumuthen dürfe sich in die Nacht hinauszuwagen.

Die Dichterin suchte nun Lucilla auf und bat sie mit ihr auf die Lochias zu fahren. Diese zeigte sich sogleich bereit; als sie aber hörte, daß ihr Gatte gewünscht habe, die Frauen möchten im Cäsareum bleiben, erklärte sie ihm Gehorsam zu schulden, und

suchte auch ihre Freundin zurückzuhalten. Aber der trotzige Lockenkopf war fest entschlossen, gerade weil Verus es ihr verboten, und noch dazu mit höhnischen Worten verboten hatte, ihren Willen durchzusetzen.

Nach einem kurzen Wortwechsel mit ihrer Freundin verließ sie Lucilla, suchte ihre Gesellschafterin auf, eröffnete ihr, was sie vorhatte, machte Frau Claudia's Widerspruch durch einen sehr entschiedenen Befehl zu Schanden, gebot in eigener Person dem Hausverwalter, einen Wagen anspannen zu lassen, und gelangte anderthalb Stunden später als Verus zu dem gefährdeten Palast.

Eine unabsehbare, vielköpfige Volksmenge umlagerte die schmale Landseite der Lochias und den Hafen zu ihren Füßen, in dem einige Magazine und Schiffswerften in Flammen standen.

Zahllose Boote umschwärmten die Landzunge.

Mit großem Geschrei und dem Aufgebot von unzähligen Menschenkräften versuchte man es, die großen Schiffe, welche an der Rhede des königlichen Hafens vor Anker gegangen waren, flott zu machen und in Sicherheit zu bringen. Hell, und doch mit einem röthlicheren und unruhigeren Lichte, als das des Tages, war alles weit und breit erleuchtet. Die Nordostbrise wehte in das Feuer, erschwerte die Arbeit der löschenden Männer und trieb Flammen aus allem was glühte. Jeder brennende Speicher hatte sich in eine riesige Fackel verwandelt und erhellte weithin das Dunkel der Nacht. Röthlich angehaucht war der weiße Marmor des höchsten aller Leuchtthürme auf

der Insel Pharus, aber das weithin sichtbare Feuer auf seiner Spitze erschien bleich und glanzlos. Die dunklen Körper der großen Schiffe und die Schaaren der Boote in weiterer Ferne waren mit feurigem Schimmer umzogen, und das ruhende Meer in der Nähe des Ufers diente dem Glanz, der die ganze Lochiasgegend umhüllte, zum Spiegel.

Balbilla wurde nicht müde, dieß rege Wettspiel der glänzendsten Farben untereinander und des sattesten Lichtes mit dem tiefsten Schatten zu bewundern. Und sie hatte Zeit, das wundervolle Gemälde vor ihren Augen zu betrachten, denn ihr Wagen kam nur langsam vorwärts, und da, wo die Straße von dem königlichen Hafen zum Palaste hinaufführte, traten ihr Lictoren in den Weg und erklärten entschieden, ein weiteres Vordringen wäre unmöglich.

Die vom Glanz des Feuers und von der sie umdrängenden Menge beunruhigten Rosse waren kaum mehr zu bändigen, stiegen und schlugen dann wieder an den Kasten des Wagens. Ihr Lenker erklärte für nichts mehr einstehen zu können.

Das zum Retten herbeigeeilte Volk begann auf die müßigen Weiber zu schmälen, die lieber beim Webstuhl bleiben als den Bürgern den Weg versperren sollten.

„Am Tage gibt es Zeit genug zum Spazierenfahren," rief ein Bürger, und ein anderer: „Wenn der da oben ein Funken in die Locken fliegt, so kommt ein Waldbrand zum Ausbruch."

Die Lage der Dichterin gestaltete sich von Minute

zu Minute unerträglicher und sie befahl dem Rosselenker umzukehren. Aber dieß war in der von Menschen wimmelnden Straße schwerer gethan als befohlen. Das eine Roß sprengte den Riemen, welcher das auf seinem Widerrist ruhende Joch mit der Deichsel verband, sprang zur Seite und bedrängte die Menge, welche laut zu schelten und zu kreischen begann.

Balbilla wollte von dem Wagen springen, aber Frau Claudia klammerte sich fest an sie an und beschwor sie, sie nicht mitten im Verderben im Stich zu lassen.

Die verzogene Patriziertochter war nicht furchtsam, aber sie hätte dießmal doch viel gegeben, wenn sie Verus gefolgt wäre. Anfänglich dachte sie noch: „Ein hübsches Abenteuer; aber es wird doch erst recht schön sein, wenn es vorbei ist," später aber verlor ihr Wagstück jede Spur eines Reizes, und Reue, es unternommen zu haben, stellte sich ein. Das Weinen war ihr schon weit näher als das Lachen, als hinter ihr eine tiefe Männerstimme mit befehlshaberischer Entschiedenheit rief:

„Platz da für die Pumpen! Was den Weg versperrt, werft auf die Seite!"

Diese schrecklichen Worte veranlaßten Frau Claudia, in die Kniee zu sinken, aber dem gelähmten Muthe Balbilla's wuchsen neue Flügel, als sie sie hörte.

Sie hatte die Stimme des Baumeisters Pontius erkannt.

Jetzt hielt er hoch zu Rosse dicht hinter ihrem Wagen.

Er war also der Reiter gewesen, welcher vom Meer aus hinauf zu den höher gelegenen brennenden Speichern, hinunter an die See und dann bald hierhin, bald dorthin gesprengt war.

Sie wandte sich voll zu ihm um und rief seinen Namen.

Er erkannte sie, versuchte sein vorwärts strebendes Roß zum Stehen zu bringen, schüttelte lächelnd den Kopf, als wollte er sagen: „Sie ist ein Tollkopf, der tüchtige Schelte verdient; aber wer könnte ihr zürnen?“ und befahl dann gerade so, als wäre sie eine Sache, ein Waarenballen oder dergleichen und nicht die vornehme Erbin, den ihn begleitenden Sicherheitswächtern:

„Spannt die Rosse aus, wir können sie zum Wasserführen gebrauchen!“ — „Helft den Frauen vom Wagen!“ — „Nehmt sie in eure Mitte, Nonnus und Lucanus!“ — „Stoßt jetzt das Fuhrwerk dort in die Büsche!“ — „Platz da vorn, Platz für unsere Geräthe!“

Jeder dieser Befehle wurde so schnell befolgt, als habe ein Feldherr sie seinen wohlgeschulten Soldaten ertheilt.

Nachdem die Pumpen sich in Bewegung gesetzt hatten, ritt Pontius dicht an Balbilla heran und sagte:

„Der Kaiser ist wohlbehalten. Was Dich betrifft, so wünschest Du den Gang des Feuers aus der Nähe zu sehen, und in der That, die Farben da drüben sind herrlich. Euch zum Cäsareum zurückzuführen fehlt mir die Zeit. Folgt mir nun. Dort drüben in dem steinernen Haus des Hafenwächters seid ihr

geborgen und könnt vom Dach aus die Lochias und die ganze Halbinsel überblicken. Du wirst eine seltene Augenweide haben, edle Balbilla; aber ich bitte Dich dabei nicht zu vergessen, wie vieler Tage redliche Arbeit, wie reiche Güter, wie viel mit saurem Fleiß erworbener Besitz in dieser Stunde verloren gehen. Was Dich ergötzen soll, wird Vielen bittere Thränen kosten; hoffen wir darum beide, daß dieses herrliche Schauspiel jetzt seinen Glanzpunkt erreicht hat und bald beendigt sein wird."

„Das hoff' ich, und hoff' es von Herzen," rief das Mädchen.

„Ich wußt' es! Sobald es thunlich sein wird, sehe ich nach euch. Ihr, Nonnus und Lucanus, führt diese hohen Frauen bei dem Hafenwächter ein. Sagt ihm, sie wären der Kaiserin nächste Freundinnen. — Wo fahren die Pumpen nur hin! Auf Wiedersehen, Balbilla!" Bei diesen Worten gab der Baumeister seinem Pferde die Zügel frei und brach sich Bahn durch die Menge.

Eine Viertelstunde später stand das Mädchen auf dem Dach eines steinernen Häuschens. Frau Claudia war ganz erschöpft und keines Wortes mächtig in der dumpfen Stube des Hafenwächters auf einem roh gezimmerten Sessel von Holz sitzen geblieben.

Die junge Römerin schaute jetzt das Feuer mit andern Augen an als vorhin. Pontius hatte sie gelehrt gegen die Flammen Partei zu nehmen, die ihr noch vor Kurzem, wenn sie recht hoch und kräftig zum Himmel auflohten, Freude bereitet hatten.

Sie regten sich noch mächtig genug, als sie das Dach erstiegen hatte; bald aber schien es ihnen schwer und immer schwerer zu fallen, sich gegen den schwarzen Rauch, der aus den Brandstätten aufquoll, zu behaupten.

Balbilla hatte nach dem Baumeister ausgeschaut und ihn auch bald gefunden, denn der Mann zu Pferd überragte die Menge.

Bald hielt er bei diesem, bald bei jenem brennenden Speicher; einmal verlor sie ihn auf eine Stunde ganz aus den Augen, denn er war auf der Lochias gewesen. Dann erschien er wieder, und überall wo er eine Zeit lang verweilte, legte sich die Wuth des entfesselten Elements.

Ohne daß sie es wahrgenommen, hatte der Wind sich völlig gedreht, und dann war die Luft still und wärmer geworden.

Dieser Umstand kam den löschenden Bürgern zugute, Balbilla aber schrieb es allein der Umsicht ihres kräftigen Freundes zu, daß das Feuer an vielen Stellen abnahm und an anderen völlig erlosch.

Einmal sah sie, wie er ein Gebäude abreißen ließ, das einen brennenden Speicher von einigen verschont gebliebenen Vorrathshäusern trennte, und sie durchschaute den Grund dieser Anordnung. Er schnitt den Flammen den Weg ab.

Ein anderes Mal sah sie ihn, wie er auf einem Hügel hielt. Dicht vor ihm stand ein Magazin, in dem Taue und Tonnen mit Harz und Theer aufbewahrt wurden, in hellen Flammen. Er kehrte ihr sein volles

Antlitz zu und deutete mit ruhigen Handbewegungen bald hierhin, bald dorthin.

Seine Gestalt und sein Pferd, welches sich unruhig unter ihm hob, waren von glühend rothem Lichte umgeben. Ein herrliches Bild. Sie bebte für ihn, sie bewunderte diesen unerschrockenen, thatkräftigen, festen Mann, und als ein brennender Balken dicht vor ihm niederstürzte und er sein scheues Roß, welches sich mit ihm im Kreise zu drehen begann, endlich zwang, sich seiner Leitung zu fügen, kam ihr des Prätors Vorwurf in den Sinn, daß sie bei ihrem Vorhaben, auf die Lochias zu fahren, beharre, um sich an dem Anblick eines Antinous in den Flammen zu weiden.

Sie sah hier ein würdigeres Schauspiel und dennoch stellte sich vor ihre lebhafte Phantasie, welche oft, und zuweilen auch gegen ihren Willen, gestaltenlosen Gedanken Formen gab, das Bild des schönen Jünglings von dem glühenden Schein umflossen, der immer noch den Horizont bemalte.

Stunde auf Stunde verging, die Arbeiten der löschenden Tausende wurden von immer deutlicherem Erfolg gekrönt, ein Brand nach dem andern ward, wenn nicht völlig erstickt, so doch gedämpft, von der Lochias stieg statt der Flammen nur noch schwärzlicher, mit Funken vermischter Rauch in die Höhe, und Pontius kam immer noch nicht, um nach ihr zu sehen.

Sie sah keine Sterne, denn der Himmel hatte sich mit Wolken bezogen, aber der Beginn des neuen Tages konnte nicht fern sein.

Sie fror, und das lange Ausbleiben ihres Freundes begann sie zu verdrießen.

Als es auch mit großen Tropfen zu regnen anfing, stieg sie die auf das Dach führende Leiter hinunter und setzte sich in dem Gemach des Hafenaufsehers zu dem Feuer, neben dem ihre Begleiterin entschlummert war.

Wohl eine halbe Stunde hatte sie träumend in die wärmende Glut geschaut, als sie Hufschlag vernahm und Pontius erschien. Sein Antlitz war geschwärzt, seine tiefe Stimme heiser vom stundenlangen Befehlertheilen.

Balbilla vergaß, als sie ihn sah, ihren Verdruß, begrüßte ihn freundlich und erzählte ihm, daß sie jede seiner Bewegungen beobachtet habe; aber das lebhafte und schnell begeisterte Mädchen brachte jetzt nur mit Mühe einige Worte über die Lippen, welche dem Beifall, den seine Handlungsweise so lebhaft in ihr erregt hatte, Ausdruck verliehen.

Sie hörte ihm an, daß sein Mund wie ausgedorrt war und seine Kehle nach einem Trunk lechzen mußte, und sie, die sich sonst jede einzelne Nadel, die sie bedurfte, von Sklaven reichen ließ, und der das Schicksal Niemand geschenkt hatte, gegen den sie sich gern dienstlich erwies, schöpfte mit eigener Hand aus dem großen, in einer Ecke des Gemaches aufgestellten Thonkrug eine Schale voll Wasser und reichte sie ihm mit der Bitte, zu trinken.

Er schlürfte das erfrischende Naß begierig ein und als das kleine Gefäß leer war, nahm Balbilla es ihm

schweigend aus der Hand, füllte es und reichte es ihm wieder.

Frau Claudia, welche beim Eintritt des Baumeisters erwacht war, schaute dem unerhörten Thun ihrer Pflegebefohlenen erstaunt und kopfschüttelnd zu. Als Pontius auch die dritte Schale, welche Balbilla ihm reichte, geleert hatte, sagte er tief aufathmend:

„Das war ein Trunk! einen bessern hab' ich zeitlebens noch nicht gekostet.“

„Trübes Wasser aus einem schlechten irdenen Becher,“ entgegnete das Mädchen.

„Und es hat doch besser gemundet als Wein von Byblus aus einem goldenen Pokale.“

„Du hast die Erquickung redlich verdient und der Durst würzt auch den bescheidensten Trank.“

„Du vergißt die Hand, die ihn reichte,“ gab der Baumeister mit Wärme zurück.

Balbilla erröthete und schaute verwirrt zu Boden, aber nur während eines Augenblicks; dann erhob sie das Antlitz wieder und sagte so heiter und sorglos wie immer:

„Jetzt hat man Dich also köstlich getränkt, und nun das geschehen ist, wirst Du Dich nach Hause begeben und den Essenkehrer wieder in den großen Baumeister verwandeln. Ehe dieß vor sich geht, bitt' ich Dich aber uns zu erzählen, welcher Gott Dich zur rechten Zeit von Pelusium hieher geführt hat, wie das Feuer entstanden ist und wie es in dem Palast auf der Lochias aussieht.“

„Meine Zeit ist kurz,“ entgegnete Pontius und

berichtete dann schnell, daß er, nachdem er in Pelusium seine Vorarbeiten beendet, mit der kaiserlichen Post nach Alexandria zurückgekehrt wäre. Als er bei den Postställen aus dem Wagen gestiegen, habe er den Feuerschein über dem Meere bemerkt und gleich darauf durch einen Sklaven erfahren, daß es auf der Lochias brenne. An Pferden sei auf der Poststation Ueberfluß gewesen. Er hätte sich ein tüchtiges ausgewählt und wäre, bevor das Gedränge begonnen, in den Palast gelangt. Wie das Feuer ausgekommen sei, müßte bis jetzt dahingestellt bleiben.

„Der Kaiser," sagte er, „beobachtete gerade den Himmel, als der Brand in einem Speicher neben der Warte ausbrach. Antinous bemerkte das Unheil zuerst, schrie ‚Feuer!' und warnte seinen Gebieter. Ich fand Hadrian in großer Erregung. Er trug mir auf, die Leitung der Rettungsarbeiten zu übernehmen. Auf der Lochias hat Verus mir beigestanden und zwar mit solcher Verwegenheit und Tüchtigkeit, daß ich ihm Manches abzubitten habe. Den Kaiser selbst hielt sein Liebling in dem Palaste zurück, denn der arme Bursch hat sich beide Hände verbrannt."

„Ach!" rief Balbilla mit lebhaftem Bedauern, „wie ist das nur geschehen?"

„Als Hadrian und Antinous zum ersten Mal von der Warte stiegen, hatten sie so viel Instrumente und Papiere, wie sie zu tragen vermochten, mit sich genommen. Unten bemerkte der Kaiser, daß Tafeln mit wichtigen Aufzeichnungen oben liegen geblieben wären, und sprach sein Bedauern darüber aus. In-

dessen hatte das Feuer bereits den leicht gebauten neuen Thurm ergriffen und es schien unmöglich, noch einmal in ihn einzudringen. Aber der bithynische Träumer kann auch aus seinem Schlummer erwachen, und während der Kaiser den brennenden Flachsbüschen, die der Wind in den Hafen entführte, mit Besorgniß nachsah, stürzte sich der verwegene Gesell in das brennende Gebäude, warf die Tafeln von der Spitze der Warte nieder und eilte dann die Treppe hinunter. Seine kühne That würde übrigens dem armen Schelm doch noch das Leben gekostet haben, wenn der Sklave Mastor, der inzwischen herbeigeeilt war, Antinous nicht von den Steinstufen des alten Bauwerks, auf dem der neue Thurm steht, in's Freie getragen hätte. Er war an ihrem oberen Ende halb erstickt und ohnmächtig zusammengesunken."

„Aber er lebt, der herrliche, den Göttern ähnliche Jüngling, und er ist außer Gefahr!" rief Balbilla im Tone großer Besorgniß.

„Er befindet sich wohl. Nur an den Händen hat er, wie gesagt, Brandwunden davongetragen und sein Haar ist etwas versengt; aber das wächst ja wieder."

„Die weichen, anmuthigen Locken!" rief Balbilla. „Laß uns nach Hause gehen, Claudia. Der Gärtner soll uns einen prächtigen Rosenstrauß schneiden und den schicken wir Antinous, um ihn zu erfreuen."

„Blumen einem Manne, der nicht nach ihnen begehrt?" fragte Pontius ernst.

„Womit soll man sonst eure Tugend belohnen und eure Schönheit ehren?" fragte Balbilla.

„Unser redliches Thun lohnt unser eigenes Bewußtsein oder der Lorbeer aus der Hand berufener Männer."

„Und die Schönheit?"

„Die der Frauen trägt ihnen Bewunderung ein, vielleicht auch Liebe und Blumen, die der Männer darf die Augen erfreuen, aber die Aufgabe, sie zu ehren, fällt keinem sterblichen Weibe zu."

„Und wem sonst, wenn Du diese Frage gestattest?"

„Der Kunst, die sie verewigt."

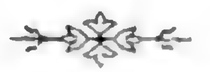
„Aber die Rosen werden dem leidenden Jüngling zum Trost und zur Freude gereichen."

„So schicke sie dem Kranken, aber nicht dem schönen Knaben," gab Pontius zurück.

Balbilla schwieg und folgte mit ihrer Gefährtin dem Baumeister in den Hafen. Dort verabschiedete er sich von ihnen und hob sie in einen Kahn, der sie durch eines der Brückenthore des Heptastadiums in das Cäsareum zurückführte.

Auf der Fahrt dahin sagte die junge Römerin zu der älteren:

„Pontius hat mir den Spaß mit den Rosen verdorben. Der Kranke bleibt doch immer der schöne Antinous, und wenn Jemand glauben könnte... Ich thue, was mir gefällt, aber das Beste ist doch, wir lassen den Strauß gar nicht schneiden."



Fünfzehntes Kapitel.

Die Stadt war außer Gefahr, der Brand im Verlöschen.

Der Baumeister Pontius hatte sich bis Mittag keine Ruhe gegönnt.

Drei Pferde waren unter ihm ermattet und durch frische ersetzt worden, aber sein nerviger Körper und gesunder Geist hatten bis jetzt allen Anstrengungen Trotz geboten.

Sobald er seine Aufgabe als gelöst betrachten durfte, begab er sich in seine Wohnung zurück.

Er bedurfte einiger Ruhe, aber schon im Vorsaal seiner Behausung fand er Viele, die sie ihm streitig zu machen wünschten.

Ein mitten im Leben stehender Mann, der großen Unternehmungen vorsteht, kann sich nicht ungestraft auf eine Reihe von Tagen aus seiner Stadt entfernen. Die Anforderungen stauen sich auf und stürzen sich auf den Heimkehrenden wie ein Wasser, dem man die Schleusenthore öffnet, von denen es zurückgehalten worden war.

Wohl zwanzig Leute, die von der Heimkehr des Baumeisters vernommen hatten, erwarteten ihn in der Vorhalle und drangen, sobald er sich zeigte, auf ihn ein.

Mehreren sah er an, daß sie in wichtigen Angelegenheiten gekommen waren, aber er fühlte, daß er an der Grenze seiner Kraft angelangt sei, und war entschlossen, sich um jeden Preis ein wenig Ruhe zu sichern.

Das sonst so bedachtsame Wesen des ernsten Mannes hielt gegenüber den überspannten Anforderungen, die man an seine Widerstandskraft stellte, nicht Stand, und zornig, klagend, unwillig wies er auf sein geschwärztes Gesicht und rief, während er sich durch die Wartenden Bahn brach:

„Morgen, morgen; ja, wenn es sein muß, schon heute nach dem Untergang der Sonne! Jetzt aber brauche ich Ruhe, Ruhe, Ruhe! Ihr seht ja selbst, wie ich zugerichtet bin.“

Alle, auch die Bauführer und Lieferanten, welche in den dringendsten Geschäften erschienen waren, traten zurück; nur ein älterer Mann, der Hausmeister seiner Schwester Paulina hielt ihn an dem von Rauch befleckten und an manchen Stellen versengten Chiton zurück und sagte schnell und leise:

„Meine Herrin grüßt Dich, sie hat Dinge mit Dir zu besprechen, die keinen Aufschub dulden. Ich darf Dich nicht verlassen, bevor Du mir zugesagt hast, sie heute noch aufzusuchen. Unser Wagen wartet auf Dich an der Gartenpforte.“

„Schick' ihn nach Haus,“ entgegnete Pontius nicht

eben freundlich. „Paulina muß sich noch einige Stunden gedulden.“

„Ich habe den Befehl, Dich sogleich zu ihr zu führen.“

„Aber in diesem Zustande, so — so kann ich nicht kommen,“ rief der Baumeister heftig. „Nehmt ihr denn gar keine Rücksicht? Und doch! Wer kann wissen? Sage ihr, in zwei Stunden würde ich kommen.“

Nachdem Pontius auch diesem Dränger entflohen war, nahm er ein Bad. Dann ließ er sich eine Mahlzeit vorsetzen, aber selbst während er aß und trank, blieb er nicht unbeschäftigt, denn er las die eingegangenen Schreiben und prüfte einige Zeichnungen, die seine Gehülfen in seiner Abwesenheit ausgeführt hatten.

„Gönne Dir ein Stündchen Ruhe,“ bat die alte Schaffnerin, die seine Amme gewesen war und ihn wie ihren eigenen Sohn liebte.

„Ich muß zu meiner Schwester,“ gab er achselzuckend zurück.

„Wir kennen sie ja,“ entgegnete die Alte. „Um nichts und wieder nichts läßt sie Dich rufen und Du bedarfst jetzt der Erholung. Liegt Dir das Kissen so recht? Und nun frage ich Dich, hat es Dein unterster Steinträger so schwer wie Du? Nicht einmal bei der Mahlzeit gönnst Du Dir ein behagliches Stündchen. Der arme Kopf, der steht niemals still, die Nächte werden in Tage verwandelt; geschafft muß werden und immer geschafft. Wenn man dabei nur wüßte, für wen?“

„Ja, für wen?“ seufzte Pontius und schob seinen Arm zwischen Haupt und Kissen. „Siehst Du, Mütterchen, der Arbeit muß die Ruhe so sicher folgen wie dem Tage die Nacht, wie dem Sommer der Winter. Wer was Liebes im Hause hat, — meinetwegen ein gutes Weib und muntere Kinder, — die ihm die Zeit der Rast freundlich verschönern und sie zu den besten Stunden des Tages machen, der handelt klug, wenn er sie verlängert; indessen mit mir steht es anders.“

„Aber warum steht es anders, mein Pontius?“

„Laß mich zu Ende reden. Du weißt, mich freut weder das Geschwätz in den Bädern, noch das lange Liegen beim Gastmahl. Ich bin in den Arbeitspausen mit mir selbst und der sehr vortrefflichen alten Leukippe allein. Die Erholungsstunden sind für mich nicht die schönsten Auftritte, sondern leere Zwischenakte im Schauspiel des Lebens, und darum kann es mir kein billig denkender Mensch verargen, wenn ich sie durch nützliches Schaffen abzukürzen versuche.“

„Und was geht aus dieser verständigen Rede hervor? — Doch nur, daß Du heirathen mußt.“

Pontius seufzte; Leukippe aber rief eifrig:

„Du brauchst nicht zu suchen! Die angesehensten Väter und Mütter laufen Dir nach und führen uns ihr schönstes Kind zur Thüre herein.“

„Ein Kind, das ich nicht kenne, und das mir vielleicht nur die Zwischenakte verdirbt, die ich jetzt wenigstens nützlich verwende.“

„Sie sagen,“ entgegnete die Alte, „die Ehe wär'

ein Würfelspiel. Der Eine bringt es zu hohen, der Andere zu niederen Augen. Der gewinnt ein Weib, das der fleißigsten Biene gleicht, Jener bekommt eine lästige Mücke. Es ist wohl etwas Wahres daran, aber ich bin mit offenen Augen grau geworden und habe häufig gesehen, daß es viel auf den Gatten ankommt, wie sich die Ehe gestaltet. Ein Mann wie Du macht selbst aus der Mücke eine Biene, die Honig in's Haus trägt. Freilich muß man behutsam wählen."

„Und wie denn?"

„Man soll erst die Eltern ansehen und dann das Kind. Ein Mädchen, das von guten Sitten umgeben im Hause eines verständigen Vaters und einer tugendhaften Mutter aufwuchs..."

„Wo fände sich solches Wunder in dieser Stadt? Nein, nein, Leukippe, einstweilen soll alles beim Alten bleiben. Wir thun beide unsere Schuldigkeit, sind mit einander zufrieden ..."

„Und die Zeit fliegt dahin," fiel die Schaffnerin ihrem Herrn in die Rede. „Du wirst fünfunddreißig Jahre alt und die Mädchen ..."

„Laß sie, laß sie, sie finden andere Männer! Jetzt schicke mir Syrus mit den Schuhen und dem Pallium und laß mir die Sänfte zurichten, denn Paulina hat schon lange genug gewartet."

Der Weg von des Baumeisters Wohnung zu dem Hause seiner Schwester war lang und er fand auf demselben Zeit genug, über Mancherlei nachzudenken, nur nicht über Leukippe's Rath sich ein Weib zu nehmen. Und doch erfüllte ihm eine Frauengestalt

Herz und Sinn; aber er fühlte sich zunächst nicht geneigt, sich an dem Bilde Balbilla's zu weiden, so lieblich es ihn auch anschaute, vielmehr suchte er mit grausamer Schärfe alles an ihm hervor, was den höchsten Anforderungen, die an weibliche Vollkommenheit gestellt werden können, widersprechen mußte. Es fiel ihm nicht schwer, mancherlei Fehler und Mängel an der römischen Jungfrau zu finden, und doch mußte er sich eingestehen, daß sie alle untrennbar zu ihr gehörten, und sie nicht mehr diejenige bleiben würde, die sie war, wenn sie völlig frei von ihnen wäre. Jede ihrer Schwächen wollte dem strengen, in der stoischen Lehre aufgewachsenen Manne zuletzt wie ein Vorzug erscheinen.

Er hatte erfahren, daß das Leid seine Schatten in jedes Menschen Dasein werfe, aber der, dem es vergönnt wäre, mit diesem strahlenden Glückskinde durch's Leben zu wandern, der, meinte er, habe nichts zu erwarten, als lauter heiteren Sonnenschein.

Auf seiner Reise nach Pelusium und bei seinem Aufenthalt daselbst hatte er oft an sie gedacht, und jedesmal, wenn ihr Bild vor sein inneres Auge getreten, war es ihm zu Muthe gewesen, als würde es tageshell in seinem Herzen.

Ihr begegnet zu sein, hielt er für das größte Glück seines Lebens; aber nach ihrem Besitze zu streben durfte er nicht wagen.

Er schätzte sich selbst nicht gering und wußte, daß er stolz sein durfte auf die Stellung, die er sich durch eigenen Fleiß und mit eigener Kraft errungen; —

sie aber war die Enkelin des Mannes, der das Recht besessen hatte seinen Großvater um Geld zu verkaufen, und so hochgeboren, reich und anspruchsvoll, daß es ihm nicht kühner erschienen wäre, den Kaiser zu fragen, wie viel er für den Purpur begehre, als um sie zu werben. Aber sie zu beschützen, sie zu warnen, sich durch ihren Anblick und ihre Rede erfrischen zu lassen, dazu fühlte er sich berechtigt, dieß Glück sollte ihm Keiner schmälern. Und sie gönnte es ihm, sie achtete ihn, sie gewährte ihm das Recht sie zu behüten; das empfand er dankbar und freudig.

Er würde sogleich die außerordentlichen Anstrengungen der letzten Stunden noch einmal auf sich genommen haben, wenn er sicher gewesen wäre, auch dann durch einen Trunk Wasser aus ihrer Hand erquickt zu werden. An sie und ihre Huld auch nur denken zu dürfen, schien ihm ein reicheres Glück als der Besitz jedes andern Weibes.

Während er vor dem Thor des Stadthauses seiner Schwester aus der Sänfte stieg, schüttelte er lächelnd über sich selbst den Kopf, denn er sagte sich, daß er auf dem ganzen langen Wege kaum an etwas anderes als an Balbilla gedacht hatte.

Die Wohnung Paulina's besaß nur wenige, zu Wirthschaftsräumen gehörige Oeffnungen, welche in die Straße schauten, und doch war sein Kommen bemerkt worden.

Ein mit Schlinggewächsen umranktes Fenster an der Seitenwand des Hauses rahmte ein reizendes Mädchenhaupt ein, das neugierig auf das städtische Treiben unter ihm niederblickte.

Pontius bemerkte es nicht, aber Arsinoe — denn sie war es, der das hübsche Köpfchen gehörte, erkannte sogleich den Baumeister, den sie auf der Lochias gesehen und von dem ihr Pollux erzählt hatte, daß er sein Gönner und Freund sei.

Seit einer Woche lebte sie in dem reichen Hause der Wittwe des Pudens.

Es fehlte ihr an nichts, und doch sehnte sie sich mit aller Kraft ihrer Seele hinaus in die Stadt, um nach Pollux und seinen Eltern zu forschen, von denen sie seit dem Tod ihres Vaters nichts gehört hatte.

Ihr Geliebter suchte sie gewiß mit Angst und Schmerzen, aber wie konnte er sie finden?

Drei Tage nach dem Einzug in ihr neues Heim hatte sie das Fensterchen entdeckt, aus dem sie die Straße zu überblicken vermochte.

Es gab da genug zu sehen, denn sie führte in den Hippodrom und wurde niemals leer von Fußgängern und Wagen, die sich zu demselben oder nach Nikopolis begaben.

Wohl gewährte es ihr Vergnügen, die schönen Rosse und die bekränzten Jünglinge und Männer zu betrachten, die an Paulina's Hause vorbeizogen; aber sie trat doch nicht bloß um sich zu unterhalten an die umrankte Maueröffnung, nein, sie hoffte vielmehr einmal ihren Pollux, seinen Vater, seine Mutter, seinen Bruder Teuker oder einen andern Bekannten an ihrem neuen Heim vorübergehen zu sehen. Dann konnte es ihr vielleicht glücken, einen von ihnen anzurufen, ihn zu fragen, was aus ihren Freunden ge-

worden sei, und ihn zu bitten, daß er ihrem Bräutigam mittheile, wo er sie zu suchen habe.

Ihre Pflegemutter hatte sie zweimal bei dem Fenster überrascht und ihr nicht unfreundlich, aber entschieden verboten auf die Straße zu sehen. Sie war ihr auch ohne Widerspruch in das Innere des Hauses gefolgt; sobald sie aber wußte, daß Paulina abwesend oder beschäftigt war, schlich sie sich wieder an das Fenster und schaute nach Denen aus, an die sie zu jeder Stunde des Tages denken mußte.

Sie fühlte sich nicht glücklich in ihrer reichen, neuen Umgebung.

Anfänglich hatte es ihr wohl gefallen, sich auf den weichen Polstern Paulina's auszustrecken und keine Hand zu rühren, gute Bissen zu essen, weder für die Kinder sorgen, noch in der gräßlichen Papyrusfabrik arbeiten zu müssen; aber schon am dritten Tage sehnte sie sich hinaus in's Freie, — besonders nach den Kindern, nach Selene und Pollux.

Einmal war sie mit Paulina in einer bedeckten Rheda ausgefahren, und zwar zum ersten Mal in ihrem Leben. Als die Pferde anzogen, hatte sie sich über die schnelle Bewegung gefreut und sich zur Seite hinausgelehnt, um die Häuser und Menschen an sich vorüberfliegen zu sehen; aber Paulina war darüber, wie über so vieles andere, das sie selbst für recht und erlaubt hielt, ungehalten geworden, hatte ihr geboten den Kopf zurückzuziehen, und gesagt, daß ein sittsames Mädchen beim Spazierenfahren in den Schoß sehen müßte.

Ihre Pflegemutter war gütig, zeigte sich niemals heftig, ließ sie wie ihre eigene Tochter kleiden und bedienen, küßte sie am Morgen und vor dem Zubettegehen, und doch hatte Arsinoe noch nicht ein einziges Mal an Paulina's Verlangen, sie möge sie lieben, gedacht.

Die stolze, bei aller Freundlichkeit kühle Frau, von der sie sich stets überwacht fühlte, erschien ihr wie eine Fremde, die Macht über sie habe. Die schönsten Empfindungen ihrer Seele mußte sie ohnehin vor ihr verschließen.

Einmal, nachdem Paulina ihr mit feuchten Augen von ihrer verstorbenen Tochter erzählt hatte, war Arsinoe weich geworden und hatte ihr, dem Antriebe ihres Herzens folgend, anvertraut, daß sie den Bildhauer Pollux lieb habe und hoffen dürfe sein Weib zu werden.

„An einen Bildhauer denkst Du?“ hatte Paulina mit solchem Abscheu gefragt, als wäre ihr Blick einer Kröte begegnet. Dann war sie auf und nieder gegangen und hatte mit der ihr eigenen ruhigen Entschiedenheit hinzugefügt:

„Nein, mein Kind, das alles wirst Du so bald als möglich vergessen, ich weiß einen edleren Bräutigam für Dich. Wenn Du ihn erst kennst, dann wirst Du nach keinem andern verlangen. Hast Du in diesem Hause ein einziges Bildwerk gesehen?“

„Nein,“ entgegnete Arsinoe, „aber was Pollux anbetrifft ...“

„Höre mich,“ unterbrach sie die Wittwe. „Hab' ich Dir nicht von unserem gütigen Vater im Himmel

gesprochen, sagt' ich Dir nicht, daß die Götter der Heiden erfundene Luftgebilde sind, die aberwitzige Thoren mit allen Schwächen und Lastern sündiger Menschen ausgestattet haben? Kannst Du nicht begreifen, wie närrisch es ist, zu Steinen zu beten? Welche Kraft könnte wohl leicht zerstörbaren Figuren von Erz und Marmor innewohnen? Wir nennen sie Götzen. Wer sie bildet, der dient ihnen, der bringt ihnen Opfer, große Opfer, denn er stellt seinen Geist und seine besten Kräfte in ihren Dienst. Hast Du mich verstanden?"

„Nein. Die Kunst ist gewiß etwas Hohes, und Pollux ist ein guter Mensch, der bei seinen Arbeiten des Gottes voll ist."

„Warte nur, warte, Du lernst schon begreifen," hatte Paulina erwiedert, hatte Arsinoe an sich gezogen und erst freundlich, dann in strengerem Tone gesagt: „Geh' nun zur Ruhe und flehe den gütigen Vater im Himmel an, daß er Dein Herz erleuchten möge. Den Götzenbildner mußt Du vergessen, und ich verbiete Dir in meiner Gegenwart jemals wieder von diesem Bildhauer zu reden."

Arsinoe war als Heidin aufgewachsen, hing mit Liebe an den heitern Göttern ihrer Väter, und hoffte, nachdem der Schmerz über den Verlust ihres Vaters und die Trennung von ihren Geschwistern seine brennende Bitterkeit verloren, wieder auf frohe künftige Tage. Sie war wenig geneigt, ihre junge Liebe und alles irdische Glück für geistige Güter zu opfern, deren Werth sie gar nicht begriff.

Ihr Vater hatte stets mit Haß und Verachtung von den Christen geredet. Sie sah nun, daß sie auch gut und hülfreich sein konnten, und die Lehre, daß es einen freundlichen Gott im Himmel gäbe, der alle Menschen wie seine Kinder liebe, sagte ihr zu; aber daß man seinem Feinde vergeben, daß man stets seiner Sünden reuig gedenken und jeder Lust und jedes Vergnügens, die das heitere Alexandria bot, sich unwerth fühlen sollte, das erschien ihr widersinnig und thöricht.

Was hatte sie denn Großes begangen?

Konnte der freundliche Gott von ihr fordern, sich viele gute Tage zu verderben, weil sie als Kind von einem Kuchen genascht, einen Topf zerschlagen und später einmal trotzig oder ungehorsam gewesen war?

Gewiß nicht!

Und nun sollte gar auch ein Künstler, ein guter treuer Mensch, wie ihr langer Pollux, dem väterlichen Gotte verhaßt sein, weil er so wundervolle Dinge, wie den Kopf ihrer Mutter, zu bilden verstand?

Wenn das sich wirklich so verhielt, dann wollte sie tausendmal lieber zu der lachenden Aphrodite, dem heitern Eros, dem schönen Apollon und zu allen neun Musen, die ihren Pollux beschützten, die Hände erheben, als zu ihm.

Eine stille Abneigung gegen die strenge Frau, die sie nicht verstehen konnte und von deren Lehren und Mahnungen sie kaum die Hälfte begriff, wurde in ihr lebendig, und manches Wort der Wittwe, das

leicht eine Stätte in ihrem Herzen hätte finden können, wies sie zurück, weil es aus dem Munde der kühlen Frau kam, die ihr in jeder Stunde einen neuen Zwang aufzuerlegen versuchte.

Paulina hatte sie noch nie zu den Versammlungen der Christen in ihre Villa geführt.

Sie wünschte sie erst vorzubereiten und ihre Seele dem Heil zu öffnen. Kein Gemeindelehrer durfte sie bei dieser Aufgabe unterstützen. Sie, sie ganz allein wollte die Seele dieses schönen, so fest auf den Wegen der Heiden wandelnden Geschöpfes für den Heiland erobern. So verlangte es der Pakt, den sie mit ihm geschlossen zu haben meinte, um den Preis dieser Mühe hoffte sie die Seligkeit ihrer Tochter zu erkaufen.

Tag für Tag ließ sie Arsinoe in ihr nur mit Blumen und christlichen Symbolen geschmücktes Zimmer kommen und widmete dort mehrere Stunden ihrer Belehrung. Aber ihre Schülerin zeigte sich mit jedem Tage unempfänglicher und zerstreuter. Sie dachte, während Paulina sprach, an ihren Pollux, ihre Geschwister, die für den Kaiser veranstalteten Feste und an den schönen Putz, den sie als Roxane getragen haben würde. Sie fragte sich, welches Mädchen nun ihre Stelle vertreten würde und wie sie zu einem Wiedersehen mit ihrem Geliebten gelangen könnte.

Wie bei dem Unterricht, so ging es bei Paulina's Gebeten, die oft länger als eine Stunde dauerten und an denen sie Mittwochs und Freitags knieend, die anderen Tage der Woche mit aufgehobenen Händen theilnehmen mußte.

Als ihre Pflegemutter entdeckt hatte, daß sie oft in die Straße hinaussehe, glaubte sie den Grund des zerstreuten Wesens ihrer Schülerin erkannt zu haben, und erwartete nur die Heimkehr ihres Bruders, des Baumeisters Pontius, um das Fenster beseitigen zu lassen.

Als der Architekt den hohen Vorsaal des Hauses seiner Schwester betreten hatte, kam ihm Arsinoe entgegen. Ihre Wangen waren geröthet, denn sie hatte sich beeilt, so schnell als möglich von ihrem Fenster in das untere Stockwerk zu gelangen und den Baumeister, bevor er die inneren Gemächer betreten und mit Paulina geredet hätte, zu sprechen.

Sie sah schöner als je aus.

Pontius blickte sie mit Vergnügen an.

Er wußte, daß er dieß liebliche Antlitz schon gesehen habe, aber erinnerte sich nicht sogleich wo; denn solche, denen man nur flüchtig begegnet ist, erkennt man da nicht leicht wieder, wo man schwer vermuthen kann sie zu finden.

Arsinoe ließ ihm nicht Zeit sie anzureden, denn sie trat ihm in den Weg, begrüßte ihn und fragte ihn schüchtern:

„Du weißt wohl nicht mehr, wer ich bin?“

„Doch, doch,“ entgegnete der Baumeister, „indessen ...“

„Ich bin des Palastverwalters Keraunus Tochter, von der Lochias, Du weißt doch ...“

„Richtig, richtig; und Arsinoe heißt Du! Ich fragte heute nach Deinem Vater und hörte zu meinem Bedauern ...“

„Er ist todt.“

„Armes Kind! Wie hat sich seit meiner Abreise alles in dem alten Palast verändert! Das Thorwächterhäuschen ist verschwunden, ein neuer Verwalter ist eingezogen und dann, — aber sage mir zuerst, wie Du hieherkommst?“

„Mein Vater hat nichts hinterlassen, und da haben Christen uns bei sich aufgenommen. Wir waren unser Acht.“

„Und meine Schwester beherbergt euch alle?“

„Nein, nein. Das Eine wurde in dieß, das Andere in jenes Haus gebracht. Wir kommen nie wieder zusammen.“

Bei diesen Worten rannen Thränen über Arsinoe's Wangen, aber sie faßte sich schnell und sagte, bevor Pontius ihr seine Theilnahme aussprechen konnte:

„Ich möchte Dich um etwas bitten; laß mich reden, bevor Jemand uns stört.“

„Sprich nur, mein Kind!“

„Du hast ja Pollux, den Bildhauer Pollux gekannt.“

„Gewiß.“

„Und Du warst ihm immer gütig gesinnt?“

„Er ist ein braver Mensch und ein tüchtiger Künstler.“

„Ja wahrlich, das ist er. Und außerdem ... Darf ich Dir alles sagen und willst Du mir beistehen?“

„Gern, wenn es in meiner Macht steht.“

Arsinoe schaute mit reizender Verlegenheit erröthend zu Boden und sagte dann leise:

„Wir lieben einander; ich bin seine Braut.“

„Nimm meinen Glückwunsch.“

„Ach, wenn es schon so weit wäre! Seit dem Tode des Vaters haben wir einander nicht wieder gesehen. Ich weiß nicht, wo er und seine Eltern geblieben sind, und wie soll er mich hier finden?“

„So schreibe ihm.“

„Das kann ich nicht gut, und wenn ich's vermöchte, so würde mein Bote ...“

„Hat meine Schwester ihn suchen lassen?“

„Nein, nein. Ich darf vor ihr nicht einmal seinen Namen auf die Lippen nehmen. Sie will mich an einen Andern vergeben; sie sagt, die Bildhauerkunst wäre dem Gotte der Christen verhaßt.“

„Sagt sie? So wünschest Du wohl, ich möchte Deinen Bräutigam suchen?“

„Ja, ja, guter Herr, und wenn Du ihn findest, so sage ihm, ich wäre des Morgens früh und gegen Abend allein. Alle Tage! Denn dann fährt Deine Schwester immer zum Gottesdienst in ihr Landhaus.“

„Also zum Liebesboten willst Du mich machen? Du kannst keinen Unerfahrenern wählen.“

„Ach, edler Pontius, wenn Du ein Herz hast ...“

„Laß mich ausreden, Mädchen. Ich will Deinen Bräutigam suchen, und finde ich ihn, so soll er erfahren, wo Du jetzt weilst, aber zum Stelldichein hinter dem Rücken meiner Schwester will und kann ich ihn nicht laden. Offen soll er vor Paulina treten und um Dich werben. Versagt sie euch ihre Zu-

stimmung, so werd' ich eure Sache bei meiner Schwester zu vertheidigen suchen. Bist Du damit zufrieden?"

„Ich muß es ja sein. Und nicht wahr, Du theilst mir mit, wohin er und seine Eltern gekommen sind?"

„Das will ich Dir versprechen. Und nun noch eine Frage. Fühlst Du Dich wohl in diesem Hause?"

Arsinoe schaute wieder verlegen zu Boden, dann schüttelte sie den Kopf mit dem Ausdruck lebhafter Verneinung und eilte davon.

Pontius schaute ihr theilnehmend und mitleidig nach.

„Armes, schönes Geschöpf," murmelte er vor sich hin, und begab sich in das Gemach seiner Schwester.

Der Hausmeister hatte seine Ankunft gemeldet und Paulina war ihm bis an die Schwelle entgegengegangen.

In ihrem Wohnzimmer fand der Baumeister den Bischof Eumenes, einen würdigen Greis mit klaren, milden Augen.

„Dein Name ist heute in aller Mund," sagte Paulina nach den üblichen Begrüßungen. „Man sagt, Du hättest in dieser Nacht Wunder verrichtet."

„Ich kam sehr ermattet nach Hause," sagte Pontius, „aber da Du mich dringend zu sprechen wünschtest, so kürzte ich meine Erholungszeit ab."

„Wie mir das leid thut!" rief die Wittwe.

Der Bischof sah, daß die Geschwister Geschäftliches mit einander zu verhandeln hatten, und fragte, ob er nicht störe.

„Im Gegentheil," rief Paulina. „Es handelt

sich um meine neue Pflegebefohlene, die leider viel unnütze Dinge im Kopfe hat. Sie sagt, sie habe Dich auf der Lochias gesehen, mein Pontius."

„Ich kenne das schöne Kind."

„Ja, sie ist von lieblichem Ansehen," entgegnete die Wittwe. „Aber ihr Geist und ihr Herz sind völlig unausgebildet geblieben und die Lehre fällt bei ihr auf steinigen Boden, denn sie benutzt jede freie Stunde, um den Reitern und Wagen nachzuschauen, die in den Hippodrom fahren. Bei diesem neugierigen Gaffen nimmt sie tausend unnütze und zerstreuende Bilder in sich auf, — ich bin nicht immer zu Hause, und so ist es das Beste, wenn wir das verderbliche Fenster zumauern lassen."

„Und um das zu bewerkstelligen, ließest Du mich rufen?" fragte Pontius verdrossen. „Mit diesem Werke wären, sollt' ich meinen, Deine Haussklaven auch ohne mich fertig geworden."

„Vielleicht, aber die Wand muß dann auch neu übertüncht werden. Ich weiß ja, wie gefällig Du bist."

„Ich danke Dir. Morgen schicke ich Dir zwei ordentliche Leute."

„Nein, heute schon, wenn es angeht."

„Hat es denn solche Eile, dem armen Kind seinen Spaß zu verderben? Und dazu muß ich glauben, daß es nicht einmal nach Reitern und Wagen, sondern nach seinem braven Bräutigam ausschaut."

„Um so schlimmer. Ich sagte Dir ja, Eumenes, daß ein Bildhauer sie zum Weibe begehrt."

„Sie ist eine Heidin," entgegnete der Bischof.

„Aber auf dem Wege zum Heil," gab Paulina zurück. „Doch davon reden wir später. Es gibt auch noch etwas anderes zu besprechen, Pontius. Der Saal in meinem Landhause muß erweitert werden."

„So schick' mir die Pläne."

„Sie liegen in der Bücherei meines armen Gatten."

Der Baumeister verließ seine Schwester, um sich in das ihm wohlbekannte Gemach zu begeben.

Sobald der Bischof mit Paulina allein war, schüttelte er das Haupt und sagte:

„Wenn ich richtig sehe, meine Schwester, so gehst Du bei der Führung des Dir anvertrauten Kindes irre. Nicht alle sind berufen, und widerspenstige Herzen wollen mit sanfter Hand auf den Weg des Heils geleitet und nicht auf ihn gezogen und gestoßen werden. Warum schneidest Du dem Mädchen, das noch mit beiden Füßen mitten in der Welt steht, alles ab, was ihm Vergnügen gewährt? Gestatte der Jungfrau doch, jede erlaubte Freude zu genießen, die ja die Lebensluft der Jugend ist. Kränke Arsinoe nicht vergeblich, laß sie die Hand, die sie leitet, nicht fühlen. Lehre sie zunächst Dich von Herzen lieben, und wenn sie nichts Theureres kennt als Dich, so wird eine Bitte Deines Mundes mehr vermögen als Riegel und vermauerte Fenster."

„Ich wünsche zunächst nichts weiter, als daß sie mich liebt," fiel Paulina dem Bischof in's Wort.

„Aber hast Du sie geprüft? Siehst Du in ihr den Funken, der sich zur Flamme anfachen läßt?

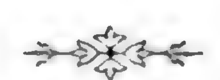
Hast Du in ihr einen Keim entdeckt, der zur Sehnsucht nach dem Heil, zur Hingabe an den Erlöser aufwachsen könnte?"

„In jedes Menschen Brust liegt dieser Keim. Das sind Deine eigenen Worte."

„Aber in vielen Heiden ist er mit Sand und Geröll hoch bedeckt. Fühlst Du in Dir die Kraft Beides fortzuräumen, ohne den Keim und das Land, das ihn hegt, zu beschädigen?"

„Ich fühle sie, und ich gewinne Arsinoe für Jesus Christus," sagte Paulina entschieden.

Pontius unterbrach dieses Gespräch. Eine Zeit lang blieb er noch bei seiner Schwester und sprach mit ihr und Eumenes über den in ihrem Landhause vorzunehmenden Neubau, dann verließ er sie zugleich mit dem Bischof und begab sich zu den Brandstätten am Hafen und bei dem alten Palaste.



Sechzehntes Kapitel.

Pontius fand den Kaiser nicht mehr auf der Lochias, denn Hadrian war am Nachmittag in das Cäsareum gezogen. — Der brandige Geruch in allen Gemächern des alten Palastes war ihm widerwärtig gewesen und er hatte das erneuerte Schloß für eine Unglücksstätte zu halten begonnen.

Der Baumeister wurde mit Sehnsucht erwartet, denn die im Cäsareum ursprünglich für den Kaiser eingerichteten Gemächer waren bei der Ausstattung der Säle auf der Lochias ausgeplündert und in Unordnung gebracht worden; Pontius sollte nun für ihre schnelle Instandsetzung Sorge tragen.

Ein Wagen erwartete ihn, an Sklaven fehlte es nicht, und so nahm er denn sogleich die neue Aufgabe in Angriff und widmete sich ihr bis tief in die Nacht.

In seinem Vorzimmer wurde er auch dießmal vergeblich erwartet.

Hadrian hatte einige Gemächer bezogen, die zu dem Quartier seiner Gattin gehörten.

Er war in ernster Stimmung.

Als der Präfekt Titianus gemeldet wurde, ließ er ihn warten, bis er mit eigener Hand einen neuen Umschlag auf die Brandwunden seines Lieblings gelegt hatte.

„Geh' nur, Herr," bat der Bithynier, nachdem der Kaiser sein Werk mit der Geschicklichkeit eines Wundarztes beendigt hatte. „Titianus wandelt da drin schon eine Viertelstunde auf und nieder."

„Mag er doch," entgegnete der Herrscher. „Und wenn auch die ganze Welt nach mir schreit, sie müßte warten, bis diesen treuen Fingern ihr Recht geschehen ist! Ja, mein Knabe, wir wandern zusammen als fest verbundene Gefährten durch's Leben. Das thun wohl auch Andere, und Jeder, der so mit seinem Genossen hinzieht und mit ihm das Gleiche genießt und erleidet, der denkt zuletzt, daß er ihn wie sich selber kenne; aber der tiefste Kern im Wesen seines Begleiters bleibt ihm dennoch verborgen. Dann läßt das Schicksal eines Tages einen Sturm daherbrausen. Der reißt vor den Augen des Wanderers die letzte Hülle von der Seele seines Genossen und erst jetzt steht sie unverschleiert vor ihm, wie ein aus den Schalen gefallener Kern, wie ein nackter Körper. — In dieser Nacht hat solche Windsbraut geweht und mich das Herz meines Antinous schauen lassen, wie meine Hand, die ich hier vor die Augen halte. Ja, ja, ja! Wer sein blühendes Dasein für einen werthen Besitz seines Freundes in die Schanze schlägt, der würde für die Person dieses Freundes zehn Leben

opfern, wenn er sie hätte! Diese Nacht, mein Freund, soll Dir unvergessen bleiben. Sie gibt Dir das Recht, mir viel Böses anzuthun, und hat Deinen Namen an der Spitze derer, denen ich Wohlthaten schulde, tief in mein Herz gegraben. Es sind ihrer nicht viel."

Hadrian hielt Antinous seine Hand hin.

Der Jüngling, welcher bis dahin verwirrt zu Boden geschaut hatte, drückte sie an den Mund und ließ die Lippen heftig bewegt auf ihr ruhen. Dann erhob er seine großen Augen zu denen des Kaisers und sagte bittend:

„So darfst Du nicht mehr mit mir reden, denn ich verdiene solche Güte nicht. Was ist denn mein Leben? Ich ließ' es hinfliegen wie ein Kind den Käfer, den es sich einfing, um Dir einen einzigen trüben Tag zu ersparen."

„Ich weiß es," entgegnete der Herrscher fest und ging in das Nebenzimmer zu dem Präfekten.

Titianus war auf Befehl des Kaisers gekommen.

Es galt festzustellen, welche Entschädigung der Stadt und den einzelnen Besitzern der abgebrannten Speicher gezahlt werden sollte; denn Hadrian hatte beschlossen durch ein Dekret verkündigen zu lassen, daß Niemand durch das von den Göttern gesandte Unglück, welches in seinem Hause seinen Ursprung genommen, Schaden erleiden dürfe.

Der Präfekt hatte bereits die nothwendigen Erkundigungen eingezogen und es wurde nun den Geheimschreibern Phlegon, Heliodor und Celer der Auf-

trag ertheilt, an die Betroffenen Schreiben zu richten, in denen sie im Namen des Cäsar aufgefordert werden sollten, der Wahrheit gemäß die Höhe des Verlustes anzugeben, der sie betroffen.

Titianus brachte auch die Nachricht, daß Griechen und Juden beschlossen hätten, ihrer Freude über die Rettung des Kaisers durch große Dankopfer Ausdruck zu geben.

„Und die Christen?“ fragte Hadrian.

„Sie verschmähen es, Thiere zu opfern, aber sie wollen sich zu einem gemeinsamen Dankgebet vereinigen.“

„Sie lassen sich ihre Erkenntlichkeit wenig kosten,“ sagte der Kaiser.

„Ihr Bischof Eumenes überbrachte mir eine Summe, für die man hundert Ochsen kaufen könnte, zur Vertheilung an die Armen. Er sagt, der Christengott sei ein Geist und verlange nur geistige Opfer. Das Beste, das man ihm darbringen könnte, sei ein vom Geiste befohlenes, aus warmem Herzen kommendes Gebet.“

„Das klingt nicht übel für uns,“ entgegnete Hadrian, „aber es taugt nicht für das Volk. Philosophische Lehren führen nicht zur Frömmigkeit. Die Menge braucht sichtbare Götter und greifbare Opfer. Sind die Christen hier gute und dem Staat ergebene Bürger?“

„Für sie brauchten wir keine Gerichte.“

„So nimm ihr Geld und laß es an Bedürftige vertheilen; aber ihr gemeinsames Gebet muß ich ver-

bieten. Mögen sie immerhin im Stillen für mich die Hände zu ihrem großen Geiste erheben. An die Oeffentlichkeit darf ihre Lehre nicht treten. Sie ist nicht ohne verführerische Reize, und die Sicherheit des Staates verlangt, daß die Menge treu zu den alten Göttern und Opfern hält."

„Wie Du befiehlst, Cäsar."

„Du kennst den Bericht des Plinius an Trajan über die Christen?"

„Und die Antwort des Kaisers."

„Gut denn. Lassen wir sie im Stillen treiben, wonach ihnen der Sinn steht; nur darf ihr Thun nicht gegen die Gesetze des Staates verstoßen noch sich in die Oeffentlichkeit drängen. Sobald sie sich unterfangen, den alten Göttern die Achtung zu versagen, die ihnen gebührt, oder gar einen Finger gegen sie aufzuheben, wird Strenge geübt und jede Ausschreitung mit dem Tode bestraft."

Während dieses Gespräches war Verus in das Zimmer getreten.

Er folgte heute dem Kaiser überall hin, denn er hoffte ein Wort über seine Beobachtung des Himmels zu hören und wagte es doch nicht, ihn nach dem Ergebniß derselben zu fragen.

Als er Hadrian beschäftigt sah, ließ er sich von einem Kämmerer zu Antinous führen.

Der Günstling erbleichte beim Anblick des Prätors, fand aber doch Fassung genug, um ihm zu seinem Geburtstage Glück zu wünschen.

Es war Verus nicht entgangen, daß sein Er-

scheinen den Jüngling erschreckt hatte; darum legte er ihm zunächst gleichgültige Fragen vor, verflocht lustige Geschichten in sein Gespräch und sagte, nachdem er seine Absicht ihn zu beruhigen erreicht hatte, leichthin:

„Im Namen des Staates und aller Freunde des Kaisers muß ich Dir danken. Du hast Deinen Auftrag gut zu Ende geführt, wenn auch mit etwas kräftigen Mitteln.“

„Ich bitte Dich, laß das,“ fiel ihm Antinous dringend in's Wort und sah ängstlich nach der Thür des Nebengemaches.

„Um dem Kaiser den freien Geist zu erhalten, hätte ich ganz Alexandria geopfert. Wir haben übrigens beide unsere gute Absicht und die elenden Speicher theuer bezahlt.“

„Sprich doch von anderen Dingen.“

„Du sitzest da mit verbundenen Händen und verbranntem Haar, und ich fühle mich unwohl.“

„Hadrian sagte, Du hättest beim Retten wacker geholfen.“

„Mich dauerten die armen Hamster, denen die Flammen den zusammengeschleppten Vorrath fortfressen wollten, und erhitzt, wie ich vom Gastmahl kam, sprang ich unter die Löscher. Mein erster Lohn bestand aus kaltem, eiskaltem Seewasser, das man mir aus einem vollen Schlauch über den Kopf goß. An mir werden alle Lehren der Ethik zu Schanden, und ich bin längst geneigt, die Schauspieldichter, in deren Stücken die Tugend belohnt und das Laster bestraft wird, für Tröpfe zu halten, denn meinen

schlimmsten Thaten dank' ich die besten Stunden und meinen guten nur Verdruß und Elend. Keine Hyäne kann heiserer lachen, als ich jetzt rede, ein Organ hier drin scheint sich in einen Igel verwandelt zu haben, dessen Stacheln mir weh thun, und das alles, weil ich mich zu Handlungen fortreißen ließ, welche Moralisten als tugendhaft preisen."

„Du hustest und siehst nicht gut aus; leg' Dich doch nieder."

„An meinem Geburtstag? Nein, junger Freund. Und nun frag' ich Dich noch, bevor ich Dich verlasse: kannst Du mir sagen, was Hadrian in den Sternen gelesen?"

„Nein."

„Auch nicht, wenn ich Dir meinen Perseus für jeden Dienst zur Verfügung stelle? Der Mann kennt Alexandria und ist stumm wie ein Fisch."

„Auch dann nicht, denn was ich nicht weiß, kann ich nicht sagen. Wir sind beide nicht wohl; ich wiederhole es, Du thätest gut Dich zu pflegen."

Verus verließ bald nach diesen Worten das Gemach, und Antinous schaute ihm erleichtert nach.

Des Prätors Besuch hatte ihn mit Unruhe erfüllt und den Widerwillen, den er gegen ihn hegte, gesteigert. Er wußte, daß er von Verus mißbraucht worden war, denn Hadrian hatte ihm erzählt, daß er nicht, um für sich selbst die Sterne zu befragen, sondern um dem Prätor das Horoskop zu stellen, auf die Warte gestiegen sei und diesen von seinem Vorsatz unterrichtet habe.

Es gab keine Entschuldigung, keine Beschönigung mehr für sein Thun!

Diesem wüsten Gecken, diesem lachenden Heuchler zu Gefallen war er zum Verräther an seinem Herrn, war er zum Brandstifter geworden, mußte er es ertragen, sich von dem größten und scharfblickendsten unter den Menschen mit Lob und Danksagungen überschütten zu lassen. Er haßte, er verabscheute sich selbst und fragte sich, warum das Feuer, das ihn umlohte, sich begnügt habe ihm Haar und Hände leicht zu verletzen.

Als Hadrian zu ihm zurückkehrte, bat er ihn um die Erlaubniß, sich in's Bett legen zu dürfen.

Der Kaiser gestattete ihm dieß gern, befahl Mastor, bei ihm zu wachen, und folgte dann der Bitte seiner Gemahlin um einen Besuch.

Sabina war nicht auf der Brandstätte gewesen, hatte aber in jeder Stunde einen Boten abgeschickt, um sich nach dem Stande des Feuers und dem Befinden ihres Gatten zu erkundigen. Bei seinem Einzug in das Cäsareum hatte sie ihn begrüßt und war dann in ihre Gemächer zurückgegangen.

Die zweite Stunde vor Mitternacht brach an, als Hadrian ihr Zimmer betrat.

Er fand sie auf ihrem Lager ohne den Schmuck, den sie am Tage zu tragen pflegte, aber wie zum Gastmahl gekleidet.

„Du wünschest mich zu sprechen?“ fragte der Kaiser.

„Ja. Und dieser an bemerkenswerthen Ereignissen

reiche Tag schließt bemerkenswerth, denn Du ließest mich nicht vergebens bitten."

„Du gibst mir selten Gelegenheit, Dir einen Wunsch zu gewähren."

„Beklagst Du Dich darüber?"

„Vielleicht, denn statt zu bitten pflegst Du zu fordern."

„Lassen wir dieß Gefecht mit müßigen Worten."

„Gern. Zu welchem Zweck ließest Du mich rufen?"

„Verus feiert heute seinen Geburtstag."

„Und Du möchtest wissen, was ihm die Sterne verheißen?"

„Oder vielmehr, wie Dich die Vorgänge am Himmel für ihn gestimmt haben."

„Es blieb mir noch wenig Zeit das Gesehene zu überlegen. Jedenfalls verheißen ihm seine Sterne eine glänzende Zukunft."

Ein freudiger Schimmer strahlte aus Sabina's Augen, aber sie zwang sich ruhig zu bleiben, und fragte gelassen:

„Das gibst Du zu und kannst dennoch zu keinem Entschluß gelangen?"

„So wünschest Du also das entscheidende Wort schon heute zu hören?"

„Das weißt Du, auch ohne daß ich's bejahe."

„Gut. Seine Sterne überstrahlen die meinen und nöthigen mich, mich vor ihm zu hüten."

„Wie klein! Du fürchtest den Prätor?"

„Nein, aber sein mit Dir verbündetes Glück."

„Wenn er unser Sohn ist, so wird seine Größe die unsere sein.“

„Mit nichten, denn mache ich ihn zu dem, was Du wünschest, so wird er versuchen, unsere Größe zu der seinen zu machen. Das Schicksal ...“

„Du behauptest, es wäre ihm günstig; ich aber muß dieß leider bestreiten.“

„Du? Versuchst auch Du in den Sternen zu lesen?“

„Nein. Das überlasse ich den Männern. Hast Du von dem Astrologen Ammonius gehört?“

„Ja. Ein geschickter Mann, der auf der Warte des Serapeums beobachtet und, wie viele seinesgleichen in dieser Stadt, seine Kunst benützt hat, um sich ein großes Vermögen zusammenzuscharren.“

„Kein Geringerer als der Astronom Claudius Ptolemäus hat mich an ihn gewiesen.“

„Die beste Empfehlung.“

„Wohl denn, ich gab Ammonius den Auftrag, in der vergangenen Nacht Verus das Horoskop zu stellen. Er brachte es mir vorhin mit einer Erklärung. Hier ist es.“

Der Kaiser griff schnell nach der Tafel, welche Sabina ihm reichte, und sagte, während er die nach Stunden geordneten Verheißungen aufmerksam prüfte:

„Ganz richtig! Sollte mir das da entgangen sein? Gut gemacht! Durchaus meinen eigenen Beobachtungen entsprechend! Aber hier, — warte — hier fängt die dritte Stunde an, bei deren Beginn ich gestört ward. Ewige Götter, was ist das!“

Der Kaiser entfernte die Wachstafel des Ammonius weiter von seinen Augen und regte nicht mehr die Lippen, bis er zu der letzten Stunde der schwindenden Nacht gelangt war. Dann ließ er die Hand, welche das Horoskop hielt, sinken und rief schaudernd:

„Ein gräßliches Schicksal! Horaz hat Recht. Mit dem schwersten Falle stürzen hohe Thürme zusammen.“

„Der Thurm, an den Du denkst, ist das Schooßkind des Glückes, vor dem Du Dich fürchtest,“ sagte Sabina. „Gönne doch Verus eine kurze Glückszeit vor dem grauenvollen Ende, das ihm bevorsteht.“

Hadrian schaute während dieser Worte sinnend zu Boden und entgegnete dann, indem er vor seiner Gemahlin stehen blieb:

„Wenn dieser Mann nicht finsterem Unheil verfällt, so sind die Sterne und die Schicksale der Menschen einander so fremd, wie das Meer dem Herzen der Wüste, wie der Pulsschlag des Menschen dem Kiesel im Bach. Hätte Ammonius auch zehnmal geirrt, so blieben doch mehr als zehn dem Prätor verhängnißvoll feindliche Zeichen auf dieser Tafel übrig. Ich beklage Verus, — aber der Staat hat des Kaisers Unglück mit zu erdulden. Dieser Mann kann nicht mein Nachfolger werden.“

„Nicht?“ fragte Sabina und erhob sich von ihrem Lager. „Nicht? auch nicht, nachdem Du gesehen hast, daß Dein Stern den seinen überdauert? Nicht, obgleich ein Blick in diese Tafel Dich lehren könnte, daß er Asche sein wird, wenn die Welt noch lange Deinen Winken gehorcht?“

„Beruhige Dich und laß mir Zeit. — Jetzt sag' ich: auch dann nicht!"

„Auch dann nicht!" wiederholte Sabina dumpf.

Dann raffte sie sich zusammen und fragte mit leidenschaftlicher Bitte:

„Nicht, auch dann nicht, wenn ich die Hände flehend zu Dir erhebe und Dir in's Antlitz schreie: Du und das Schicksal, ihr habt mir den Segen, das Glück, das schöne Lebensziel des Weibes mißgönnt, und ich will und muß es erreichen! Ich muß und will mich einmal, und wär' es auch nur auf kurze Zeit, von einem geliebten Munde mit demjenigen Namen nennen hören, der das ärmste Bettelweib mit dem Säugling im Arm hoch über die Kaiserin stellt, die nie an einer Wiege gestanden. Ich will und muß vor meinem Ende Mutter sein, Mutter heißen und sagen können: mein Kind, mein Sohn, unser Kind."

Sabina schluchzte bei diesen Worten laut auf und schlug die Hände vor ihr Antlitz.

Der Kaiser trat von seiner Gattin zurück.

Ein Wunder hatte sich vor seinen Augen ereignet.

Sabina, in deren Augen er noch niemals eine Thräne gesehen, Sabina weinte, Sabina hatte ein Herz wie andere Weiber!

Erstaunt und tief innerlich ergriffen sah er, wie sie, von der mächtigen Erregung ihres Innern geschüttelt, sich von ihm abwandte und sich vor dem Polster, das sie verlassen hatte, auf die Kniee warf, um ihr Gesicht in den Kissen zu verbergen.

Regungslos blieb er stehen und sagte, als er ihr endlich näher trat:

„Steh' auf, Sabina, Dein Wunsch ist gerecht. Du sollst den Sohn haben, nach dem Deine Seele sich sehnt.“

Die Kaiserin erhob sich und ein dankbarer Blick aus ihren in Thränen schwimmenden Augen traf den seinen.

Sabina konnte auch lächeln, sie konnte auch schön sein.

Es hatte eines Lebens, es hatte einer solchen Stunde bedurft, um Hadrian dieß zu zeigen.

Schweigend zog er einen Sessel zu ihr heran und ließ sich neben ihr nieder. Eine Zeit lang hielt er ihre Hand still mit der seinen umfaßt. Dann ließ er sie los und sagte freundlich:

„Wird Verus auch das erfüllen, was Du von einem Sohne erwartest?“

Sie nickte bejahend mit dem Kopfe.

„Und woher nimmst Du diese Zuversicht?“ fragte der Kaiser. „Er ist ein Römer und nicht arm an glänzenden, schätzenswerthen Gaben. Wer wie er im Feld und im Rath seinen Mann steht und doch den Eros mit großem Glück zu spielen weiß, der wird auch den Purpur nicht ungeschickt zu tragen verstehen. Aber er hat das leichte Blut seiner Mutter und sein Herz flattert hierhin und dorthin.“

„Laß ihn, wie er ist. Wir verstehen einander und er ist der einzige Mensch, auf dessen Neigung ich baue, auf dessen Treue ich so sicher zähle, als wär' er mein leiblicher Sohn.“

„Und dieses feste Vertrauen, auf welche Thatsachen ist es gegründet?“

„Du wirst mich verstehen, denn Du bist ja nicht blind für die Winke, die uns das Schicksal ertheilt. Hast Du Zeit, eine kurze Geschichte zu hören?“

„Die Nacht ist noch lang.“

„So will ich denn reden. Verzeihe, wenn ich mit Dingen beginne, die vergangen zu sein scheinen. Aber sie sind es nicht, denn sie wirken in mir fort bis auf diese Stunde! Ich weiß, Du hast mich nicht selbst zum Weibe erwählt. Plotina nahm mich für Dich in Dein Haus. Sie hat Dich geliebt; — ob Deine Neigung der schönen Frau oder der Gattin des Kaisers, von dem Du alles zu erwarten hattest, gehörte, wer weiß es!“

„Ich habe das Weib Plotina geehrt und geliebt!“

„Sie wählte für Dich in mir eine Gattin, die von hohem Wuchs und also für den Purpur geeignet, aber nicht schön war. Sie kannte mich gut und wußte, daß ich es schlechter als Andere verstand, die Herzen für mich zu gewinnen. Im Elternhause genoß kein anderes Kind so spärlich wie ich die Gaben der Liebe, und daß mein Gatte mich nicht mit zärtlicher Neigung verwöhnt hat, das weißt Du am besten.“

„Ich möcht' es in dieser Stunde bereuen.“

„Es würde zu spät sein. Aber ich will nicht bitter werden, gewiß nicht. Und doch, wenn Du mich verstehen sollst, so muß ich bekennen, daß ich mich, so lange ich jung war, schmerzlich nach jener Liebe sehnte, die Niemand mir darbot.“

„Und hast Du selbst jemals geliebt?“

„Nein; aber es that mir weh, daß ich's nicht konnte. Bei Plotina sah ich damals oft die Kinder der Anverwandten, und manchmal versuchte ich es sie an mich zu ziehen, aber während sie mit den anderen Frauen zutraulich spielten, schien ich sie mit Scheu zu erfüllen. Bald grollt' ich auch ihnen; nur des Cejonius Commodus Söhnchen, unser Verus, gab mir frische Antworten, wenn ich ihn fragte, und brachte mir sein zerbrochenes Spielzeug, um die Schäden zu heilen, die es erlitten. So gewann ich den Buben lieb.“

„Er war ein wundervoll anmuthiger Knabe.“

„Das ist er gewesen. Eines Tages nun saßen wir Frauen alle im Garten des Kaisers beisammen. Da lief Verus herzu und brachte einen besonders schönen Apfel, den Trajan selbst ihm geschenkt hatte. Die rothwangige Frucht ward von allen bewundert. Plotina nahm sie dem Knaben sogar aus der Hand und fragte scherzend, ob er ihr den Apfel nicht schenken wollte. Da sah er sie mit den großen Augen verwundert an, schüttelte den Lockenkopf, eilte auf mich zu, gab mir, ja mir und keiner Andern, die Frucht, schlang mir die Aermchen um den Hals und sagte: ‚Sabina, Du sollst ihn haben.‘“

„Ein Parisurtheil.“

„Scherze jetzt nicht. Mir hat diese That eines selbstlosen Kindes den Muth gestärkt, des Lebens Jammer zu tragen. Ich wußte nun, daß es Einen gab, der mich liebte, und dieser Eine lohnte alles, was ich für ihn empfand und was ich nicht müde

ward für ihn zu thun, mit freundlicher Neigung. Er ist der Einzige, von dem ich weiß, daß er weinen wird, wenn ich sterbe. Gib ihm das Recht, mich Mutter zu nennen, und mach' ihn zu unserem Sohne."

„Er ist es," sagte Hadrian mit ernster Würde und hielt Sabina die Hand hin.

Die Kaiserin versuchte sie an ihre Lippen zu ziehen, er aber entzog sie ihr und fuhr fort:

„Theile ihm mit, daß wir ihn an Sohnesstatt annehmen. Sein Weib ist die Tochter des Nigrinus, der fallen mußte, weil ich feststehen wollte. Du liebst Lucilla nicht, aber bewundern dürfen wir sie beide, denn ich wenigstens kenne keine andere Frau in Rom, für deren Tugend man einstehen möchte. Ich bin ihr ohnehin einen Vater schuldig und freue mich dieser Tochter. So wären wir denn mit Kindern gesegnet. Ob und wann ich Verus auch zum Nachfolger ernenne und der Welt mittheile, wer ihr künftiger Beherrscher sein soll, das kann ich jetzt nicht entscheiden, dazu bedarf es einer ruhigeren Stunde. Auf morgen, Sabina. Mit einem Unglück begann dieser Tag; möge das, womit wir ihn gemeinsam beschließen, uns zum Glücke gedeihen."

Siebenzehntes Kapitel.

Es gibt schöne warme Tage im Februar; wer aber glaubt, daß sie den Frühling bringen, der täuscht sich.

Die herbe, harte Sabina hatte auf Stunden weiche, weibliche Regungen über sich Herr werden lassen, sobald sie aber die Sehnsucht ihres nach mütterlichem Glück lechzenden Gemüthes erfüllt sah, zog sich ihr Herz wieder zusammen und das Feuer, welches ihre Brust erwärmt hatte, erlosch.

Jeder der ihr nahte, und auch ihr Gatte, fühlte sich durch ihr Wesen wiederum erkältet und abgestoßen.

Verus war erkrankt.

Die ersten Anzeichen eines Leberleidens, das ihm die Aerzte in Aussicht gestellt hatten, wenn er, der Europäer, sein ausschweifendes römisches Leben in Alexandria fortsetzte, begannen ihm viele böse Stunden zu bereiten.

Er trug die ersten körperlichen Schmerzen, die ihm das Schicksal auferlegte, mit Ungeduld.

Selbst der großen Kunde, welche Sabina ihm überbrachte und die seine kühnsten Hoffnungen verwirklichte, wohnte die Kraft nicht inne, ihn mit der neuen Empfindung des Krankseins zu versöhnen.

Er erfuhr auch, daß die Besorgnisse Hadrian's vor dem überhellen Glanz seiner Sterne ihn beinahe um die Adoption gebracht hätten, und weil er sicher glaubte, daß er sich beim Löschen des von Antinous angelegten Feuers sein Leiden zugezogen habe, so bereute er bitter seinen hinterlistigen Eingriff in die Berechnungen des Kaisers.

Der Mensch läßt gern jede Last, und besonders die einer verübten Schuld von Anderen mittragen, und so verwünschte der leidende Prätor den Antinous und die Wissenschaft des Simeon Ben Jochai, weil ja die Frevelthat, durch welche ihm die Lust des Lebens getrübt ward, ohne sie ungeschehen geblieben wäre.

Hadrian hatte die Alexandriner ersucht, die für ihn vorbereiteten Schauspiele und Aufzüge zu verschieben, denn seine Beobachtungen für den Lauf der Schicksale des folgenden Jahres waren noch nicht beendet. Allabendlich begab er sich nun auf die hohe Warte des Serapeums und schaute von dort aus nach den Sternen. Am zehnten Januar schloß er seine Arbeit ab. Am elften begannen die Festlichkeiten. Sie nahmen viele Tage in Anspruch. Die Roxane wurde auf Wunsch des Prätors von der schönen Tochter des Juden Apollodor dargestellt.

Alles, was die Alexandriner dem Kaiser boten, war großartig und glänzend.

So viel Schiffe wie hier waren in keiner andern Naumachie bei einer zum Schein gelieferten Seeschlacht zertrümmert worden, eine größere Zahl von wilden Thieren hatte man selbst im römischen Circus bei keiner Gelegenheit zusammen gesehen. Und wie blutig fielen die Gladiatorengefechte aus, bei denen schwarze und weiße Kämpfer eine bunte, Herz und Sinn erregende Abwechslung boten.

Bei den Aufzügen gab es in Folge der verschiedenen Elemente, welche die Vereinigungsstätte der ägyptischen, griechischen und orientalischen Kultur zu stellen vermochte, so mannigfaltige Augenweide, daß sie trotz ihrer übertriebenen Länge weniger ermüdend wirkten, als die Römer gefürchtet hatten.

Die Aufführungen der Tragödien und Komödien waren so reich mit überraschenden Effekten: Feuersbrünsten, Wassersfluten und dergleichen ausgestattet und gaben den alexandrinischen Schauspielern Gelegenheit, ihre Kunst so glänzend zu bewähren, daß Hadrian und seine Begleiter gestehen mußten, selbst in Rom und Athen keinen Darstellungen von gleicher Vollendung beigewohnt zu haben.

Ein Stück des Juden Ezechiel, der unter den Ptolemäern in griechischer Sprache Dramen geschrieben hatte, welche Stoffe aus der Geschichte seines Volkes behandelten, nahm des Kaisers besondere Aufmerksamkeit in Anspruch.

Der Präfekt Titianus wurde während dieser Festzeit schwer von alten Athembeschwerden gequält und hatte dabei alle Hände voll zu thun; gleichwohl half

er dem Baumeister Pontius redlich bei der Aufsuchung des Bildhauers Pollux.

Beide Männer thaten ihr Bestes, aber wenn es ihnen auch bald gelang, Frau Doris und Euphorion zu finden, so blieb dagegen jede Spur ihres Sohnes verloren.

Papias, der frühere Meister des Verschwundenen, befand sich nicht mehr in der Stadt, sondern war von Hadrian nach Italien gesandt worden, um dort in seiner Villa zu Tibur Centauren und andere Figuren auszuführen. Seine zurückgebliebene Gattin versicherte, nichts von Pollux zu wissen, als daß er ihrem Manne in roher Weise den Dienst gekündigt habe.

Die Arbeitsgenossen des Unglücklichen konnten gar keine Auskunft über ihn geben, denn Niemand von ihnen hatte der Verhaftung beigewohnt. Papias war vorsichtig genug gewesen, den Mann, den er fürchtete, ohne Zeugen in Sicherheit bringen zu lassen.

Weder der Präfekt noch der Baumeister suchten den braven Burschen im Gefängnisse, und hätten sie es gethan, so würden sie ihn kaum gefunden haben, denn Pollux wurde nicht in Alexandria selbst in Haft gehalten. Die Gefängnisse der Stadt waren nach dem Feste überfüllt gewesen, und so hatte man ihn in das benachbarte Kanopus geführt und dort eingekerkert und abgeurtheilt.

Pollux hatte ohne Rückhalt zugestanden, den silbernen Köcher genommen zu haben, und sich dann den Anschuldigungen seines Meisters gegenüber höchst ungeberdig betragen. So machte er von vorn herein

einen ungünstigen Eindruck auf den Richter, während dieser Papias als einen reich begüterten und allgemein hochgeschätzten Mann achtete.

Man hatte dem Angeklagten kaum das Wort gegönnt und ihm auf seines Meisters schwere Beschuldigungen und sein eigenes Geständniß hin schnell das Urtheil gesprochen.

Den Märchen zuzuhören, welche dieser freche Gesell, der jede Rücksicht vergaß, die er seinem Lehrherrn und Wohlthäter schuldete, den Richtern auftischen wollte, wäre ein Zeitverderb gewesen. Zwei Jahre des Nachdenkens, meinte der Hüter des Gesetzes, würde diesen gefährlichen Burschen lehren, fremdes Eigenthum zu achten und sich vor Ausschreitungen gegen diejenigen zu hüten, denen er Dankbarkeit und Verehrung schuldete.

Pollux verwünschte im Gefängniß zu Kanopus sein Schicksal und hoffte vergeblich auf den Beistand seiner Freunde. Diese wurden endlich des vergeblichen Suchens müde und fragten nur noch gelegentlich nach ihm. Er benahm sich in der Haft anfänglich so ungeberdig, daß man ihn unter strengen Verschluß nahm, aus dem man ihn auch dann nicht entließ, als er, statt zu toben, still geworden war und in dumpfem Brüten seine Tage verträumte. Sein Wächter kannte die Menschen und glaubte sicher vorhersagen zu dürfen, daß dieser junge Dieb, wenn seine zwei Jahre vorüber wären, als ein unschädlicher Geisteskranker den Kerker verlassen würde.

Titianus, Pontius, Balbilla und selbst Antinous

hatten es versucht, mit dem Kaiser über ihn zu reden, aber jeder von ihnen war scharf zurückgewiesen und belehrt worden, daß Hadrian keine Kränkung seines Künstlerstolzes zu vergessen gewillt sei.

Aber der Herrscher bewies auch, daß er für Gutes, das er erfahren, ein treues Gedächtniß besitze, denn als ihm einmal ein Gericht aufgetragen wurde, das Kohl und kleine Würste enthielt, lächelte er vor sich hin, griff nach seinem mit Goldstücken gefüllten Beutel und befahl einem Kämmerer, ihn der von der Lochias verwiesenen Thorwächtersfrau Doris in seinem Namen zu überbringen.

Das alte Ehepaar wohnte jetzt in einem eigenen Häuschen in der Nähe des Quartiers seiner verwittweten Tochter Diotima.

Hunger und äußeres Elend blieben ihm fern, doch war eine große Veränderung mit ihm vorgegangen.

Die Augen der armen Doris waren entzündet, denn die Thränen hatten sich an sie gewöhnt, ließen sie selten trocknen und flossen über, sobald nur ein Wort, ein Gegenstand, ein Gedanke sie an Pollux, ihren Liebling, ihren Stolz, ihre Hoffnung erinnerte. Und wie wenige halbe Stunden besaß der Tag, in denen sie nicht an ihn dachte!

Bald nach dem Tode des Verwalters hatte sie Selene aufgesucht; Frau Hanna konnte und wollte sie aber nicht zu der Kranken führen, denn sie wußte von Maria, daß sie die Mutter des treulosen Geliebten ihres Pfleglings wäre.

Bei einem zweiten Besuch zeigte sich Selene so

scheu, so ängstlich und sonderbar gegen Doris, daß die alte Frau glauben mußte, ihr Besuch sei ihr lästig.

Bei Arsinoe, deren Wohnung sie durch die Diakonissin kannte, war sie noch übler angekommen.

Sie hatte sich als Mutter des Bildhauers Pollux anmelden lassen und war mit dem Bescheid, daß Arsinoe für sie nicht zu sprechen sei und sich ihren Besuch ein- für allemal verbitte, zurückgewiesen worden.

Nachdem der Baumeister Pontius sie aufgesucht und ermuthigt hatte, noch einmal zu versuchen, Arsinoe, welche treu an ihrem Sohne hänge, im Hause seiner Schwester zu sehen und zu sprechen, war sie Paulina selbst begegnet und so scharf von ihr zurückgewiesen worden, daß sie beleidigt und bis zu Thränen gekränkt zu ihrem Manne heimkam. Sie hatte auch Euphorion nicht widersprochen, als er ihr verbot, jemals wieder das Christenhaus zu betreten.

Das Geschenk des Kaisers war der Armen sehr willkommen und nützlich gewesen, denn Euphorion hatte durch die Erregungen und den Kummer in den letzten Monden den Schmelz seiner Stimme und das Gedächtniß völlig eingebüßt, war aus dem Theaterchor entlassen worden und fand nur noch bei der Mysterienfeier von kleinen Sekten oder bei der Einübung von Hymenäen und Klageliedern unter den Sängern um einige Drachmen Entgelt einen Platz.

Dabei hatten die Alten ihre Tochter, der Pollux nicht mehr beistehen konnte, zu unterstützen, und die Vögel, die Grazien und die Katze wollten auch fressen.

Daß es möglich sein würde sie abzuschaffen, war weder Doris noch Euphorion jemals in den Sinn gekommen.

Bei Tage konnte die Alte nicht mehr lachen, — aber bei Nacht hatte sie manche gute Stunde, denn dann zeigte die Hoffnung ihr schöne Zukunftsbilder und erzählte ihr allerlei mögliche und unmögliche Geschichten, die ihr Herz mit neuem Muthe beseelten.

Wie oft sah sie Pollux aus der fernen Stadt, in die er vielleicht geflohen war, aus Rom oder gar aus Athen als großen Mann, mit Lorbeer geschmückt und reich an Schätzen, zurückkehren!

Der Kaiser, der doch noch freundlich an sie dachte, konnte nicht ewig zürnen. Vielleicht schickte er einmal seine Boten aus, um Pollux zu suchen und um das, was er ihm angethan hatte, durch große Aufträge wieder gutzumachen.

Daß ihr Liebling am Leben sei, das wußte sie, darin täuschte sie sich gewiß nicht, so oft auch Euphorion ihr zu beweisen versuchte, daß er gestorben sein müsse. Der Sänger wußte viele Geschichten von unglücklichen Menschen zu erzählen, die ermordet worden und niemals wieder zum Vorschein gekommen waren; aber sie ließ sich nicht überzeugen, fuhr fort zu hoffen und lebte sich ganz in den Vorsatz ein, ihren jüngern Sohn Teuker, sobald seine Lehrzeit abgeschlossen sein würde, also in einigen Monaten, auf Reisen zu schicken, um seinen verschollenen Bruder zu suchen.

Antinous, dessen verbrannte Hände unter der

Pflege des Kaisers schnell geheilt waren und der außer für Pollux, nie für einen andern Jüngling Freundschaft empfunden hatte, beklagte das Verschwinden des Künstlers und nahm sich vor Frau Doris aufzusuchen. Aber er trennte sich jetzt schwerer als je von seinem Gebieter und war ihm so eifrig zur Hand, daß Hadrian ihm manchmal freundlich vorwarf, er mache seinen Sklaven den Dienst zu leicht.

Wenn er wirklich einmal über eine Stunde verfügen konnte, so ließ er es bei dem Vorsatz, nach den Eltern seines Freundes zu sehen; denn zwischen Wollen und Vollbringen lag bei ihm ein weites Feld, das niemals überschritten ward, wenn ihn keine heftigen Antriebe drängten.

Dergleichen waren es, die ihn, wenn der Kaiser im Museum disputirte oder sich durch die Führer der verschiedenen Religionsgenossenschaften über den Inhalt der Lehren, denen sie folgten, unterrichten ließ, zu dem Landhause führten, in dem Selene auch, nachdem der Februar begonnen hatte, noch verweilte.

Es war ihm mehrmals gelungen, sich in den Garten Paulina's zu stehlen, aber seine Hoffnung, von Selene bemerkt zu werden und mit ihr sprechen zu können, sollte sich anfänglich nicht verwirklichen.

So oft er sich dem Hause Hanna's näherte, vertrat ihm die verwachsene Maria den Weg, erzählte ihm, wie ihre Freundin sich befinde, und bat oder befahl ihm dann sich zu entfernen.

Sie war immer in der Nähe der Kranken, denn ihre Mutter wurde jetzt von ihrer Schwester gepflegt,

und Frau Hanna hatte für sie die Erlaubniß erwirkt, ihre Papyrusblätter zu Hause kleben zu dürfen.

Die Wittwe selbst durfte in der Fabrik nicht fehlen, denn ihr Amt als Aufseherin machte ihre Anwesenheit in der Werkstätte nothwendig.

So kam es, daß Antinous niemals von Hanna und immer nur von Maria empfangen und von dieser abgewiesen wurde.

Zwischen dem schönen Jüngling und dem mißgestalteten Mädchen hatte sich eine gewisse Beziehung gebildet.

Wenn Antinous kam und sie ihm ihr: „Schon wieder?“ zurief, faßte er ihre Hand und bat sie innig, doch nur ein einziges Mal seinen Wunsch zu erfüllen. Sie blieb immer standhaft, wies ihn aber nie streng, sondern lächelnd und mit freundlichen Mahnungen zurück.

Wenn er ausgesucht schöne Blumen aus seinem Pallium hervorzog und sie anflehte, sie Selenen im Namen ihres Freundes von der Lochias zu geben, so nahm sie dieselben an und versprach ihm, sie in ihr Zimmer zu stellen; aber es könnte, sagte sie, weder ihm noch ihr nützen, wenn sie wüßte, von wem sie kämen.

Nach solchen Abweisungen verstand er es wohl, mit herzgewinnenden Worten zu schmeicheln, aber ihr zu trotzen und sein Ziel mit Gewalt zu erreichen hatte er niemals gewagt.

Wenn die Blumen im Zimmer standen, so sah Maria weit öfter nach ihnen als Selene.

Blieb Antinous einmal lange aus, so sehnte die Verwachsene sich nach seinem Anblick und ging in der Stunde, in der er zu erscheinen pflegte, unruhig zwischen dem Thor des Gartens und dem Häuschen ihrer Freundin auf und nieder.

So wie ihn dachte sie sich die Engel, und die Engel, an die sie dachte, sahen bald nicht anders als er aus.

In jedes ihrer Gebete schloß sie den armen schönen Heiden. Eine milde Zärtlichkeit, in die sich manchmal ein leises Weh mischte, das sie auf ihren Schmerz über seine verlorene Seele bezog, war von allen ihren Gedanken an ihn untrennbar.

Hanna wurde durch sie von jedem neuen Besuch des jungen Mannes unterrichtet, und so oft Maria von Antinous redete, zeigte sich die Diakonissin besorgt und hieß sie ihm drohen, daß sie den Thorwächter rufen würde.

Die Wittwe wußte, wer der unermüdliche Bewunderer ihres Pfleglings war, denn einmal hatte sie ihn mit Mastor reden hören und diesen, der jede freie Stunde benützte, um dem Gottesdienste der Christen beizuwohnen, gefragt, wer er sei.

Ganz Alexandria, ja das ganze Reich kannte den Namen des schönsten Jünglings seiner Zeit, des gefeierten Günstlings des Kaisers.

Auch Hanna hatte von ihm gehört, und erfahren, daß ihn die Dichter besangen und heidnische Frauen begierig waren einen Blick aus seinen Augen zu erhaschen. Sie wußte, wie sittenlos das Treiben unter

den Großen aus Rom war, und Antinous erschien ihr wie ein glänzender Falke, der eine Taube umkreist, um im günstigen Augenblick auf sie herabzustoßen und sie mit Schnabel und Fängen zu Grunde zu richten.

Hanna wußte auch, daß Selene Antinous kannte, und daß er es gewesen war, der sie einmal von einer wüthenden Dogge befreit und dann aus dem Wasser gezogen hatte; aber die Genesende ahnte nicht, wer ihr Retter war, das ging aus vielen ihrer Reden hervor.

Am Ende des Februar war Antinous drei Tage hintereinander gekommen; nun ließ Hanna dem Pförtner durch den Bischof Eumenes streng befehlen, auf den jungen Mann Acht zu haben und ihm den Eintritt in das Landhaus, wenn es sein müßte auch mit Gewalt, zu versagen.

Aber die Liebe findet ihren Weg auch durch verschlossene Thüren, und es gelang Antinous dennoch, sich in den Garten Paulina's zu schleichen.

Bei einem dieser Besuche konnte er Selene belauschen, wie sie, auf einen Stab gestützt, von einem schönen blondlockigen Knaben und Frau Hanna begleitet, auf und nieder hinkte.

Antinous hatte alles Krüppelhafte als einen Fehlgriff der harmonisch bildenden Natur nicht freundlich zu bemitleiden, sondern mit Widerwillen zu betrachten gelernt.

Hier empfand er ganz anders.

Die verwachsene Maria war ihm anfänglich ab=

schreckend erschienen; jetzt freute er sich, wenn er sie sah, obgleich sie stets seine Wünsche kreuzte, und die lahme Selene, der die Gassenbuben ihr „Klipp, klapp!" nachgerufen hatten, erschien ihm anbetungswürdiger denn je.

Wie schön war ihr Antlitz und ihre Gestalt, wie eigenthümlich ihr Schritt! Sie hinkte nicht, nein, sie wiegte sich durch den Garten. So, dachte er später, lassen sich die Nereiden von leicht bewegten Wogen forttragen.

Die Liebe begnügt sich mit allem, und das wird ihr nicht schwer, denn sie weiß alles, was sie umfaßt, in höhere Ordnungen des Seins zu erheben. In ihrem Lichte wird die Schwäche zur Tugend, der Mangel zum Vorzug.

Die Besuche des Bithyniers waren nicht die einzige Sorge Frau Hanna's. Die anderen trug sie freilich nicht bang, sondern mit Freuden.

Ihr Hausstand hatte sich um zwei Menschen vermehrt, und ihr Einkommen war klein.

Um ihre Pfleglinge nicht darben zu lassen, mußte sie, während sie die Mädchen in der Fabrik beaufsichtigte, auch die eigenen Hände rühren, und am Abend nicht nur für Maria, sondern auch für sich selbst Papyrusblätter mit nach Hause nehmen, um sie in langer Nachtarbeit zusammen zu kleben.

Sobald Selenens Zustand sich gebessert hatte, half sie ihr gern und fleißig, — aber wochenlang hatte die Genesende von jeder Beschäftigung fern gehalten werden müssen.

Maria schaute Hanna oft mit stiller Besorgniß an, denn sie sah sehr bleich aus.

Nachdem sie einmal ohnmächtig zusammengesunken war, hatte die Verwachsene sich ein Herz gefaßt und ihr vorgestellt, daß sie mit dem Pfunde, das der Herr ihr gegeben, wohl wuchern, aber es nicht wie eine Verschwenderin fortschenken dürfe. Sie gönne sich gar keine Ruhe, arbeite Tag und Nacht, besuche nach wie vor in den Erholungsstunden die Häuser der Armen und Kranken, und werde, wenn sie sich nicht mehr Ruhe gönne, bald statt pflegen zu können, der Pflege bedürfen.

„Gönne Dir doch," sagte Maria, „wenigstens in der Nacht den unentbehrlichen Schlaf."

„Wir müssen leben," entgegnete Hanna, „und wie darf ich borgen, da ich doch nicht wiederzugeben vermag."

„Bitte Paulina," rieth das Mädchen, „Dir den Miethzins zu erlassen, sie thut es gern."

„Nein," entgegnete Hanna entschieden. „Was dieß Häuschen abwirft, kommt meinen Armen zu gute, und Du weißt doch, wie nöthig sie es haben. Was wir geben, das leihen wir unserem Herrn, und er besteuert Keinen über sein Vermögen."

Selene war genesen, aber der Arzt hatte erklärt, daß keines Menschen Kunst sie jemals von ihrer Lahmheit zu befreien vermöge. Sie war Hanna's Tochter, der blinde Helios die Sonne des Hauses der Diakonissin geworden.

Arsinoe durfte ihre Schwester selten und nur in

Begleitung ihrer Pflegemutter besuchen. Es kam auch zwischen ihr und Selene nie zu einem ungehemmt offenen Gespräch. Die ältere Tochter des Verwalters war jetzt zufrieden und heiter, die jüngere nicht nur traurig über das Verschwinden ihres Geliebten, sondern auch, weil sie sich in ihrem neuen Heim unglücklich fühlte, leicht aufbrausend, und schnell geneigt, Thränen zu vergießen.

Den kleinen Waisen des Keraunus erging es gut. Sie wurden manchmal zu Selene geführt, und erzählten ihr mit Liebe von ihren neuen Eltern.

Durch die Mithülfe der Genesenen verminderte sich die Arbeitslast ihrer Freundinnen, und als der März begann, wurde eine Anforderung an die Wittwe gestellt, welche ihrem einfachen Leben eine neue Wendung geben mußte, wenn sie ihr folgte.

Im oberen Aegypten hatten sich christliche Verbrüderungen gebildet, und eine derselben an die große alexandrinische Muttergemeinde die Bitte gerichtet, ihr einen Presbyter, einen Diakonen und eine Diakonissin zu senden, welche befähigt wären, die Gläubigen und Getauften im hermopolitischen Gaue, die bereits nach Tausenden zählten, zu leiten und zu belehren. Das Gemeindeleben, die Armen- und Krankenpflege in jener Landschaft, bedurfte der Organisation durch kundige Hände, und Hanna wurde gefragt, ob sie sich entschließen könnte, die Hauptstadt zu verlassen und ihre segensreiche Thätigkeit zu Besa in erweiterten Grenzen fortzusetzen. Es sollten sie dort ein freundliches Haus, ein Palmengarten und Gaben der Gemeinde

erwarten, welche nicht bloß ihr eigenes Leben, sondern auch das ihrer Pfleglinge sicherstellen würden.

Hanna fühlte sich mit festen Banden an Alexandria gefesselt. Vor allem hielten sie ihre Armen und Kranken, unter denen ihr viele an's Herz gewachsen waren, zurück. Wie manches verirrte Mädchen hatte sie auch schon in der Fabrik gerettet.

Sie erbat sich eine kurze Bedenkzeit, und diese wurde ihr bewilligt. Am fünfzehnten März mußte die Entscheidung erfolgt sein. Schon der fünfte Tag dieses Monats brachte sie mit sich, denn während Hanna sich in der Papyrusfabrik befand, gelang es Antinous, wieder in den Garten Paulina's zu dringen und sich kurz vor Sonnenuntergang bis zu dem Hause der Wittwe zu schleichen.

Maria bemerkte ihn auch dießmal zur rechten Zeit und wies ihn wie immer freundlich zurück; aber der Bithynier war heute erregter als sonst, ergriff ihre Hand mit warmer Dringlichkeit und umfaßte sie, während er sie bat Gnade zu üben. Sie versuchte sogleich sich von ihm zu befreien, er aber ließ sie nicht los, sondern rief schmeichelnd:

„Ich muß sie heute sehen und sprechen, nur dieß eine Mal, gute, liebe Maria.“

Ehe sie es wehren konnte, hatte er einen Kuß auf ihre Stirn gedrückt und war dann in das Haus zu Selene geeilt.

Die Verwachsene wußte nicht, wie ihr geschehen war. Verwirrt, wie gelähmt von wechselnden Gefühlen stand sie da und schaute beschämt zu Boden.

Sie empfand, daß ihr etwas Unerhörtes begegnet sei, aber dieß Unerhörte verbreitete blendendes Licht, und weil dieses doch für sie, die arme Maria, aufgegangen war, so mischte sich das ihr ganz neue Gefühl des Stolzes in die Scham und Entrüstung, die sie empfand.

Sie bedurfte einiger Minuten, um sich zu sammeln und ihrer Pflicht bewußt zu werden, und diese Minuten blieben von Antinous nicht unbenutzt.

Mit weiten Schritten eilte er in das Zimmer, in dem er Selene in jener unvergeßlichen Nacht auf das Lager niedergelassen hatte, und rief ihr schon auf der Schwelle ihren Namen entgegen.

Sie erschrak und schob das Buch beiseite, aus dem sie ihrem blinden Bruder vorgelesen hatte.

Da rief er sie zum zweiten Mal bittend an.

Selene erkannte ihn und fragte ruhig:

„Suchst Du mich oder Frau Hanna?"

„Dich, Dich!" rief er feurig. „O Selene! Ich habe Dich aus dem Wasser gezogen, und seit jener Nacht kann ich Dich nicht vergessen, und muß vergehen aus Liebe zu Dir. Sind Deine Gedanken nie und nie den meinen auf dem Wege zu Dir begegnet? Bist Du immer noch so kalt, so regungslos wie damals, als Du halb dem Tode und halb dem Leben gehörtest? Wie der Schatten eines Todten die Stätte, an der alles zurückblieb, woran er auf Erden gehangen, so umkreise ich seit Monaten dieß Haus, und niemals ist es mir gelungen Dir zu sagen, was ich empfinde."

Bei diesen Worten warf sich der Jüngling vor ihr nieder und versuchte es, ihre Kniee zu umfassen; sie aber sagte vorwurfsvoll:

„Was soll das alles? Steh' auf und mäßige Dich."

„O laß mich, laß mich," bat er innig. „Sei nicht so kalt und so hart, habe Erbarmen mit mir und stoße mich nicht von Dir."

„Steh' auf," wiederholte das Mädchen, „ich will Dir nicht zürnen, denn ich schulde Dir Dank."

Er erhob sich wieder und sagte leise:

„Nicht Dank, aber Liebe, ein wenig Liebe begehr' ich."

„Ich bemühe mich alle Menschen zu lieben," entgegnete die Jungfrau, „und so lieb' ich auch Dich, Du hast mir ja viel Gutes erwiesen."

„Selene, Selene!" schrie er jubelnd auf, warf sich wiederum vor ihr nieder und griff stürmisch nach ihrer Rechten. Aber kaum hielt er ihre Hand in der seinen, als Maria, glühend vor Erregung, in's Zimmer gestürzt kam. Mit heiserer Stimme, aus der Unwille und Zorn klang, befahl sie ihm gleich das Haus zu verlassen und rief, als er es von neuem versuchte, sie mit Bitten zu bestürmen:

„Wenn Du nicht gehorchst, so rufe ich die Männer zu Hülfe, die dort die Blumen betrachten. Ich frage Dich, willst Du gehorchen, ja oder nein?"

„Warum bist Du so böse, Maria?" fragte der blinde Helios. „Dieser Mann ist gut, und hat Selene nur gesagt, er habe sie lieb."

Antinous wies mit einer flehenden Geberde auf den Knaben, aber schon stand Maria am Fenster und legte die Hand an den Mund, um zu rufen.

„Laß, laß!“ rief Antinous der Verwachsenen zu, „ich gehe schon.“

Dabei trat er still und langsam auf die Thür zu, schaute aber Selene noch einmal mit leidenschaftlicher Wärme an. Darauf verließ er das Zimmer, stöhnend vor Scham und Enttäuschung, und doch wieder so froh und stolz, als ob ihm eine große That gelungen wäre.

Im Garten begegnete ihm Frau Hanna, und eilte sogleich mit beschleunigten Schritten auf ihr Haus zu. Dort fand sie Maria laut schluchzend und in Thränen zerfließend.

Bald war die Wittwe von allem unterrichtet, was sich in ihrer Abwesenheit ereignet hatte.

Eine Stunde später eröffnete sie dem Bischof, daß sie den Ruf der Gemeinde von Besa annehme und bereit sei nach Oberägypten abzureisen.

„Mit Deinen Pfleglingen?“ fragte Eumenes.

„Ja. Selenens Herzenswunsch wäre freilich von Dir getauft zu werden, aber weil ein Jahr der Belehrung erforderlich ist . . .“

„Ich verrichte morgen die heilige Handlung.“

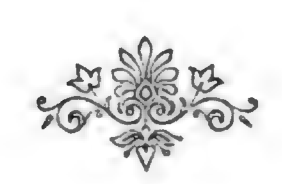
„Morgen, mein Vater?“

„Ja, Schwester . . . ich thu' es getrost. Sie hat den alten Menschen in der Meerflut gelassen, und bevor wir ihre Lehrer wurden, ist sie durch die Schule des Lebens gegangen. Schon als Heidin hat sie ihr

Kreuz auf sich genommen, und sich so treu erwiesen, als wäre sie eine Vertraute des Herrn. Was ihr fehlte: Glaube, Liebe und Hoffnung, das hat sie in Deinem Hause gefunden. Im Namen des Heilands danke ich Dir für diese Seele, meine Schwester."

„Nicht mir, nicht mir," bat die Wittwe. „Ihr Herz war erstarrt, aber nicht ich, sondern der warme Glaube des blinden Knaben hat es geschmolzen."

„Ihm und Dir verdankt sie das Heil," entgegnete der Bischof. „Und so sollen beide zusammen die Taufe empfangen. Geben wir dem lieblichen Kinde den Namen des schönsten unter den Jüngern, und nennen wir ihn ‚Johannes'. Selene soll in Zukunft, wenn es ihr selbst gefällt, ‚Martha' heißen."



Achtzehntes Kapitel.

Selene und Helios empfingen die Taufe, und zwei Tage später bestiegen Frau Hanna, ihre Pfleglinge und Maria, in Begleitung des Presbyter Hilarion und eines Diakonus, im mareotischen Hafen ein Nilschiff, das sie ihrer neuen Heimat, der oberägyptischen Stadt Besa, zuführen sollte.

Die Verwachsene hatte mit der Antwort auf die Frage der Wittwe, ob sie ihr zu folgen wünsche, gezaudert.

In Alexandria wohnte ihre alte Mutter, und dann — aber gerade dieses „dann“ war ihr zu Hülfe gekommen, alle Bedenken scharf durchzuschneiden und ein entschiedenes „Ja“ zu sagen, denn es hatte sich auf Antinous bezogen.

Während weniger Augenblicke war es ihr unerträglich erschienen, ihn nie wiederzusehen, denn sie hatte so oft an den schönen Jüngling denken müssen, und ihr ganzes Herz sollte doch nur dem Einen gehören, der mit seinem Blute Frieden hier und Seligkeit dort für sie erkauft hatte.

Selene war am Tage nach der Taufe in Pau-

lina's Stadthaus gegangen, und hatte dort von Arsinoe unter vielen Thränen Abschied genommen. Die ganze Liebe, welche die Schwestern vereinte, kam in der Trennungsstunde zum Ausdruck. Selene hatte von Paulina gehört, daß Pollux gestorben wäre, und grollte ihrer Nebenbuhlerin nicht mehr, die ihn leidenschaftlicher beklagte als sie. Früher war der Friede ihrer Seele freilich mehr als einmal durch die Erinnerung an ihren Gespielen getrübt worden.

Die Trennung von Alexandria, wo ihre meisten Geschwister zurückblieben, fiel ihr schwer, und doch freute sie sich auf ihr fernes Heim, denn sie war nicht mehr dieselbe, die sie noch vor wenigen Monden gewesen, und sie sehnte sich nach einem fernen Schauplatz für ihr neues, geheiligtes Leben.

Eumenes und Hanna waren im Recht gewesen. Nicht der Wittwe, sondern dem blinden Knaben war es gelungen, sie für das Christenthum zu gewinnen.

Diese That des Kindes hatte einen seltsamen Verlauf genommen.

Schon des Sklaven Mastor Verheißung, Helios werde dereinst in einem leuchtenden Himmel seinem Vater unter lieblichen Engeln wieder begegnen, hatte mächtig auf die lebhafte Einbildungskraft und das weiche Herz des blinden Kindes gewirkt.

In Hanna's Haus empfing seine Hoffnung neue Nahrung, und Maria und die Wittwe erzählten ihm viel von ihrem lieben, freundlichen Gott und seinem Sohne, der die Kinder liebe und sie eingeladen habe zu ihm zu kommen.

Als Selene sich zu erholen begann, und es ihm gestattet wurde mit ihr zu reden, theilte er ihr voll innerer Freude alles mit, was er von den Frauen gehört hatte; seine Schwester fand aber zunächst keinen Gefallen an diesen wunderlichen Hirngespinnsten, und versuchte es, seinen Glauben an sie zu trüben und sein Herz zu den alten Göttern zurückzuführen.

Aber während sie den Knaben zu leiten versuchte, fühlte sie sich nach und nach gezwungen ihm auf seinen Wegen zu folgen. Zuerst ging sie mit unsicheren Schritten vorwärts, aber Frau Hanna unterstützte sie durch ihr Beispiel und manches gute Wort. Lehren ertheilte sie nur, wenn das Mädchen sie fragte und um Erklärungen bat.

Liebe und Frieden athmete alles, was Selene hier umgab, und der Knabe empfand das, sprach es aus, zwang sie es anzuerkennen, und bot ihr in seiner eigenen Person das erste Ziel für die neu in ihr erwachende Sehnsucht, sich liebreich zu erweisen.

Der feste Glaube des Kindes, der sich durch keinerlei Gründe und keine von den Mythen, die sie kannte, erschüttern ließ, rührte sie und veranlaßte sie Frau Hanna zu fragen, was es mit dieser oder jener Behauptung des Knaben auf sich habe.

Es war ihr erfreulich erschienen, daß das elende Erdenleben mit dem Tode seinen Abschluß finden sollte; aber Helios ließ sie verstummen, als er traurig sagte:

„Hast Du denn gar keine Sehnsucht, den Vater und die Mutter wiederzusehen?“

Ein Wiedersehen mit der Mutter!

Dieser Gedanke machte auch sie auf ein Jenseits begierig, und Frau Hanna fachte den Funken der Hoffnung in ihrer Seele zur Flamme an.

Selene hatte viel Elend gesehen und erfahren, und sich gewöhnt, die Götter grausam zu nennen. Helios sagte ihr, Gott und der Heiland wären gut und liebten die Menschen wie ihre Kinder.

„Ist es nicht freundlich," fragte er sie, „daß uns der himmlische Vater zu Frau Hanna führte?"

„Ja, aber man hat uns von einander gerissen," sagte Selene.

„Laß nur," entgegnete das Kind zuversichtlich, „im Himmel finden wir uns alle wieder."

Die Genesende erkundigte sich nach jedem einzelnen ihrer Geschwister, und Hanna schilderte ihr alle Familien, in denen sie untergekommen waren.

Die Wittwe sah nicht aus, als ob sie lüge, die Kleinen bestätigten auch ihre Berichte bei ihren Besuchen, und doch konnte Selene nur schwer die Bilder für richtig halten, welche sie ihr von dem Leben in den Häusern der Christen entwarf.

Die Mutter der Christen, hat ein großer Kirchenlehrer gesagt, sollte der Stolz der Kinder, die Frau der Stolz des Mannes, Mann und Kinder der Stolz der Frau, und Gott der Stolz und Ruhm aller Mitglieder des Hauses sein.

Liebe und Glaube waren auch thatsächlich das Band, Friede und ein tugendhaftes Leben das Gesetz der Familie. Und in solcher reinen, wohlthätigen

Lebensluft, deren Segen sie in Hanna's Häuschen an sich selbst und Helios empfand, wuchsen ihre Geschwister heran!

Ihr gerader Sinn fand die rechte Antwort, als sie sich fragte, was wohl aus ihnen allen geworden sein würde, wenn ihr Vater am Leben geblieben und seines Amtes entsetzt worden wäre? In Elend und Schande wären sie alle verkommen.

Und nun?

Vielleicht hatte die Gottheit doch freundlich gegen die Kinder gehandelt.

Liebe, Liebe und wieder Liebe athmete alles, was sie sah und hörte, und doch hatte ihr die Liebe die grausamsten Schmerzen bereitet.

Warum war es ihr beschieden gewesen, so Schweres durch dieselbe Empfindung zu erdulden, die Anderen das Leben verschönte? Hatte wohl Jemand Schwereres als sie zu erdulden gehabt? Ganz gewiß! Ein lebhafter Jüngling hatte sie irre geführt, und ihre Schwester statt ihrer glücklich zu machen verheißen. Das war schwer zu ertragen gewesen, aber der Heiland, von dem ihr Helios erzählte, war noch viel härter geprüft worden. Die Menschheit, für die er, ein Sohn Gottes, zur Erde hernieder gestiegen war, um sie von Elend und Schuld zu erlösen, hatte ihm seine Güte damit gedankt, daß sie ihn an's Kreuz schlug. Sie sah in ihm einen Leidensgenossen, und forderte die Wittwe auf ihr von ihm zu erzählen.

Manches Opfer hatte Selene den Ihren gebracht, und ihr Gang in die Papyrusfabrik blieb ihr unver=

geßlich; — er aber hatte sich verspotten lassen und sein Blut für die Seinen vergossen. Und wer war sie — wer der Sohn Gottes?!

Seine Gestalt wurde ihr lieb, sie ward nicht müde, sich über seine Schicksale, seine Reden und Thaten zu unterrichten, und unvermerkt kam für sie der Tag, an dem ihre Seele sich bereit fand, die Lehren Christi mit inbrünstiger Sehnsucht aufzunehmen.

Mit dem Glauben gewann sie das Bewußtsein der Schuld, welches ihr bis dahin fremd gewesen war.

Sie hatte aus Stolz und Furcht, niemals aber aus Liebe die Hände gerührt; die heilige Gabe des Lebens hatte sie selbstsüchtig von sich geworfen, ohne zu fragen, was aus Denen werden würde, für die sie zu sorgen verpflichtet war. Ihrer leiblichen Schwester, die ihrer Obhut und ihres Segens bedurfte, und auch ihrem Jugendgespielen Pollux hatte sie geflucht, und unzählige Male die Leiter des menschlichen Schicksals verwünscht. Das alles empfand sie jetzt schmerzlich, mit dem ihrem Gemüthe eigenen Ernste; aber sie fühlte sich beruhigt durch die Kunde, daß es Einen gäbe, der die Welt erlöst und die Schuld jedes reuigen Sünders auf sich genommen habe.

Nachdem Selene der Wittwe ihren Wunsch, eine Christin zu werden, ausgesprochen hatte, führte diese den Bischof Eumenes zu ihr.

Er selbst übernahm es, den Unterricht der Jungfrau zu leiten, und fand in ihr eine von Lernbegier erfüllte Schülerin.

Wie eine von jenen grauen getrockneten Blumen,

die sich, wenn man sie in's Wasser senkt, eröffnen, und in frische Blüten verwandeln, so erschloß sich ihr vorzeitig verwelkendes Herz. Sie sehnte sich nach völliger Genesung, um wie Hanna Kranke zu pflegen und jene Liebe zu bethätigen, die Christus von seinen Getreuen verlangt.

Das war es, was sie besonders an ihrem neuen Glauben erfreute, daß er nicht die Reichen, welche viele Opfer bringen konnten, selig zu machen verhieß, sondern die reumüthig nach Vergebung lechzenden Elenden, die Armen und Nothleidenden, an die sie dachte, als ob sie mit ihnen zu der gleichen Familie gehörte.

Ihre tüchtige Natur begnügte sich nicht mit der Gesinnung, sondern verlangte darnach sich zu bewähren. In Besa durfte sie mit Hanna an's Werk gehen, und diese Aussicht erleichterte ihr den Abschied von Alexandria.

Ein günstiger Wind führte die Reisenden gen Süden und glücklich an's Ziel.

Zwei Tage nach ihrem Aufbruch schlich sich Antinous wieder in den Garten Paulina's. Er näherte sich dem Häuschen der Wittwe und sah sich vergebens nach der verwachsenen Maria um.

Der Weg war frei.

Ihr Ausbleiben mußte ihn erfreuen, aber es beunruhigte ihn dennoch.

Sein Herz schlug heftig, denn vielleicht war es ihm heute vergönnt Selene allein zu finden.

Ohne zu klopfen öffnete er das Thor, aber er wagte es nicht die Schwelle zu übertreten, denn im

Vorgemach stand ein fremder Mann und lehnte Bretter an die Wand.

Der Tischler, ein Christ, dem Paulina ihr Häuschen für seine Familie überlassen hatte, fragte Antinous nach seinem Begehr.

„Ist Frau Hanna zu Hause?“ stammelte der Bithynier.

„Wohnt nicht mehr hier.“

„Und ihre Pflegetochter Selene?“

„Ist mit ihr nach Oberägypten gezogen. Hast Du etwas an sie zu bestellen?“

„Nein,“ entgegnete der Jüngling betroffen. „Seit wann sind sie fort?“

„Seit vorgestern.“

„Und sie kommen nicht wieder?“

„In den nächsten Jahren gewiß nicht. Später vielleicht, wenn der Herr es so schickt.“

Antinous verließ auf dem breiten Mittelwege unangefochten den Garten.

Er sah bleich aus, und ihm war zu Muth wie einem Wanderer in der Wüste, der die Quelle verschüttet findet, aus der er Labung zu schöpfen gehofft hat.

In der ersten freien Stunde des folgenden Tages klopfte der Jüngling wiederum bei dem Tischler an, um sich zu erkundigen, in welchem oberägyptischen Orte sich die Auswanderer niederzulassen gedächten, und der Handwerker antwortete ihm treuherzig:

„In dem oberägyptischen Besa.“

Antinous war von je ein Träumer gewesen, aber

so gedankenlos, so schlaff vor sich hindämmernd, wie in dieser Zeit, hatte Hadrian ihn noch niemals gesehen.

Wenn er ihn zu erwecken und zu größerer Frische anzuspornen versuchte, sah ihn sein Liebling bittend an, und gab sich alle Mühe ihm dienstfertig zu sein und ihm ein heiteres Gesicht zu zeigen, aber immer nur mit kurzem Erfolg.

Selbst auf den Jagdzügen in die libysche Wüste, welche der Kaiser manchmal unternahm, blieb Antinous schlaff und unberührt von der Lust des Waidwerks, der er sich sonst mit Freude und Geschick hinzugeben pflegte.

Der Kaiser hatte es in Alexandria länger ausgehalten als an anderen Orten, und war müde der Festlichkeiten und Gastereien, des Wortgefechtes mit den Mitgliedern des Museums, des Verkehrs mit überspannten Mysten, Zeichendeutern, Sternsehern und Quacksalbern, von denen die Stadt wimmelte. Auch die kurzen Audienzen, die er den Führern der verschiedenen Religionsgenossenschaften ertheilte, und der Besuch der Fabriken und Werkstätten des betriebsamen Ortes fingen an ihn zu ermüden.

Eines Tages erklärte er, die südlichen Gaue des Nilthals besuchen zu wollen.

Die Priesterschaft der einheimischen ägyptischen Götter hatte ihn um diese Gunst ersucht, und nicht nur seine Wißbegier und Reiselust, sondern auch staatsmännische Erwägungen veranlaßten ihn, den Wunsch der in der reichen und wichtigen Provinz besonders einflußreichen Hierarchie zu erfüllen.

Der Gedanke, die Wunder aus der Pharaonenzeit, welche so viele Reisende anzogen, mit eigenen Augen zu sehen, ermunterte ihn, und seine gute Stimmung wuchs, sobald er bemerkte, wie belebend sein Entschluß, die Reise nach Süden anzutreten, auf Antinous wirkte.

Der Günstling hatte in den letzten Wochen über nichts auch nur die geringste Freude geäußert.

Die Huldigungen, mit denen ihn die vornehmen Alexandrinerinnen nicht weniger aufdringlich als die römischen Frauen bestürmten, ekelten ihn an.

Bei den Gastmählern zeigte er sich als ein schweigender Tischgenosse, dessen Nachbarschaft Niemanden erfreuen konnte.

Selbst die glänzendsten und aufregendsten Schauspiele im Circus und die schönsten Wettfahrten und Rennen im Hippodrom hatten es kaum mehr vermocht, seine Augen auf sich zu ziehen.

Früher war er gern und aufmerksam den Stücken Menander's und seiner Nachahmer, Alexis, Apollodor und Posidippus gefolgt, jetzt hatte er, wenn er sie aufführen sah, in die Luft gestarrt und an Selene gedacht.

Die Aussicht dahin zu gelangen, wo sie sich befand, regte ihn kräftig an und belebte seinen erlöschenden Lebensmuth. Er hoffte wieder, und wer in der Zukunft Licht glänzen sieht, dem erscheint die Gegenwart nicht mehr finster.

Hadrian freute sich dieser Wandlung seines Lieblings und ließ die Vorbereitungen zum Aufbruch beschleunigen.

Dennoch vergingen Monate, ehe er seine Reise anzutreten vermochte.

Zunächst beschäftigte ihn die Sorge, das durch die Aufstände der Juden entvölkerte Libyen neu zu kolonisiren. Dann gab es Bestimmungen über neu aufzuführende Poststraßen zu treffen, welche einen Theil des Reiches dem andern näher bringen sollten, und endlich mußte die förmliche Zustimmung des Senates für neue Bestimmungen in Betreff der Erblichkeit des verliehenen Bürgerrechtes abgewartet werden.

Diese war freilich gewiß, aber der Kaiser veröffentlichte ohne sie kein Gesetz, und es lag ihm viel an einem schnellen Inkrafttreten seiner Verordnung.

Bei seinen Besuchen des Museums hatte sich der Herrscher nach der Lage der einzelnen Mitglieder desselben erkundigt, und arbeitete nun Verordnungen aus, welche die Sorgen des Lebens von ihnen fern halten sollten.

Auch dem Geschick der alternden Lehrer und Erzieher der Jugend hatte er seine Aufmerksamkeit zugewandt und suchte es zu verbessern.

Als Sabina ihm vorhielt, wie große Kosten diese neuen Maßregeln verursachen würden, erwiederte er:

„Wir lassen die Veteranen nicht darben, die dem Staat ihren Leib zur Verfügung stellen. Warum sollen diejenigen in Sorgen verkommen, die mit ihrem Geist für ihn eintreten? Was sollen wir höher stellen, Macht und Besitz oder geistiges Vermögen? Je schwerer es mir als Kaiser wird diese Frage zu beantworten, desto bestimmter fühle ich mich verpflichtet,

Beamte, Krieger und alternde Lehrer mit gleichem Maß zu messen."

Auch die Alexandriner selbst hielten Hadrian durch mancherlei neue Ehrenbezeigungen auf. Sie erhoben ihn zum Gotte, weihten ihm einen Tempel und veranstalteten zu seiner Ehre immer neue Feste, gewiß um ihn für ihre Stadt zu gewinnen und ihrem Stolz und ihrer Freude über seinen langen Besuch Ausdruck zu geben, aber auch weil die vergnügungssüchtige Bürgerschaft diese günstige Gelegenheit gern ergriff, um sich eine Güte zu thun und in lauter seltenen Genüssen zu schwelgen. So verschlang der kaiserliche Besuch viele Millionen, und Hadrian, der nichts unerforscht ließ und sich Auskunft über die von der Stadt verausgabten Summen zu verschaffen wußte, tadelte den Leichtsinn seiner verschwenderischen Wirthe.

Voll Anerkennung schrieb er später an seinen Schwager Servianus über den Reichthum und die Betriebsamkeit der Alexandriner. Er rühmte ihnen nach, daß Niemand unter ihnen müßig gehe. Von diesen werde Glas, von jenen Papier, von anderen Leinwand verfertigt, und jeder dieser rastlosen Menschen, sagte er, rühre bei einem Handwerk die Hände. Selbst Podagristen, Blinde und Chiragristen suchten und fänden hier Beschäftigung. Aber dennoch nennt er die Alexandriner eine widerhaarige, nichtswürdige Gesellschaft mit scharfen und bösen Zungen, die weder Verus noch Antinous geschont hätten. Juden, Christen und Serapisdienern sagt er in diesem Schreiben nach, an Stelle der olympischen Götter nur einen Gott zu

verehren, und wenn er auch von den Christen behauptet, daß sie dem Serapis huldigten, so will er damit sagen, daß sie der Lehre von einem Fortleben der Seele nach dem Tode ergeben wären.

Viel zu schaffen machte Hadrian der Streit, in welchem Tempel man den neu aufgefundenen Apis unterbringen sollte. Von Alters her wurde dieser heilige Stier im Ptahtempel von Memphis gepflegt, — aber die ehrwürdige Pyramidenstadt war von Alexandria weit überflügelt worden, und der Serapistempel an letzterem Ort überbot den im Gebiet des Sokari von Memphis zehnfach an Glanz und Größe.

Die alexandrinischen Aegypter, welche das dem Serapeum benachbarte Viertel Rhakotis bewohnten, wünschten den in Stiergestalt auf Erden wandelnden Gott in ihrer Mitte zu haben, — aber die Memphiten ließen nicht von ihrem alten Recht, und es wurde dem Kaiser nicht leicht gemacht, den die Gemüther tief erregenden Streit zu einem befriedigenden Ausgang zu führen.

Memphis behielt seinen Apis, und das Serapeum von Alexandria wurde dafür mit Gnadengeschenken bedacht, welche sonst nur den Tempeln in der Pyramidenstadt zugute gekommen waren.

Im Juni konnte der Kaiser endlich aufbrechen.

Er wünschte, die Provinz zu Fuß und zu Roß zu durchwandern und Sabina sollte ihm nach dem Eintritt der Ueberschwemmung zu Schiffe folgen.

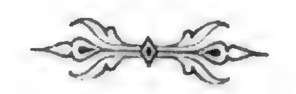
Die Kaiserin wäre gern nach Rom oder Tibur zurückgekehrt, denn Verus hatte beim Eintritt der

Sommerhitze Aegypten auf Befehl der Aerzte verlassen müssen.

Er schied mit seiner Gattin als Sohn des Herrscherpaares, — aber kein Wort Hadrian's berechtigte ihn zu der sichern Hoffnung, auch zu seinem Nachfolger in der Regierung ernannt zu werden.

Die unbändige Genußsucht des schönen Wüstlings war durch sein Leiden zwar schwer beeinträchtigt, aber nicht gebrochen worden, und er fuhr auch in Rom fort alle Genüsse des Lebens auszukosten.

Hadrian's Zaudern beunruhigte ihn häufig, denn die kaiserliche Sphinx hatte es nur zu oft verstanden, ihren Räthseln eine höchst unerwartete Lösung zu geben. Das trübe Ende, welches ihm vorausgesagt worden war, verursachte ihm geringe Sorgen, ja, Ben Jochai's Prophezeiung trieb ihn an, jede Stunde des Wohlseins, die das Geschick ihm noch gönnte, auszugenießen.



Neunzehntes Kapitel.

Balbilla und ihre Gefährtin, Publius Balbinus und andere vornehme Römer, der Sophist Favorinus und ein großes Gefolge von Kämmerern und Dienern sollten die Kaiserin zu Schiff begleiten, während Hadrian die Landreise mit einem kleinen Gefolge antrat, zu dem er einen stattlichen Jagdtroß gesellte.

Ehe er nach Memphis gelangt war, hatte er in der libyschen Wüste, die er durchzog, einige Löwen und viele andere Raubthiere erlegt und dabei an Antinous den besten Waidgesellen wieder gefunden.

Kaltblütig in der Gefahr, rüstig beim Wandern, genügsam und dienstwillig in jeder Lage, erschien der Jüngling seinem Gebieter wie ein von den Göttern selbst zu seiner Freude geschaffener Gefährte.

Wenn Hadrian stunden- und tagelang sann und schwieg, so störte er ihn mit keinem Worte; aber auch in solchen Zeiten war dem Kaiser die Gegenwart seines Lieblings nothwendig, denn ihn beglückte das bloße Bewußtsein, ihn in seiner Nähe zu haben.

Auch Antinous fühlte sich bei dieser Wanderung wohl, denn er empfand, daß er seinem verehrten Herrn etwas sein und dadurch die Last verringern könnte, mit der ihn der Frevel, den er begangen, noch immer bedrückte.

Das Träumen war ihm ohnehin lieber als das Reden, und die frische Bewegung wahrte ihn vor Erschlaffung.

In Memphis wurde Hadrian einen vollen Monat zurückgehalten.

Er mußte daselbst mit Sabina, deren Schiff er dort vorfand, die Tempel der ägyptischen Götter besuchen und im Ornat der Pharaonen sich mancherlei Ceremonien unterwerfen.

Sabina glaubte oft vergehen zu müssen, wenn sie, geschmückt mit dem großen Geierkopfputz der Beherrscherinnen des Nilthales, in langen Gewändern und mit Goldschmuck überladen, an der Seite ihres Gatten in Prozession durch alle Räume, auf das Dach und endlich in das Sanctuarium der Heiligthümer geführt wurde. Wie widersinnigen Förmlichkeiten galt es sich auch bei diesen Rundgängen zu unterwerfen und wie zahlreichen Opfern beizuwohnen!

Wenn sie von den Tempelbesuchen heimkehrte, fühlte sie sich bis auf's Aeußerste erschöpft, und es war auch nichts Kleines, sich so viele Räucherungen und Besprengungen gefallen zu lassen, so lange Litaneien und Hymnen mit anzuhören, so weite Strecken zu durchwandern, und während man zu den Himmlischen erhoben wurde, sich auf dem Throne der Gott-

heit mit verschiedenartigen Kronen schmücken und mit allerlei Binden und Symbolen ausstatten zu lassen.

Ihr Gatte ging ihr mit gutem Beispiel voran.

Er trug bei diesen Ceremonien die ganze ernste Majestät seines Wesens zur Schau, und benahm sich unter den Aegyptern wie einer der Ihren. Er fand auch Gefallen an der mystischen Weisheit der Priester, mit denen er häufig und lange verkehrte.

Wie zu Memphis, so unterwarf sich das kaiserliche Paar in allen Haupttempeln der weiter südlich gelegenen größeren Städte den Huldigungen der Hierarchie und der Vergötterung.

Wo Hadrian die Mittel für die Erweiterung eines Heiligthums bewilligte, da mußte er mit eigener Hand die Ceremonie der Grundsteinlegung ausführen.

Bei alledem behielt er Zeit in der Wüste zu jagen, die Staatsgeschäfte zu erledigen und die sehenswürdigen Denkmäler der Vorzeit zu besichtigen.

In Memphis vor allen Dingen die Todtenstadt mit den Pyramiden, dem großen Sphinx, dem Serapeum und den Apisgräbern.

Vor ihrem Aufbruch befragten er und seine Begleiter das Orakel des heiligen Stieres.

Der Dichterin Balbilla wurde die freundlichste Zukunft verheißen. Der Stier, dem sie mit abgewandtem Antlitz einen Kuchen reichen mußte, war mit ihrer Gabe zufrieden gewesen und hatte sie mit dem feuchten Munde an der Hand gestreift.

Hadrian befand sich noch im Ungewissen über den Spruch der Apispriester, denn es war ihm von ihnen

eine versiegelte Rolle, sowie eine Erklärung der in ihr enthaltenen Zeichen überreicht; aber feierlich anbefohlen worden, sie nicht früher als nach Ablauf eines halben Jahres zu eröffnen.

Der Kaiser traf mit seiner Gattin nur in den größeren Städten zusammen, denn er reiste zu Lande, sie aber zu Wasser.

Die Schiffe erreichten fast ausnahmslos ihr Ziel eher als die Wanderer, und wenn diese endlich auch dahin kamen, so gab es jedesmal eine Bewillkommnungsfeier, an der Sabina freilich nur selten theilnahm. Um so eifriger war Balbilla bemüht, den Wandernden die Ankunft durch freundliche Ueberraschungen zu verschönern.

Sie verehrte den Kaiser, und die Schönheit seines Lieblings übte einen unwiderstehlichen Zauber auf ihre Künstlerseele.

Ihn anzuschauen gewährte ihr Genuß, sein Scheiden bekümmerte sie, und wenn er wiederkehrte, so war sie immer die Erste, die ihn begrüßte.

Und doch kümmerte er sich um das heitere Mädchen nicht mehr und nicht weniger als um die anderen Frauen im Gefolge Sabina's; Balbilla aber verlangte auch nichts von ihm, als den Genuß ihn anzuschauen und sich an seiner Schönheit zu erfreuen.

Hätte er es gewagt, ihre Huldigungen für Liebe zu nehmen und ihr die seine anzutragen, so würde die Dichterin ihn mit Entrüstung in seine Schranken zurückgewiesen haben; und doch gab sie ihre Bewunderung über des Bithyniers Schönheit unverholen

zu erkennen, und zwar in auffallend geflissentlicher Weise.

Wenn die Reisenden nach längerer Abwesenheit wieder erschienen, so fand Antinous in dem Schiffsraum, den er bewohnte, Blumen und auserlesene Früchte, die sie ihm gesandt, und Verse, in denen sie ihn besungen hatte.

Er legte dieß alles zu dem andern und gewährte der Geberin dafür nur geringere Achtung.

Der Dichterin blieb dieß Gefühl ihres schönen Abgottes verborgen, und sie kümmerte sich auch nicht um seine Empfindungen.

Es war ihr bis dahin stets mühelos gelungen, sich in den Grenzen des Ziemlichen zu halten.

Jetzt gab es Stunden, in denen sie sich sagte, daß sie sich vielleicht hinreißen lasse, diese Schranke zu überschreiten.

Aber was fragte sie nach dem Urtheil ihrer Umgebung, was nach dem innern Leben des Bithyniers, an dem ihr nur die äußere Form gefiel?

Die Möglichkeit, Hoffnungen in ihm zu erwecken, die sie niemals erfüllen konnte und wollte, fürchtete sie nicht, weil sie ihr nicht einmal in den Sinn kam; und dennoch war sie unzufrieden mit sich selbst, denn Einer konnte ihr Thun nicht billigen, Einer hatte ihre Absicht, den schönen Jüngling durch Blumen zu ehren, in klaren Worten mißbilligt, und das Urtheil dieses Einen galt ihr mehr als das aller anderen Männer und Frauen zusammengenommen.

Dieser Eine war der Baumeister Pontius, und

seltsamerweise ließ sie sich gerade durch die Erinnerung an ihn von Thorheit zu Thorheit treiben.

Sie hatte den Architekten in Alexandria oft gesehen und bei ihrem Abschied sich von ihm versprechen lassen, der Kaiserin und ihr nachzukommen und ihr wenigstens auf einem Theil der Nilfahrt Gesellschaft zu leisten.

Aber er kam nicht, er ließ auch nichts von sich hören, obgleich er gesund war und jeder Bote dem Kaiser von seiner Hand überschriebene Rollen brachte.

Er, auf dessen treue Hingabe sie wie auf Felsen gebaut hatte, war also nicht weniger selbstsüchtig und wankelmüthig als die anderen Männer.

Sie dachte täglich und stündlich an ihn, und sobald ein von Norden kommendes Schiff in der Nähe des ihren vor Anker ging, beobachtete sie die an's Land steigenden Reisenden, um ihn unter denselben zu entdecken.

Sie sehnte sich nach Pontius, wie ein verirrter Wanderer den Führer zurückwünscht, der ihm entlaufen, und doch grollte sie ihm, denn er hatte ihr durch tausend Zeichen verrathen, daß sie ihm werth sei, daß sie Macht über seinen starken Willen besitze, und nun war er wortbrüchig und kam nicht.

Und sie?

Sie war nicht ungerührt von seiner Treue geblieben und gegen den Enkel des Freigelassenen ihres Großvaters gütiger gewesen, als gegen die edelsten Männer aus ihrem eigenen Stande.

Und trotz alledem verdarb ihr gerade Pontius den Genuß ihrer Reise und blieb, statt ihr zu folgen, in Alexandria.

Wie leicht hätte er seine Bauten anderen Architekten übertragen können, von denen die große Weltstadt wimmelte.

Wenn er nicht nach ihr fragte, so brauchte sie sich wahrhaftig noch weniger um ihn zu kümmern. Einmal am Schluß der Reise kam er vielleicht doch noch, und dann sollte er sehen, wie viel sie auf seine Mahnungen gäbe!

Sie sehnte ungeduldig die Stunde herbei, in der sie ihm alle ihre auf Antinous gedichteten Verse vorlesen und ihn fragen könnte, wie sie ihm gefielen. Es gewährte ihr kindische Lust, die Zahl dieser kleinen Gedichte zu vermehren, sie sauber auszufeilen, in ihnen ihr ganzes Wissen und Können leuchten zu lassen. Künstlichen und schwierigen Maßen gab sie den Vorzug, einige Verse wurden in lateinischer Sprache, andere in attischem, wieder andere in äolischem Griechisch gedichtet, das sie nun schon zu gebrauchen verstand, alles, um Pontius zu strafen, um ihn zu ärgern, und doch auch, um sich vor ihm in glänzendster Weise zu zeigen. Sie besang Antinous für Pontius, und keine Blume erhielt der Günstling von ihr, bei der sie nicht mit trotzig aufgeworfener Lippe an den Baumeister gedacht hätte.

Aber ein Mädchen kann die Schönheit eines Jünglings nicht straflos in neuen und wieder neuen Gedichten besingen, und so kamen Stunden, in denen

Balbilla geneigt war zu glauben, daß sie den Antinous liebe. Sie nannte sich dann seine Sappho, und er schien bestimmt, ihr Phaon zu werden.

Während seiner langen Wanderungen mit dem Kaiser konnte sie sich lebhaft — ja bis zu Thränen schmerzlich — nach ihm sehnen; aber sobald er zurückkehrte und sie wieder in seine wenig belebten Züge und matten Augen schaute und das schläfrige „Ja“ und „Nein“ hörte, mit denen er ihre Fragen beantwortete, war der Zauber völlig gebrochen, und sie gestand sich redlich ein, daß sie ihn ebenso gern aus Marmor gehauen wie in Fleisch und Blut vor sich sehen möchte.

In solchen Stunden wurde ihre Erinnerung an den Baumeister besonders lebendig, und während einmal ihr Schiff zwischen Lotosblättern hinfuhr, über die sich eine schöne, voll aufgeblühte Blume emporhob, flocht sie, die jede bemerkenswerthe Erscheinung schnell aufnahm, um sie dichterisch in sich umzubilden, eine Reihe von Versen zusammen, in denen sie Antinous eine Lotosblume nannte, die ihre Bestimmung erfüllte, wenn sie nur schön war, und Pontius mit dem Schiffe verglich, das, wohlgefügt und gut gesteuert, zu frischen Fahrten in weite Fernen einlud.

Beim hunderttorigen Theben erreichte die Nilfahrt ein Ende.

Nichts, was römischen Reisenden anziehend erschien, blieb hier unbesichtigt. Die bis in das Herz der Felsenberge eindringenden Pharaonengrüfte und die großen, aber ihres alten Glanzes beraubten Tem-

pel im Westen der Todtenstadt erregten des Kaisers Bewunderung. Das Herrscherpaar hörte mit seinen Begleitern auch den berühmten Memnonskoloß, dessen oberen Theil ein Erdbeben zu Boden geschleudert hatte, dreimal am frühen Morgen klingen.

Balbilla beschrieb dieß Ereigniß in mehreren langen Gedichten, welche Sabina in den Stein des Kolosses meißeln ließ. Die Dichterin glaubte, die Stimme des Memnon gehört zu haben, der seiner Mutter Eos entgegensang, während ihre Thränen, der frische Morgenthau, das Bild ihres vor Troja gefallenen Sohnes benetzten. Sie verfaßte diese Verse in äolischer Mundart, nannte sich als ihre Verfasserin und theilte den Lesern, zu denen sie auch Pontius zählte, mit, daß sie aus keinem geringeren Hause als aus dem des Königs Antiochus stamme.

Die ungeheuren Tempel auf beiden Ufern des Nils entsprachen völlig den Erwartungen des Kaisers, obgleich sie durch Erdbeben und Belagerungen schwere Beschädigungen erlitten hatten und die verarmende Priesterschaft von Theben nicht mehr im Stande war, für ihre Erhaltung, geschweige denn für ihre Wiederherstellung genügende Sorge zu tragen.

Balbilla begleitete Hadrian in das Heiligthum des Ammon auf dem Ostufer von Theben.

In dem größten und höchsten aller Säulensäle fühlte sich ihre empfängliche Seele mächtig erhoben, und als der Kaiser bemerkte, wie sie mit glühenden Wangen bald aufwärts schaute, bald an eine der thurmhohen Säulen gelehnt um sich her blickte,

fragte er sie, was sie in diesem echten Götterhause empfinde.

„Eins, Eins vor allem anderen," rief die Dichterin, „daß die Baukunst von allen Künsten die erhabenste ist! Dieser Tempel scheint mir ein gewaltiges Epos zu sein, und der, der es dichtend ersann, hat es nicht aus ärmlichen Worten, sondern aus schwer beweglichen Massen zusammengefügt. Tausend Theile sind hier zu einem Ganzen verbunden und ein jeder fügt sich in schöner Harmonie zu dem andern und hilft dem gewaltigen Gedanken, der die Seele des Schöpfers dieser Halle erfüllte, Ausdruck geben. Welcher andern Kunst wäre es vergönnt, ein gleich unvergängliches, jedes gewöhnliche Maß weit überschreitendes Werk zu gestalten?"

„Die Dichterin reicht dem Architekten den Lorbeer," entgegnete der Kaiser. „Aber ist des Dichters Reich nicht das Unendliche und kommt der Baukünstler jemals über das Endliche und Begrenzte hinaus?"

„Ist denn das Wesen der Himmlischen meßbar?" gab Balbilla fragend zurück. „Es ist es nicht; und doch ist diese Halle so beschaffen, als müßte die Gottheit Raum in ihr finden."

„Weil sie einem Meister ihren Ursprung verdankt, dessen Seele, als er sie schuf, an die Grenzen der Ewigkeit rührte. Aber glaubst Du, daß dieser Tempel die Gesänge Homer's überdauern wird?"

„Nein; doch die Erinnerung an sie wird eben so wenig vergessen werden wie der Zorn des Achill und die Irrfahrten des vielgewandten Odysseus."

„Schade, daß unser Pontius Dich nicht hört,“ sagte der Kaiser. „Er hat den Plan zu einem Werke vollendet, das mich und ihn und uns alle zu überdauern bestimmt ist. Ich rede von meinem Grabmal. Außerdem will ich durch ihn zu Tibur Thore, Höfe und Säle in ägyptischem Stil erbauen lassen, die uns an unsere Wanderung durch dieß wunderbare Land erinnern sollen. Ich erwarte ihn morgen.“

„Morgen?“ fragte Balbilla, und ihr Antlitz färbte sich bis zur Stirn mit flammendem Roth.

Zwanzigstes Kapitel.

Hadrian war bald nach seinem Aufbruch von Theben, welcher am zweiten November erfolgte, zu einem großen Entschluß gelangt.

Verus sollte nicht nur als sein Sohn, sondern auch als sein Nachfolger anerkannt werden.

Sabina's Drängen hätte für sich allein nicht genügt seinem Zaudern ein Ende zu machen, zumal es gerade jetzt durch die eigensten Wünsche des Kaisers neue Nahrung empfing.

Seiner Gattin Herz hatte nach einem Kinde verlangt, aber auch das seine sehnte sich nach einem Sohne, und in Antinous besaß er einen solchen.

Sein Liebling war ein am Wege aufgelesener Knabe von niedriger, wenn auch von freier Herkunft, aber es lag in der Hand des Kaisers, ihn groß zu machen, die höchsten Ehrenstellen Roms auf ihn zu übertragen und ihn endlich öffentlich als seinen Erben anzuerkennen.

Wenn Einer, so hatte Antinous dieß um ihn verdient, und keinem Andern als ihm konnte er neidlos

alles, was er selbst besaß, übertragen. Diese Gedanken, diese Wünsche waren viele Monate alt, aber des Bithyniers Sinn und Wesen hatten sich immer und immer wieder ihrer Verwirklichung entgegengestellt.

Hadrian war ernstlicher als seine Vorgänger bemüht gewesen, die gesunkene Würde des Senats zu heben, und dennoch durfte er der Zustimmung desselben für jede Maßnahme gewiß sein. Die leitenden Behörden der Republik waren auch unter den zügellosesten seiner Vorgänger anerkannt worden und in Thätigkeit geblieben. Freilich mußten sie alle, wie sie auch hießen, dem Imperator folgen, — aber sie waren immerhin vorhanden und das Reich vermochte auch mit einem Schwächlinge an der Spitze in den von Hadrian gezogenen und mit weiser Enthaltsamkeit eingeschränkten Grenzen ungeschmälert fort zu bestehen.

Vor wenigen Monaten hätte er dennoch nicht gewagt, an die Adoption seines Lieblings zu denken.

Jetzt hoffte er der Erfüllung seines Wunsches näher zu stehen.

Zwar war Antinous noch immer ein Träumer, aber auf den Wanderungen und Jagdzügen durch Aegypten hatte er sich frisch und rüstig, verständig und nach dem Aufbruch von Theben zu Zeiten sogar keck und munter erwiesen.

Diesen Antinous konnte er selbst in die Schule nehmen und ihn, wenn er von Ehrenamt zu Ehrenamt gestiegen und die Zeit gekommen war, zu seinem Nachfolger ernennen.

Für's Erste sollte dieser Plan verborgen bleiben.

Wenn er Verus öffentlich adoptirte, so blieb jeder Gedanke an eine neue Sohneswahl ausgeschlossen; und er durfte es getrost wagen, den Liebling Sabina's zu seinem Nachfolger zu ernennen, denn der berühmteste unter den römischen Aerzten hatte Hadrian auf seine Veranlassung hin geschrieben, daß die untergrabene Gesundheit des Prätors nicht wieder herzustellen sei und derselbe im besten Falle noch eine beschränkte Anzahl von Jahren zu leben habe.

Mochte Verus denn ruhig mitten in den glänzendsten Hoffnungen dahin siechen! Erst wenn er die Augen geschlossen, war es an der Zeit, den zu thatkräftiger Männlichkeit herangereiften Träumer an seine Stelle zu setzen.

Auf der Rückreise von Theben nach Alexandria traf Hadrian mit seiner Gattin zu Abydos zusammen und eröffnete ihr seinen Entschluß, den Sohn ihrer Wahl zu seinem Nachfolger zu ernennen.

Sabina dankte ihm mit einem „endlich“, das halb ihrer Zufriedenheit, halb ihrem Verdruß über das lange Zögern ihres Gatten Ausdruck gab.

Hadrian gestattete ihr, von Alexandria aus nach Rom zurückzukehren, und noch an demselben Tage wurden Boten mit Briefen an den Senat und den Präfekten von Aegypten abgesandt.

Das für Titianus bestimmte Schreiben enthielt den Auftrag, die Adoption des Prätors öffentlich ausrufen zu lassen, bei dieser Gelegenheit ein Freudenfest zu veranstalten und dabei dem Volke in des Kaisers Namen alle Gnaden zu gewähren, welche die ägyptische

Sitte dem Herrscher nach der Geburt eines Thronfolgers zu üben vorschrieb.

Das Gefolge des fürstlichen Paares feierte Hadrian's Entschluß durch prächtige Gastmähler; aber der Kaiser nahm nicht an ihnen Theil, sondern ließ sich über den Nil setzen und zog bei Antäopolis in die Wüste, um von dort aus in die Schluchten des arabischen Gebirges zu dringen und wilde Thiere zu erlegen. Niemand als Antinous, Mastor, einige Jäger und Hunde begleiteten ihn.

Bei Besa dachte er mit den Schiffen zusammenzutreffen. Den Besuch dieses Ortes hatte er für den Rückweg aufgehoben, weil er auf dem westlichen Nilufer gereist war und ihn die Fahrt über den Strom zu viel Zeit gekostet haben würde.

An einem schwülen Novemberabend wurden die Zelte der Wanderer zwischen dem Nil und dem Kalkgebirge aufgeschlagen, in dem sich eine lange Reihe von Grüften aus der Pharaonenzeit befand.

Hadrian besuchte dieselben, weil ihn die merkwürdigen Darstellungen an ihren Wänden ergötzten, Antinous aber blieb zurück, denn er hatte dergleichen in Oberägypten schon weit öfter besichtigen müssen, als ihm lieb war. Er fand diese Bilder einförmig und unschön, und es fehlte ihm die Ausdauer, sich wie sein Gebieter in ihre Bedeutung zu versenken. Hundertmal war er, um Hadrian nicht allein zu lassen, aber gewiß nicht um ihretwillen mit in die alten Grüfte gegangen; heute aber konnte er sich vor Ungeduld und Erregung kaum lassen, denn er wußte,

daß ihn ein Ritt, ein Marsch von wenigen Stunden nach Besa zu Selene führen würde.

Drei oder vier Stunden blieb der Kaiser jedenfalls aus, und wenn er sich ein Herz faßte, so konnte er vor seiner Heimkehr das Mädchen, nach dem er sich sehnte, aufgesucht haben und doch früher als sein Gebieter zurück sein.

Aber vor dem Handeln kam das Bedenken!

Da stieg der Kaiser den Berg hinan und konnte ihn sehen, es wurden Boten erwartet und er hatte den Auftrag erhalten sie zu empfangen. Wenn üble Nachrichten kamen, so durfte unter keiner Bedingung sein Herr allein sein.

Zehnmal trat er an sein gutes Jagdpferd heran, um sich auf seinen Rücken zu schwingen, einmal griff er auch nach dem Hauptzeug, um es zu zäumen; aber während er dem Hengste das biegsame, vielfach gegliederte Gebiß durch die Zähne zog, brach seine Thatkraft wieder zusammen.

Während seines Zauderns vergingen die Stunden, und endlich wurde es so spät, daß der Kaiser bald zurückkehren konnte und es Thorheit gewesen sein würde, weiter an die Ausführung seines Planes zu denken.

Der erwartete Bote erschien mit mehreren Schreiben, aber Hadrian kam nicht wieder.

Es dunkelte und große Regentropfen fielen von dem schwer bewölkten Himmel, und Antinous war noch immer allein.

Zu seiner Sehnsucht gesellte sich Reue über die

versäumte Gelegenheit Selene wiederzusehen, und Unruhe über das lange Ausbleiben seines Gebieters.

Trotz des Regens, welcher heftiger zu strömen begann, trat er an die Luft, deren drückende Schwüle seine schwache Willenskraft vollends gelähmt hatte, und rief nach den Hunden, mit denen er den Kaiser aufzusuchen gedachte; aber da ließ sich des Molossers Stimme vernehmen, und bald darauf trat Hadrian mit Mastor aus dem Dunkel in den, die beleuchteten Zelte umgebenden Lichtschein.

Der Kaiser hatte seinem Liebling nur einen kurzen Gruß gegönnt, und ließ es sich schweigend gefallen, daß Antinous ihm das Haar trocknete und einen Imbiß brachte, während Mastor ihm die Füße badete und ihn mit frischen Gewändern bekleidete. Als er mit dem Bithynier vor der bereitstehenden Mahlzeit lag, sagte er:

„Ein seltsamer Abend! Wie heiß und drückend die Luft ist. Hüten wir uns, denn es steht uns Schweres bevor.“

„Was ist Dir begegnet, Herr?“

„Mancherlei. Gleich am Thor des ersten Grabes, das ich betreten wollte, fand ich ein altes schwarzes Weib, das uns die Hände abwehrend entgegenstreckte und uns widrig klingende Worte zuschrie.“

„Hast Du sie verstanden?“

„Nein. Wer kann das Aegyptische lernen.“

„Dann weißt Du also nicht, was sie gesagt hat?“

„Ich sollt' es erfahren. Sie hat ‚Tod‘ gerufen und wiederum ‚Tod‘. In der Gruft, die sie bewachte,

sagen ich weiß nicht wie viele von der Pest befallene Menschen."

„Du hast sie gesehen?"

„Ja, ich hatte bisher nur von dieser Krankheit gehört. Sie ist gräßlich und entspricht den Beschreibungen, die ich von ihr gelesen."

„Aber Herr!" rief Antinous vorwurfsvoll und ängstlich.

„Als wir den Gräbern den Rücken wandten," fuhr Hadrian fort, ohne auf den Einwurf des Jünglings zu achten, „begegnete uns ein weißgekleideter älterer Mann und ein seltsam aussehendes Mädchen. Sie war lahm und doch von ungewöhnlicher Schönheit."

„Sie ging auch zu den Kranken?"

„Ja, sie brachte ihnen Arznei und Brod."

„Aber sie trat nicht zu ihnen hinein?" fragte Antinous dringend.

„Sie that es, trotz meiner Warnung. In ihrem Begleiter habe ich einen alten Bekannten wiedergefunden."

„Einen alten?"

„Jedenfalls ist er betagter als ich. In Athen sind wir, als wir noch jung waren, zusammengetroffen. Er hielt sich damals zu den Platonikern und war eifriger, ja, vielleicht auch höher begabt als wir alle."

„Wie kommt solch ein Mann zu den Pestkranken von Besa? Ist er Arzt geworden?"

„Nein. Er suchte schon zu Athen mit glühendem Eifer die Wahrheit, und jetzt behauptet er sie gefunden zu haben."

„Hier unter den Aegyptern?"

„In Alexandria bei den Christen."

„Und das lahme Mädchen, das den Philosophen begleitete, glaubt auch an den gekreuzigten Gott?"

„Ja, sie ist eine Krankenpflegerin oder dergleichen. Es liegt doch etwas Großes in der Schwärmerei dieser Leute."

„Ist es wahr, daß sie einen Esel und Tauben anbeten?"

„Thorheit!"

„Ich hab' es auch nicht glauben wollen; jedenfalls sind sie gut und pflegen alle Leidenden, auch fremde, die nicht zu ihnen gehören."

„Woher weißt Du das?"

„Man hört doch in Alexandria Manches von ihnen."

„Leider, leider! Ich verfolge keine luftigen Feinde, und zu denen rechne ich die Gedanken und den Glauben der Menschen; aber ich frage mich manchmal, ob es dem Staat frommen kann, wenn die Bürger es aufgeben, gegen die Noth des Lebens anzukämpfen und sich über sie hinwegzutrösten durch die Hoffnung auf ein erträumtes Glück in einer andern Welt, die vielleicht nur in der Vorstellung derer vorhanden ist, die an sie glauben."

„Ich wollte, das Leben wäre mit dem Tode zu Ende," sagte Antinous nachdenklich. „Und dennoch..."

„Nun?"

„Wenn ich gewiß wüßte, daß ich in jener andern Welt diejenigen bei einander fände, die ich wiederzusehen wünschte, dann könnte mich wohl nach einem zweiten Leben verlangen."

„Du möchtest Dich also bis in alle Ewigkeit unter der Masse der alten Bekannten, die der Tod nicht vermindert, sondern vermehrt, noch einmal drängen und stoßen lassen?“

„Das nicht, aber ich wollte, daß es mir gestattet wäre, mit einigen Auserwählten ewig zu leben.“

„Und würde ich zu diesen gehören?“

„Ja,“ rief Antinous innig und drückte seine Lippen auf die Hand Hadrian's.

„Ich wußte es; aber selbst um den Preis, Dich, meinen Liebling, niemals zu entbehren, möchte ich das einzige Recht, das der Mensch vor den unsterblichen Göttern voraus hat, nicht preisgeben.“

„Welches Recht kannst Du meinen?“

„Das Recht, aus den Reihen der Lebenden zu treten, sobald mir das Nichtsein erträglicher scheint als das Dasein, und es mir beliebt dem Tode zu rufen.“

„Die Götter freilich können nicht sterben.“

„Und die Christen wollen es nur, um an den Tod ein neues Leben zu knüpfen.“

„Ein schöneres doch, als das erste auf Erden.“

„Sie nennen es ein seliges. Die Mutter dieses ewigen Lebens ist die unverwüstliche Lust am Dasein auch unter den Elendesten unseres Geschlechts, sein Vater die Hoffnung. Sie glauben an Leidlosigkeit in jener andern Welt, denn der, den sie ihren Erlöser nennen, der gekreuzigte Christus, hat sie durch seinen Tod von allen Schmerzen erlöst.“

„Kann denn Einer die Leiden des Andern auf sich übertragen wie ein Gewand oder eine Last?“

„Sie sagen es, und mein Freund aus Athen ist davon überzeugt. In den magischen Büchern findet sich manche Vorschrift, wie das Unglück sich nicht nur von Menschen auf Thiere, sondern auch von einem Menschen auf den andern übertragen läßt. Es sind sogar mit Sklaven merkwürdige Versuche hierüber angestellt worden, und ich habe noch immer in mancher Provinz gegen die Menschenopfer zu kämpfen, durch welche die Götter versöhnt oder günstig gestimmt werden sollen. Denke nur an die unschuldige Iphigenia, die zum Altar geführt ward; hat sich das geborstene Forum nicht geschlossen, nachdem Curtius in die Spalte gesprungen? Wenn das Schicksal ein tödtliches Geschoß nach Dir schleudert und ich fange es mit dieser Brust auf, so begnügt es sich vielleicht mit dem Wurfe und fragt nicht nach der Person des Getroffenen."

„Die Götter wären auch wenig bescheiden, wenn sie Dein Blut nicht für das meine annehmen wollten."

„Leben ist Leben, und das des Jüngeren mehr werth als das des Alten. Für Dich erblühen noch viele Freuden."

„Und Du bist dem ganzen Erdkreise nothwendig."

„Nach mir kommt ein Anderer. Bist Du ehrgeizig, Knabe?"

„Nein, Herr!"

„Was hatte denn das zu bedeuten? Alle Anderen wünschten mir Glück zu meinem Sohne Verus; nur Du nicht. Hat Dir meine Wahl nicht gefallen?"

Antinous erröthete und schaute befangen zu Boden, Hadrian aber sagte:

„Sprich offen aus, was Du meinst.“

„Der Prätor ist leidend.“

„Er hat nur wenige Jahre zu leben, und wenn er todt ist . . .“

„Er kann ja genesen.“

„Wenn er todt ist, so muß ich mich nach einem andern Sohne umschauen. Was meinst Du? Von wem hört sich wohl jeder, der Sklave wie der Consul, besonders gern ‚Vater‘ rufen.“

„Von Einem, den er recht lieb hat.“

„Ganz recht, und besonders wenn dieser Eine mit der festesten Treue an ihm hängt. Ich bin ein Mensch wie die anderen, und Du, mein braver Gesell, stehst nun einmal meinem Herzen am nächsten, und ich werde den Tag segnen, an dem ich Dir vor aller Welt gestatten darf mich ‚Vater‘ zu nennen. Unterbrich mich nicht. Wenn Du Deinen Willen kräftig zusammennimmst, wachen Sinnes wie auf der Jagd in das Treiben der Menschen, die Dich umgeben, hineinschaust, wenn Du Deinen Geist zu schärfen versuchst und auffaßt, was ich Dich lehre, so kann es geschehen, daß einst Antinous an der Stelle des Verus . . .“

„Nur das nicht!“ rief der Jüngling tief erblassend und mit bittend erhobenen Händen.

„Das Große, mit dem uns das Schicksal überrascht, erscheint uns furchtbar, so lang es uns neu ist,“ entgegnete Hadrian. „Der Schiffer gewöhnt sich bald an den Seesturm, und man trägt den Purpur zuletzt wie Du Deinen Chiton.“

„O Herr, ich bitte Dich,“ sagte Antinous angst-

voll, „laß doch von diesem Gedanken; ich tauge nicht für die Größe.“

„Aus kleinen Schößlingen werden Palmen.“

„Aber ich bin nur ein ärmliches Kräutlein, das in Deinem Schatten sein Leben fristet. Die stolze Roma ...“

„Rom ist meine Magd. Es hat sich gefallen lassen müssen, von Männern gemeinen Schlages beherrscht zu werden, und ich möchte ihm zeigen, wie den schönsten unter seinen Söhnen der Purpur kleidet. Solche Wahl darf die Welt von einem Kaiser erwarten, den sie schon lange als Künstler, das heißt als einen Priester des Schönen kennt. Thut sie es nicht, so werde ich sie zwingen, ihren Geschmack nach dem meinen zu richten.“

„Du treibst Deinen Spott mit mir, Cäsar,“ rief der Bithynier. „Gewiß, das kann Dein Ernst nicht sein, und wenn es wahr ist, daß Du mich liebst ...“

„Nun, Knabe?“

„Dann läßt Du mich still für Dich leben und sorgen, dann verlangst Du nichts von mir als Verehrung, Liebe und Treue.“

„Die besitz' ich schon lange, und ich möchte meinen Antinous für diese Schätze belohnen.“

„Laß mich nur bei Dir, laß mich, wenn es noth thut, für Dich in den Tod gehen.“

„Ich glaube, Knabe, Du wärst im Stande, für mich das Opfer zu bringen, von dem wir sprachen.“

„Zu jeder Stunde, ohne mit der Wimper zu zucken.“

„Ich danke Dir für dieses Wort. Das ist ein freundlicher Abend geworden, und einen wie schlimmen hab' ich erwartet!“

„Weil Dich das Weib vor dem Grabe erschreckt hat?“

„‚Tod‘ ist ein garstiges Wort. Zwar das ‚Todtsein‘ kann den Weisen nicht erschrecken, — aber der Schritt aus dem Licht in das Dunkel ist furchtbar. Das Bild der Alten und ihr gellender Ruf wollten mir nicht aus dem Sinn. Dann kam der Christ und führte seltsame, das Herz beängstigende Reden. Bevor es dunkelte, zog er mit dem hinkenden Mädchen nach Hause. Ich schaute ihnen nach und ward von der Sonne geblendet, die sich über den libyschen Bergen zum Untergang neigte. Der Horizont war klar, aber unter dem Tagesgestirn hingen Wolken. Im Westen, sagen die Aegypter, liege das Reich des Todes. Daran mußte ich denken, und das Orakel, das Unheil, mit dem mich die Sterne in diesem Jahr bedrohen, der Schrei des Weibes, das alles kam mir auf einmal in den Sinn. Als ich dann gewahrte, wie die Sonne mit dem Gewölke kämpfte und sich mehr und mehr der Hügelreihe jenseits des Stromes näherte, da sagte ich mir: Wird sie glänzend versinken, so schaust du getrost in die Zukunft — wird sie aber von den Wolken verschlungen, bevor sie zur Ruhe gelangt, dann wird das Geschick sich erfüllen, dann gilt es, die Segel einzuziehen und den Sturm zu erwarten.“

„Und was ist geschehen?“

„Der feurige Sonnenball brannte in glühendem

Roth und war von Millionen Strahlen umgeben. Einer war von dem andern getrennt und jeder leuchtete hell. Es war als hätten sich in dem untergehenden Körper zahllose Bogenschützen versammelt und schössen goldene Pfeile nach allen Richtungen hin in das Gewölk. Wundervoll war dieses Schauspiel und schon hob sich mein Herz in freudiger Regung, da senkte sich rasch, als ob sie erzürnt sei über die Wunden, die sie von dem leuchtenden Geschosse empfangen, eine finstere Wolke hernieder, eine zweite und eine dritte folgten ihr schnell und finstere Dämonen warfen einen grauen flockigen Vorhang über das leuchtende Haupt des Helios, wie der Henker ein rauhes, schwarzes Tuch über den Kopf des Verurtheilten zieht, auf den er das Knie stemmt, um ihn zu erdrosseln."

Antinous bedeckte bei dieser Erzählung sein Antlitz mit beiden Händen und murmelte angstvoll:

„Schrecklich, schrecklich! Was mag uns bevorstehen? Hör' nur, wie es donnert und der Regen auf das Zeltdach schlägt."

„Die Wolken senden Bäche hernieder. Da rinnt das Wasser schon zu uns herein. Die Sklaven sollen ihm Rinnen zum Abfluß graben. Schlagt die Pflöcke fester, ihr Burschen da draußen, sonst reißt der Sturmwind das leichte Gebäu auseinander."

„Und wie schwül ist die Luft!"

„Der heiße Wind scheint die Regengüsse zu wärmen. Hier bleibt es trocken. Mische mir einen Becher Wein, Antinous. Sind Briefe gekommen?"

„Ja, Herr."

„Gib sie mir, Mastor.“

Der Sklave, welcher eifrig beschäftigt war, die in das Zelt sickernden Regenbäche mit Erde und Steinen abzudämmen, sprang auf, trocknete schnell die Hände, nahm den einen der Säcke aus der für die Schriften des Kaisers bestimmten Truhe und gab sie seinem Gebieter.

Hadrian öffnete die lederne Tasche, nahm eine Rolle heraus, brach sie schnell auf und rief dann, nachdem er ihren Inhalt durchflogen:

„Was ist das? Ich habe den Spruch des Apis-orakels eröffnet. Wie kommt er unter die neuen Briefe?“

Antinous näherte sich Hadrian, faßte die Tasche in's Auge und sagte:

„Mastor hat sich versehen. Dieß sind die Schreiben aus Memphis. Ich bringe Dir gleich den richtigen Beutel.“

„Warte,“ entgegnete der Kaiser, indem er seines Günstlings Hand heftig erfaßte. „Hab' ich es hier mit einem Spiele des Zufalls oder dem Willen des Schicksals zu thun? Warum kam gerade heute dieses falsche Behältniß in meine Hand? Warum mußte ich aus zwanzig Schreiben, die es enthält, gerade dieses ergreifen? Sieh her, ich will Dir diese Zeichen erklären. Da stehen drei Paar Arme, die mit Schild und Schwert bewaffnet sind, neben dem Namen des ägyptischen Monats, der unserem November gleichkommt. Das sind die drei Zeichen des Unglücks. Die Lauten hier oben sind von glück-

licher Vorbedeutung, die Maste dort deuten auf einen gewöhnlichen Stand der Dinge. Drei von diesen Hieroglyphen stehen immer zusammen. Drei Lauten bedeuten großes Glück, zwei Lauten und ein Mast Glück und mittleres Wohlsein, ein Paar Arme und zwei Lauten Unglück, dem gute Stunden folgen, und immer so fort. Hier im November beginnen die bewaffneten Arme, und sie stehen da zu dreien und dreien und künden lauter drohendes Unheil, das keine Laute freundlich ermäßigt. Siehst Du es, Knabe? Hast Du die Meinung dieser Zeichen verstanden?"

„Wohl, wohl; aber deutest Du sie auch richtig? Die kämpfenden Arme führen vielleicht zum Siege."

„Nein. Der Aegypter stellt durch sie den Streit dar, und Streit und Unruhe ist für ihn dasselbe, was wir das Schlechte und Böse nennen."

„Wie seltsam!"

„Nein, es ist gut gedacht, denn sie sagen, alles sei ursprünglich gut von den Göttern geschaffen, aber die an sich vollkommenen Theile des Alls veränderten ihre Natur durch unruhige und disharmonische Mischung. Diese Erklärung gab mir der Priester des Apis, und hier, hier stehen neben dem Namen des Novembers die drei kämpfenden Arme, die gräßlichen Zeichen! Wenn einer der Blitze, die wieder und wieder wie Lichtströme dieß Zelt erleuchten, mich und Dich und uns alle erschlägt, — mich soll es nicht wundern. Schweres, Schweres steht uns bevor. Es gehört Muth dazu, unter solchen Zeichen den klaren Blick zu behalten und nicht zu verzagen."

„Brauche nur gegen die kämpfenden Arme der ägyptischen Götter die Deinen, denn sie sind stark,“ bat Antinous; aber der Kaiser senkte das Haupt und sagte muthlos:

„Gegen das Schicksal müssen die Himmlischen selbst unterliegen.“ —

Das Gewitter tobte fort, der Sturm riß mehr als einmal die Zeltstricke aus dem Boden und zwang die Sklaven, die leichte Wohnung ihres Gebieters mit den Händen festzuhalten, der Wolkenbruch goß große Wassermassen auf die seit Jahren von keinem Regentropfen berührten Wüstenberge und füllte jede trockene Rinne an ihren Abhängen mit Bächen und Strömen.

Weder Hadrian noch Antinous schlossen während dieser furchtbaren Nacht die Augen.

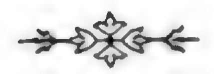
Der Kaiser hatte nur noch eine von allen Rollen geöffnet, die sich in dem neuen Briefsack befanden. Sie enthielt die Nachricht, daß der Präfekt Titianus von seinen alten Athembeschwerden grausam geplagt werde, und die Bitte des würdigen Mannes, den Staatsdienst verlassen und sich auf seine Güter zurückziehen zu dürfen.

Es war nichts Kleines für Hadrian, diesen treuen Helfer in Zukunft entbehren zu sollen, diesen Mann zu missen, welchen er in’s Auge gefaßt hatte, um Judäa, in dem neue Aufstände das Haupt erhoben hatten, zu beruhigen und ohne Blutvergießen zum Gehorsam zurückzuführen. Die erregte Provinz zu vernichten, konnte wohl auch Anderen gelingen, sie mit Güte zu besiegen und zu erhalten nur dem milden und klugen Titianus.

Dem Kaiser fehlte der Muth, in dieser Nacht einen zweiten Brief zu erbrechen. Schweigend lag er auf seinem Polster, bis der Morgen graute, und dachte an jede schlimme Stunde seines Lebens, an den Mord des Nigrinus, des Tatianus und der anderen Senatoren, durch den er sich die Herrschaft gesichert, und gelobte den Göttern von neuem große Opfer, wenn sie ihn vor dem nahenden Unheil bewahren würden.

Als er sich am folgenden Morgen erhob, erschrak Antinous über sein Aussehen, denn Antlitz und Lippen Hadrian's waren völlig blutlos.

Nachdem der Kaiser die für ihn angekommenen Briefe gelesen hatte, brach er nicht zu Fuß, sondern zu Pferde mit Antinous und Mastor nach Besa auf, um dort sein Gefolge zu erwarten.



Einundzwanzigstes Kapitel.

Die entfesselten Elemente wütheten in dieser Nacht auch im Gebiete der Nilstadt Besa. Die Bürgerschaft dieses alten Ortes hatte alles gethan, was sie konnte, um den reisenden Herrscher würdig zu empfangen. Die Hauptstraßen waren mit Blumengewinden, die sich von Mast zu Mast und von Haus zu Haus zogen, geschmückt und am Hafen, hart am Ufer des Stromes, die Bildsäulen des Kaisers und seiner Gemahlin aufgestellt worden. Aber der Sturm riß die Guirlanden mit sammt den Masten zu Boden und die erregten Wogen des Flusses schlugen mit ungebändigter Kraft an das Ufer, rissen ein Stück des fruchtbaren Erdreichs nach dem andern mit sich fort, stürzten sich wie flüssige Keile in die Spalten des getrockneten Erdreichs und unterhöhlten das hohe Ufer beim Landungsplatze.

Nach Mitternacht brauste der Sturm mit unerhörter Gewalt, riß die mit Palmenzweigen bedeckten Dächer von manchem Hause und traf die Nilflut mit

so gewaltigen Stößen, daß sie dem brandenden Meere gleichsah.

Die ganze ungebrochene Kraft des Wogenschwalles prallte wieder und wieder an den Erdvorsprung, welcher die Bildsäulen des Kaiserpaares trug.

Kurz bevor das erste Frühlicht sich zeigte, ertrug die durch keinen Steinbau gefestigte Landzunge nicht länger den wilden Ansturm des Wassers, Erdschollen glitten und fielen laut klatschend in den Strom und ihnen folgte mit donnerndem Lärm ein großes Stück des Uferhanges.

Die hinter ihm gelegene Erdfläche senkte sich und die Bildsäule des Kaisers, die sie getragen, gerieth in's Wanken und neigte sich langsam zum Falle. Als es tagte, lag sie mit dem Fußgestell noch oben am Boden; ihr Haupt war in der Erde vergraben.

Die Bürger verließen bei Tagesanbruch ihre Häuser und erfuhren von den Fischern und Schiffern, was während der Nacht am Hafen geschehen war. — Sobald der Sturm sich gelegt hatte, drängten sich Hunderte, ja Tausende von Männern, Weibern und Kindern auf dem Landungsplatze um die umgesunkene Bildsäule zusammen, man sah die abgerissenen Erdschollen, man wußte, daß der Strom Land vom Ufer gerissen und das Unheil verursacht habe.

Ob der Nilgott Hapi dem Kaiser zürnte?

Ein übles Vorzeichen war in dem Mißgeschick, das die Statue des Herrschers betroffen hatte, jedenfalls zu erkennen.

Der Toparch, das Haupt der Stadt, ließ die

Wiederaufrichtung der Statue, welche übrigens unbeschädigt geblieben war, sogleich in Angriff nehmen, denn Hadrian konnte in wenigen Stunden erscheinen.

Viele Männer des Ortes, Freie und Sklaven, drängten sich zu dieser Arbeit, und bald stand die in ägyptischem Styl gearbeitete Statue des Kaisers wieder aufrecht und blickte mit ihrem starren Gesicht in den Hafen.

Sabina's Standbild wurde neben das seine gerückt, und der Toparch zog sich befriedigt in seine Wohnung zurück.

Die meisten Arbeiter und Gaffer verließen mit ihm den Landungsplatz, aber ihnen folgten andere Neugierige, welche die Bildsäule nicht mehr in ihrer Lage auf dem Erdsturze gesehen hatten und nun ihre Meinungen über die Art und Weise ihres Falles austauschten.

„Der Sturm kann diese schwere Kalksteinmasse nimmermehr umgeweht haben," sagte ein Seiler, „und wie weit steht sie von dem abgerissenen Land entfernt."

„Sie soll den Erdschollen nachgestürzt sein," entgegnete ihm ein Bäcker.

„So verhält es sich auch," sagte ein Schiffer.

„Unsinn," rief der Seiler. „Hätte die Statue auf dem fortgerissenen Lande gestanden, so wäre sie zuerst in's Wasser gefallen und im Flusse versunken, das sieht ein jedes Kind ein. Hiebei sind andere Kräfte im Spiel gewesen."

„Vielleicht," sagte ein Tempeldiener, der sich mit Zeichendeuterei abgab, „haben die Götter das stolze

Bildwerk umgestürzt, um Hadrian einen warnenden Wink zu ertheilen."

„Die Himmlischen mischen sich in unserer Zeit nicht mehr unter die Menschen," entgegnete der Schuster, „aber in der gräßlichen Nacht blieben die ruhigen Bürger zu Hause und es gab freies Spiel für die Feinde des Kaisers."

„Wir sind treue Unterthanen," sagte der Bäcker entrüstet.

„Aufsässiges Gesindel seid ihr," gab ein römischer Soldat zurück, der wie die ganze im hermopolitischen Gau Dienst thuende Kohorte unter dem grausamen Tinnius Rufus in Judäa gedient hatte. „Unter euch Thieranbetern hören die Händel nicht auf, und den Christianern, die sich da drüben jenseits der Thalschlucht eingenistet haben, mögt ihr das Schlimmste nachsagen, und ihr werdet ihnen immer noch schmeicheln."

„Der tapfere Fuscus hat Recht," schrie ein Bettler, „das Gesindel hat uns die Pest in die Häuser gebracht. Wo sich die Seuche nur zeigte, da gab es Christen und Christenweiber zu sehen. Zu meinem Bruder kamen sie auch. Ganze Nächte lang blieben sie bei seinen kranken Kindern sitzen und beide sind natürlich gestorben."

„Wäre nur mein alter Legat Tinnius Rufus hier," grollte der Soldat, „es würde ihnen allen nicht besser ergehen als ihrem gekreuzigten Gotte."

„Ich habe gewiß nichts mit ihnen gemein," entgegnete der Bäcker. „Aber was wahr ist, muß wahr bleiben. Sie sind stille, freundliche Leute, pünktliche

Zahler, die nichts Uebles begehen und vielen Armen Gutes erweisen."

„Gutes?" rief der Bettler, der von dem Diakonus der Gemeinde von Besa kein Almosen empfangen hatte, sondern zur Arbeit ermuntert worden war. „Alle fünf Priester der Sechet von der Artemisgrotte haben sich von ihnen verführen lassen und das Heiligthum ihrer Göttin schmählich verlassen. Und ist das etwa gut, daß sie die Kinder meines Bruders mit ihren Tränken vergiftet haben?"

„Warum sollten sie keine Kinder schlachten?" fragte der Soldat. „Ich hörte schon in Syrien dergleichen reden, und was diese Bildsäule anbetrifft, so will ich mein Schwert nicht mehr tragen . . ."

„Hört den tapferen Fuscus, er hat Vieles gesehen," ertönte es aus der Menge.

„So will ich mein Schwert nicht mehr tragen, wenn sie die Bildsäule nicht in der Dunkelheit umgestürzt haben."

„Nein, nein," entgegnete der Schiffer entschieden, „sie ist dem abgespülten Lande nachgefallen; ich sah sie noch liegen."

„Bist Du auch ein Christianer?" fragte der Soldat, „oder glaubst Du, ich spielte mit dem Eide bei meinem Schwerte? Ich habe in Bithynien gedient, in Syrien und Judäa, und kenne dieß Gesindel, ihr Leute. — Hundert Christianer gab's da zu sehen, die ihr Leben fortwarfen wie einen abgetragenen Schuh, weil sie der Bildsäule des Kaisers und unseren Göttern nicht opfern wollten."

„Da hört ihr's," kreischte der Bettler, „und habt ihr auch nur einen einzigen von ihnen unter den Bürgern bemerkt, die die Statue wieder aufrichten wollten?"

„Es war keiner dabei," sagte der Schiffer, der sich der Ansicht des Soldaten anzuschließen begann.

„Die Christen haben die Bildsäule des Kaisers gestürzt," rief der Bettler in die Menge hinein. „Es ist erwiesen, und es soll ihnen übel bekommen! Wer ein Freund des göttlichen Hadrian ist, holt sie jetzt mit mir aus ihren Häusern."

„Keinen Aufstand," unterbrach der Soldat den wüthenden Mann. „Da ist der Tribun; er wird euch hören."

Der römische Offizier, welcher mit einer Abtheilung Soldaten dahergezogen kam, um den Kaiser vor der Stadt zu empfangen, wurde von der Menge mit lautem Geschrei begrüßt. Er gebot Ruhe und ließ sich von dem Soldaten berichten, was die Bürger so heftig erregte.

„Wohl möglich," sagte der nervig und streng aussehende Mann, welcher ebenso wie Fuscus unter Tinnius Rufus gedient und sich vom Troßbuben zum Offizier heraufgekämpft hatte. „Wohl möglich, aber wo sind eure Beweise?"

„Die meisten Bürger haben bei der Aufrichtung der Statue geholfen, aber die Christen hielten sich fern von der Arbeit," rief der Bettler. „Keiner ließ sich hier sehen. Frage den Schiffer, Herr, er war dabei und kann es bezeugen."

„Das ist allerdings mehr als verdächtig. — Diese Angelegenheit muß streng untersucht werden. Achtung, ihr Leute."

„Da kommt eine christliche Dirne," rief der Seiler.

„Die lahme Martha; ich kenne sie wohl," unterbrach ihn der Bettler. „Sie läuft in alle Pesthäuser und vergiftet die Menschen. Bei meinem Bruder hat sie drei Tage und drei Nächte gesteckt und den Kindern die Kissen gewendet, bis man sie hinaustrug. Wo sie hinkommt, da gibt es Todte."

Selene, die jetzt Martha genannt ward, achtete nicht auf die Menge, sondern ging mit ihrem blinden Bruder Helios, der nun Johannes hieß, ruhig auf den Weg zu, welcher von dem erhöhten Ufer zum Landungsplatze führte.

Sie wünschte dort einen Kahn zu miethen, um über den Strom zu setzen. In einem Dorfe auf der der Stadt gegenüberliegenden Insel wohnten kranke Christen, denen sie Arznei bringen und die sie pflegen wollte. Ihr ganzes Leben war seit Monden den Leidenden gewidmet. Auch in heidnische Häuser hatte sie Hülfe gebracht und sich weder vor Pest noch Fieber gescheut. Dabei waren ihre Wangen nicht röther geworden, aber aus ihren Augen leuchtete ein reiner, milder Glanz, welcher die strenge Schönheit ihrer Züge verklärte.

Als das Mädchen dem Hauptmann näher kam, faßte er es in's Auge und rief:

„He, blasse Dirne, bist Du eine Christin?"

„Ja, Herr," entgegnete Selene, und schritt gelassen mit ihrem Bruder weiter.

Der Römer schaute ihr nach, und als sie an der Statue Hadrian's vorbeiging und dabei das Haupt tiefer neigte als vorher, befahl er ihr herrisch, stehen zu bleiben und ihm zu sagen, warum sie ihr Gesicht von der Bildsäule des Kaisers abgewandt habe.

„Hadrian ist unser Gebieter wie eurer," entgegnete die Jungfrau. „Ich habe Eile, denn auf der Insel sind Kranke."

„Sie bringt ihnen nichts Gutes," rief der Bettler. „Wer weiß, was in dem Körbchen da steckt."

„Schweig'!" unterbrach ihn der Tribun.

„Man sagt, Dirne, daß Deine Glaubensgenossen in dieser Nacht die Statue des Kaisers umgestürzt haben."

„Wie könnte das wahr sein! Wir ehren den Kaiser nicht weniger als ihr."

„Ich will es Dir glauben, und Du sollst es beweisen. Da steht die Bildsäule des göttlichen Cäsar; folge mir und bete sie an."

Selene schaute dem strengen Manne entsetzt in's Antlitz und fand kein Wort der Entgegnung.

„Nun?" fragte der Hauptmann. „Wirst Du mir folgen? ja oder nein?"

Selene rang nach Fassung, und als der Soldat seine Hand nach ihr ausstreckte, sagte sie mit bebender Stimme:

„Wir ehren den Kaiser, aber wir beten keine Bildsäule an, sondern unsern Vater im Himmel."

„Da haben wir's!“ lachte der Bettler.

„Ich frage noch einmal,“ rief der Tribun, „willst Du dieß Bildniß anbeten oder weigerst Du Dich es zu thun?“

In Selenens Seele erhob sich ein grausamer Kampf. Widerstand sie dem Römer, so war ihr Leben gefährdet, so konnte die Wuth des Volkes sich gegen ihre Glaubensgenossen richten; — that sie ihm aber den Willen, so lästerte sie Gott, so brach sie dem Heiland, den sie liebte, die Treue, so versündigte sie sich gegen die Wahrheit und ihr Gewissen. Eine furchtbare Angst überfiel sie und raubte ihr die Kraft, ihre Seele zum Gebet zu erheben.

Sie konnte, sie durfte nicht thun, was von ihr verlangt wurde, und doch trieb die in jedem Sterblichen mächtige Liebe zum Leben ihre Füße vorwärts und hemmte sie wieder vor dem steinernen Götzen.

„Erhebe die Hände und bete den göttlichen Cäsar an,“ rief der Tribun, der, wie alle Anwesenden, jeder ihrer Bewegungen mit Spannung gefolgt war.

Sie stellte zitternd ihr Körbchen zu Boden und versuchte es, die Hand aus der ihres Bruders zu lösen; der blinde Knabe aber ließ sie nicht los. Zwar verstand er, was man von seiner Schwester verlangte, zwar wußte er aus der Geschichte manches Märtyrers, die man ihm erzählt hatte, was sie und ihn erwartete, wenn sie dem Römer Widerstand leisteten; aber er fürchtete sich nicht und flüsterte ihr zu:

„Wir thun ihnen nicht den Willen, Martha; wir beten den Götzen nicht an, wir halten treu zu dem

Heiland. Wende mich von der Bildsäule ab, und nun laß uns das ‚Vaterunser‘ beten!“

Mit lauter Stimme und indem er seine glanzlosen Augen zum Himmel erhob, sprach der Knabe das Gebet des Herrn. Selene hatte erst ihn und dann sich selbst von dem Götzen ab- und dem Strome zugewandt. Dann folgte sie mit erhobenen Händen dem Beispiel des Knaben.

Helios schmiegte sich fest an sie, ihr lautes Flehen verschmolz mit dem seinen, und beide sahen und hörten und fühlten nichts mehr von allem, was ihnen angethan wurde.

Das blinde Kind ahnte in weiter Ferne ein helles Licht, die Jungfrau ein seligeres, von Liebe gesättigtes Leben, während man sie vor dem Bilde des Kaisers zu Boden riß und das erregte Volk sich auf sie und ihr treues Brüderchen stürzte.

Der Militärtribun hatte die Menge vergeblich zurückzuhalten versucht.

Als es den Soldaten endlich gelungen war, die wüthenden Bürger von ihren Opfern zu trennen, da waren schon die beiden jungen Herzen mitten im Triumph ihres Glaubens, mitten in der Hoffnung auf ein seligeres, ewiges Leben auf immer zum Stillstand gelangt.

Das Geschehene bekümmerte den Hauptmann und beunruhigte ihn.

Diese Jungfrau, dieß schöne Kind, die da als Leichen vor ihm lagen, hätten ein besseres Loos verdient, und er konnte für ihren Tod verantwortlich

gemacht werden, denn das Gesetz gebot, daß kein Christ ohne einen Richterspruch wegen seines Glaubens bestraft werden dürfe. So befahl er denn, die Erschlagenen in das Haus zu tragen, in das sie gehörten, und bedrohte Jeden, der heute das Christenquartier betreten würde, mit schwerer Strafe.

Der Bettler ging schreiend den Bahren voran und trat in das Haus seines Bruders, um der Frau desselben mitzutheilen, daß die lahme Martha, die ihre Töchter zu Tode gepflegt habe, erschlagen worden wäre. Aber er erntete schlechten Lohn, denn die arme Frau bejammerte Selene wie ihr eigenes Kind, und verfluchte ihn und ihre Mörder.

Vor Sonnenuntergang gelangte Hadrian nach Besa, woselbst er prächtige Zelte fand, die ihn und sein Gefolge aufnehmen sollten.

Der Unfall, der seiner Bildsäule begegnet war, wurde ihm verschwiegen, aber er fühlte sich beängstigt und unwohl.

Er wünschte völlig allein zu sein, und forderte Antinous auf, die Stadt in Augenschein zu nehmen, bevor es dunkle.

Der Bithynier ergriff diese Erlaubniß freudig wie ein Geschenk der Götter, eilte durch die geschmückte Hauptstraße und ließ sich von hier aus durch einen Knaben in das Quartier der Christen führen.

Die Straßen dieses Viertels waren wie ausgestorben. Keine Thür war geöffnet, kein Mensch auf der Gasse zu sehen.

Antinous beschenkte den Buben, schickte ihn fort und ging mit hochklopfendem Herzen von einem Hause zum andern. Ein jedes von ihnen sah sauber aus und war von Bäumen und Sträuchern umgeben, aber obgleich aus manchem Dache Rauch aufstieg, so schienen sie doch alle verlassen zu sein. Endlich vernahm er menschliche Stimmen. Er ließ sich von ihnen führen und gelangte durch eine Gasse zu einem freien Platz, auf dem sich Hunderte von Leuten, Männer, Frauen und Kinder, vor einem Häuschen versammelt hatten, das in einem Palmengarten gelegen war.

Er fragte einen alten Mann nach der Wohnung Frau Hanna's, und der Greis wies schweigend auf das Gebäude, welches die Aufmerksamkeit seiner Glaubensgenossen auf sich zu ziehen schien.

Das Herz des Jünglings schlug stürmisch schnell, und doch fühlte er sich bang und befangen, und es drängte sich ihm die Frage auf, ob er nicht umkehren und morgen, wenn er hoffen durfte, Selene allein zu finden, zurückkehren sollte.

Aber nein!

Vielleicht war es ihm jetzt schon vergönnt sie zu sehen.

Bescheiden bahnte er sich den Weg durch die Versammlung, welche einen Gesang angestimmt hatte, von dem er nicht zu erkennen vermochte, ob er frohen oder trüben Empfindungen Ausdruck zu geben bestimmt sei.

Jetzt stand er vor dem Thore des Gartens und sah die verwachsene Maria.

Sie knieete neben einer verdeckten Bahre und weinte.

War Frau Hanna gestorben?

Nein, sie lebte.

Da trat sie, auf einen alten Mann gestützt, zur Thür ihrer Wohnung heraus, bleich, gefaßt, ohne Thränen. Beide schritten voran, der Greis sprach ein kurzes Gebet, beugte sich dann niederwärts und hob die Hülle auf, welche die Bahre bedeckt hatte.

Antinous trat einen Schritt vor und wankte gleich darauf zwei Schritte zurück; dabei schlug er die Hand vor die Augen und blieb wie angewurzelt auf der gleichen Stelle stehen.

Keine leidenschaftliche Todtenklage ließ sich hören.

Der Greis hielt eine Ansprache.

Rings um ihn her wurde leise geweint, gesungen und gebetet, aber Antinous sah und hörte nichts von alledem.

Er hatte wieder die Hand gesenkt und wandte die Augen nicht von dem bleichen Antlitz der Verstorbenen, bis Frau Hanna die Bahre wiederum mit dem Tuche bedeckte. Aber auch dann noch blieb er stehen.

Erst als sechs Jungfrauen die einfache Sargkiste Selenens und vier Mütter die des kleinen Helios auf die Schultern nahmen und die ganze Versammlung sich mit ihnen entfernte, wandte er sich um und folgte dem Trauerzuge. Von fern sah er mit an, wie man den größeren und den kleineren Sarg in eine Felsengruft trug, wie Männer das

Thor derselben fest verschlossen, und das Leichengefolge sich hierhin und dorthin zerstreute.

Zuletzt blieb er allein bei der Pforte des Grabes zurück.

Die Sonne ging unter und das Dunkel breitete sich schnell über das Thal und die Hügel.

Als Niemand mehr zu sehen war, der ihn beobachten konnte, breitete er die Arme aus, umfaßte die Pfeiler des Grufthores, preßte die Lippen auf die rauhe hölzerne Thür und schlug mit der Stirn an die Pforte, wenn der thränenlose Schmerz der Seele seinen Körper schüttelte.

Minutenlang stand er so und hörte nicht die leisen Schritte, die sich ihm nahten.

Die verwachsene Maria kam, um noch einmal allein bei der Gruft ihrer liebsten Freundin zu beten.

Sie erkannte den Jüngling sogleich und rief leise seinen Namen.

„Maria,“ gab er zurück, erfaßte ihre Hand, drückte sie heftig und fragte: „Wie ist sie gestorben?“

„Erschlagen,“ entgegnete sie dumpf. „Sie hat das Bild des Kaisers nicht anbeten wollen.“

Antinous schauerte bei diesen Worten zusammen und fragte:

„Warum that sie es nicht?“

„Weil sie ihrem Glauben treu blieb und auf des Erlösers Gnade hoffte. Nun ist sie ein seliger Engel!“

„Weißt Du das gewiß?“

„So gewiß, wie ich wünsche, die Märtyrerin, die hier ruht, im Himmel wiederzufinden.“

„Maria!"

„Laß meine Hand los!"

„Willst Du mir einen Dienst erweisen, Maria?"

„Gern, Antinous, aber bitte, rühre mich nicht an."

„Nimm dieses Geld und kaufe die schönsten Kränze, die es hier gibt. Hänge sie an dieß Grab und rufe dabei: ‚Von Antinous an Selene.'"

Die Verwachsene nahm, was der Jüngling ihr gab, und sagte:

„Sie hat oft für Dich gebetet."

„Zu ihrem Gotte?"

„Zu unserem Erlöser, damit er auch Dir die Seligkeit schenke. Sie ist für Jesus Christus gestorben; nun ist sie nahe bei ihm und er wird sie erhören."

Antinous schwieg eine Zeit lang, dann bat er:

„Reiche mir doch noch einmal die Hand, Maria, und nun lebe wohl. Wirst Du gern an mich denken und auch für mich zu eurem Erlöser beten?"

„Ja, ja, und Du wirst auch mich armen Krüppel nicht ganz vergessen?"

„Gewiß nicht, Du gutes Mädchen! Vielleicht sehen wir uns doch noch einmal wieder."

Mit diesen Worten eilte Antinous den Hügel hinunter und durch die Stadt an den Nil.

Der Mond war aufgegangen und spiegelte sich in dem beruhigten Strom. So hatte sein Bild auch damals, als Antinous Selene gerettet, auf dem Meere geruht.

Der Jüngling wußte, daß der Kaiser ihn erwarten werde, aber er suchte seine Zelte nicht auf.

Eine große Erregung hatte sich seiner bemächtigt.

Unruhig schritt er am Gestade des Nils auf und nieder und rief sich schnell die Höhenpunkte seines vergangenen Lebens in das Gedächtniß zurück.

Jedes Wort des Gespräches, das gestern zwischen ihm und Hadrian geführt worden war, meinte er zum zweiten Male zu hören.

Vor seinem inneren Auge sah er seine bescheidene bithynische Heimat, sein Mütterchen und seine Geschwister, denen er niemals wieder begegnen sollte.

Noch einmal durchlebte er die schreckliche Stunde, in der er den gütigsten Herrn betrogen und in der er zum Brandstifter geworden war. Eine große Angst überfiel ihn, als Hadrian's Wunsch ihm in den Sinn kam, ihn an die Stelle des Mannes zu setzen, den der weise Herrscher vielleicht in Folge seiner Frevelthat zum Nachfolger ernannt hatte.

Er, Antinous, der nicht von heute auf morgen zu denken vermochte, der jedem Gespräch mit ernsten Männern aus dem Weg ging, weil es ihm schwer fiel ihrer Rede zu folgen, er, der nur zu gehorchen verstand, er, der sich nirgends wohl befand als da, wo er mit seinem Gebieter und seinen Träumen fern von dem Treiben der Welt allein war — er, vom Purpur, von Sorgen, von bergesschwerer Verantwortlichkeit belastet!

Nein, nein, dieser Gedanke war unerhört, war gräßlich, und doch gab Hadrian keinen Wunsch auf, dem er einmal Worte geliehen.

Die Zukunft stellte sich ihm wie ein furchtbarer Feind drohend vor die Seele.

Schmerz, Unruhe, Unglück starrten ihn an, wohin er auch schaute.

Was war das Entsetzliche, das seinen Gebieter bedrohte?

Es nahte, es mußte kommen, wenn nicht, — ja wenn nicht Einer sich fand, der sich zwischen ihn und das Verhängniß stellte und den Speer, den der zürnende Gott versandte, mit seiner Brust, mit seinem die Wunde still erwartenden Herzen auffing.

Er, ja er allein war dieser Eine, er nur konnte es sein!

Wie ein plötzlich aufflammendes Licht, so erhellte dieser Gedanke seine Seele. Und fand er den Muth, sich zu opfern, für seinen lieben Herrn sich dem Tode zu weihen, dann war jede Schuld gegen ihn herrlich gesühnt, — dann, dann — o wie wundervoll, o wie herrlich! — dann fand er vielleicht Eingang in die Thore jener seligen Welt, die Selenens Gebet ihm geöffnet, dann sah er wohl bald sein Mütterchen wieder und seinen Vater und später auch seine Geschwister, jetzt aber, in einer Stunde, in wenigen Minuten schon Die, die er liebte und die ihm vorangegangen war in den Tod.

Ein so wonniges Hoffnungsgefühl wie er noch niemals empfunden, erfüllte seine Seele.

Da lag der Nil, da war ein Kahn!

Er stieß ihn kräftig in's Wasser und mit einem frischen Satze wie auf der Jagd, wenn es galt von einem Felsen zum andern zu springen, schwang er sich in den Nachen.

Schon hatte er die Ruder ergriffen, als Mastor, der ihn im Auftrage des Kaisers suchte, ihn im Mondschein erkannte und ihn aufforderte, mit ihm zu den Zelten zurückzukehren.

Aber Antinous folgte ihm nicht, sondern rief, indem er tiefer in den Strom hineinfuhr:

„Grüße den Herrn, grüße ihn tausend- und tausendmal von mir und sage ihm, Antinous habe ihn lieber gehabt als sein Leben. Das Schicksal verlangt ein Opfer. Die Welt kann Hadrian nicht entbehren, aber Antinous ist ein armes Nichts, das Keiner vermißt als sein Kaiser, und Antinous wirft sich für ihn auf die Schlachtbank.“

„Halte ein, Unglücklicher, kehre zurück!“ rief der Sklave, und warf sich in ein Boot, aber des Bithyniers Nachen flog, von gewaltigen Ruderschlägen getrieben, rascher und rascher in den Strom hinein.

Mastor regte mit dem Aufgebot aller Kräfte in dem andern Kahne die Arme, aber er vermochte dem Fahrzeug, das er verfolgte, nicht näher zu kommen.

So erreichten beide in wilder Wettfahrt die Mitte des Stromes. Da sah der Sklave die Ruder des Bithyniers durch die Luft fliegen. Einen Augenblick später hörte er Antinous laut den Namen „Selene“ rufen, dann mußte er thatenlos mit ansehen, wie sich der Jüngling in die Wogen gleiten ließ und der Nil das schönste aller Opfer in seinen Fluten aufnahm.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Eine Nacht und die Hälfte eines Tages war nach dem Tode des Bithyniers vergangen. Boote und Schiffe aus allen Theilen des Gaues hatten sich vor Besa zusammengefunden, um nach der Leiche des ertrunkenen Jünglings zu suchen, die Ufer wimmelten von Menschen; Pechpfannen und Fackeln auf dem Strom und dem Lande hatten in der Nacht den Glanz des Mondes mit ihrem Lichte verdunkelt; aber noch war es nicht gelungen, den schönen Leichnam zu finden.

Hadrian wußte, in welcher Weise Antinous gestorben war.

Mastor hatte ihm die letzten Worte seines treuen Genossen mehr als einmal vorsagen müssen, und keines hinzugefügt und keines vergessen. Des Kaisers treues Gedächtniß hatte sie alle festgehalten, und nun saß er bis zum Morgen und vom Morgen bis die Sonne die Mittagshöhe überschritten hatte, und wiederholte sie sich.

Ohne zu essen und zu trinken brütete er vor sich hin. Das Unglück, welches ihn bedrohte, war eingetroffen, und welches Unglück? Wenn das Schicksal an Stelle der Leiden, die es für ihn bestimmt hatte, den Schmerz annahm, welcher nun seine Seele erfüllte, so durfte er wohl auf sorgenlose Jahre rechnen; aber es wollte ihm scheinen, als würde er lieber den Rest seines Daseins in Kummer und Elend mit seinem Antinous durchleben, als ohne ihn alles das, was die Menschen Glück, Freude und Wohlergehen nennen, genießen. —

Sabina mit ihrem und seinem Gefolge war angekommen, ein Heer von Menschen, aber er hatte streng befohlen, Keinen, auch nicht seine Gattin, zu ihm zu lassen.

Der Trost der Thränen war ihm versagt, aber der Schmerz schnürte ihm das Herz zusammen, umdüsterte seinen Geist und machte ihn so empfindlich, daß jede Stimme eines Bekannten, wenn er sie auch nur von fern hörte, ihn beunruhigte und in Zorn versetzte.

Die zu Schiff Angekommenen durften die Zelte nicht beziehen, welche in der Nähe des seinen für sie aufgeschlagen worden waren, weil er allein, ganz allein mit dem Jammer seiner Seele zu bleiben begehrte.

Mastor, in dem er bis dahin mehr eine nützliche Sache als einen Menschen gesehen hatte, trat ihm jetzt näher, war er doch der Zeuge des wundervollen Hinganges seines Lieblings gewesen.

Nach dem Ende der kummervollsten seiner Nächte

fragte ihn der Sklave, ob er den Arzt aus dem Schiffe rufen sollte, denn er sähe so bleich aus; Hadrian verbot es ihm aber und sagte:

„Könnte ich nur weinen wie die Weiber, oder wie andere Väter, denen der Tod ihre Söhne entreißt; das wäre meine beste Arznei. — Ihr Armen werdet es nun schlecht haben, denn die Sonne meines Lebens hat ihren Glanz, die Bäume an meinem Wege haben ihr Grün verloren."

Als er wieder allein war, blickte er starr in's Leere und murmelte vor sich hin:

„Die ganze Menschheit soll mit mir klagen, denn wenn man gestern fragte, wie hohe Schönheit ihrem Geschlecht verliehen sei, so konnte sie stolz auf Dich, Du treuer Geselle, weisen und sagen: ‚die Schönheit der Götter'. — Nun ward der Palme die Krone vom Stamme geschlagen, und das verstümmelte Ding muß sich über seine Häßlichkeit schämen. Wären die Sterblichen alle eine Person, so würde die heute aussehen wie ein Mann, dem man das rechte Auge aus dem Kopfe gerissen. Ich will die hageren und feisten Mißgestalten nicht sehen, damit sie mir den Geschmack an der eigenen Art nicht verderben! O Du treuer, Du guter, Du schöner Gesell, was bist Du für ein verblendeter, wahnsinniger Thor gewesen! Und doch kann ich Deine Narrheit nicht tadeln. Die tiefste von allen Wunden hast Du meiner Seele geschlagen, und ich darf Dir nicht einmal zürnen. Uebermenschlich, göttlich, war Deine Treue, ja, sie ist es gewesen!"

Bei diesen Worten erhob er sich und sagte fest und entschieden:

„Jetzt streck' ich die Hand aus, und ihr Himmlischen hört mich: Jede Stadt im Reiche soll Antinous einen Altar errichten. Den Freund, den ihr mir raubtet, geb' ich euch nun zum Gefährten. Nehmt ihn freundlich auf, ihr unsterblichen Leiter der Welt! Wer von euch darf sich rühmen schöner zu sein, als er war? und wer von euch hätte mir so viel Güte und Treue erwiesen als euer neuer Genosse?"

Dieß Gelübde schien Hadrian wohlgethan zu haben.

Mit festem Schritt ging er wohl eine halbe Stunde in seinem Zelt auf und nieder. Dann befahl er den Geheimschreiber Heliodor zu rufen.

Der Grieche brachte zu Papier, was sein Herr ihm diktirte.

Es war nichts Geringeres, als daß die Welt von nun an in Antinous einen neuen Gott zu verehren habe.

Am Nachmittage brachte ein athemloser Bote die Nachricht, der Körper des Bithyniers sei aufgefischt worden.

Tausende eilten dem Leichnam entgegen. Unter ihnen Balbilla, die sich wie eine Verzweifelte geberdet hatte, nachdem sie erfahren, welches Ende ihr schöner Abgott genommen.

Mitten unter den Bürgern und Fischern war sie in schwarzen Trauergewändern und mit aufgelöstem Haar am Ufer auf und nieder geeilt. Die Aegypter

verglichen sie mit der trauernden Isis, die die Leiche ihres geliebten Gatten Osiris suchte.

Sie wußte sich nicht zu lassen vor Leid, und ihre Gefährtin redete ihr vergeblich zu, sich zu mäßigen und ihres Standes und ihrer weiblichen Würde eingedenk zu bleiben. Aber Balbilla wies sie heftig zurück, und als die Nachricht kam, daß der Nil seine Beute freigegeben habe, war sie zu Fuß mitten unter der Menge dem Leichnam entgegengeeilt.

Ihr Name wurde überall genannt, Jeder wußte, daß sie die Freundin der Kaiserin sei, und so wurde ihr denn auch willig Gehorsam gezollt, als sie den Trägern der Bahre, auf der der Wiedergefundene ruhte, befahl sie zu Boden zu setzen und die Hülle zu entfernen, die sie bedeckte.

Bleich und bebend trat sie an den Ertrunkenen heran und wandte ihre Augen zu ihm nieder. Aber nur einen kurzen Augenblick ertrug sie den Anblick, der sich ihr darbot; dann wandte sie sich schaudernd von dem Leichnam ab, und befahl den Trägern weiter zu ziehen.

Als der Trauerzug verschwunden war, und sie das gellende Jammergeschrei der ägyptischen Weiber nicht mehr vernahm und nicht mehr sehen konnte, wie sie sich Brust und Stirn und Haare mit feuchter Erde bestrichen und die Arme wild in die Luft warfen, wandte sie sich an ihre Begleiterin und sagte ruhig:

„Laß uns nach Hause gehen, Claudia.“

Am Abend erschien sie bei der Mahlzeit schwarz gekleidet, wie Sabina und alle Mitglieder ihres Ge-

folges, aber ruhig, und geneigt Antworten auf jede Frage zu geben.

Der Baumeister Pontius war mit ihr von Theben nach Besa gefahren.

Sie hatte ihm nichts geschenkt, was ihn für sein langes Ausbleiben strafen konnte, und ihn ohne Erbarmen genöthigt, alle ihre Verse auf Antinous mitanzuhören. Er war dabei völlig ruhig geblieben und hatte ihre Gesänge gerade so beurtheilt, als gälten sie keinem Menschen mit warmem Blut, sondern einer Bildsäule oder einem Gotte. Dieses Epigramm wurde von ihm gelobt, jenes bemängelt, ein drittes getadelt. Ihr Geständniß, daß sie Antinous mit Blumen und Früchten zu erfreuen gewöhnt sei, hatte er achselzuckend entgegengenommen und freundlich gesagt:

„Beschenke ihn nur weiter; ich weiß ja, daß Du von diesem Gotte keine Gegengaben für Deine Opfer verlangst."

Dieses Wort hatte sie überrascht und erfreut.

Pontius verstand sie immer, und verdiente nicht, daß sie ihn kränkte.

Darum ließ sie ihn in ihre Seele schauen und erzählte ihm, wie sehr sie Antinous liebe, wenn er abwesend sei.

Dann lachte sie, und gestand ihm, daß er ihr gleichgültig würde, sobald sie mit ihm zusammen wäre.

Als sie nach dem Tode des Bithyniers alle Fassung verlor, ließ er sie ruhig gewähren, und bat ihre Begleiterin das Gleiche zu thun. —

Am Tage nach der Auffindung wurde die Leiche auf kostbarem Holze verbrannt.

Hadrian hatte sich geweigert sie zu sehen, nachdem er erfahren, daß der Tod im Wasser seinen Liebling grausam entstellt habe.

Wenige Stunden, nachdem die Asche des Bithyniers in einer goldenen Vase gesammelt und Hadrian überbracht worden war, ging die Nilflotte, welche dießmal auch den Kaiser trug, unter Segel, um ohne Aufenthalt nach Alexandria zu fahren.

Der Herrscher blieb ganz allein mit seinen Sklaven und einem Schreiber auf dem Schiffe, das ihn trug. Nur manchmal ließ er Pontius befehlen, sein Nilboot zu verlassen und ihn auf dem seinen zu besuchen. Er hörte gern die tiefe Stimme des Baumeisters, und sprach mit ihm über die Pläne, welche von demselben für sein Mausoleum in Rom entworfen worden waren, und dem Grabmal, das der Herrscher in einer großen an Stelle des kleinen Besa neu zu errichtenden Stadt, die er jetzt schon Antinoë nannte, dem Verstorbenen nach seinem eigenen Entwurfe errichten lassen wollte.

Aber diese Unterredungen nahmen immer nur einige Stunden in Anspruch, und nach ihnen konnte der Baumeister wieder auf Sabina's Schiff zurückkehren, auf dem sich auch Balbilla befand.

Einige Tage nach dem Aufbruch von Besa saß er am Abend ganz allein mit der Dichterin auf dem Deck des Nilboots, das, vom Strom getragen und von hundert Rudern getrieben, sich schnell und ohne Aufenthalt seinem Ziele näherte.

Pontius hatte es seit dem Tode des unglücklichen

Jünglings sorgfältig vermieden, mit ihr über Antinous zu reden.

Jetzt war sie wieder so aufmerksam und gesprächig geworden, wie je vorher, und in ihren Augen schimmerte sogar bisweilen ein Strahl der alten sonnigen Heiterkeit ihres Wesens.

Der Baumeister meinte den eigenthümlichen Umschlag ihrer Empfindungen zu verstehen, und rührte nicht an die Ursache des heftigen, aber schnell erloschenen Fiebers, unter dem sie gelitten.

„Was hast Du heute mit dem Kaiser verhandelt?“ fragte Balbilla ihren Freund.

Pontius schaute zu Boden und bedachte, ob er den Namen Antinous vor der Dichterin aussprechen dürfe.

Balbilla bemerkte sein Zaudern und sagte:

„Sprich nur; ich kann alles hören. Mit dieser Thorheit ist es vorbei.“

„Der Kaiser arbeitet an dem Plane für eine neu zu erbauende Stadt Antinoë und dem Entwurfe für ein Denkmal seines armen Lieblings,“ entgegnete Pontius. „Er läßt sich nicht helfen, aber ich muß ihn lehren das Unmögliche von dem Möglichen zu unterscheiden.“

„Er schaut eben nach den Sternen und Du siehst fest auf den Weg, den Du wandelst.“

„Was wankt und des sicheren Grundes entbehrt, kann der Baumeister nicht brauchen.“

„Das war ein hartes Wort, Pontius. Ich habe mich gewiß in den letzten Wochen recht närrisch betragen.“

„Möchte doch alles Schwankende sein Gleichgewicht so schnell und gut wieder finden wie Du! Antinous war ein Halbgott an Schönheit, und dazu ein braver, treuer Gesell.“

„Sprich mir nicht mehr von ihm,“ sagte Balbilla, und schauderte zusammen. „Sein Anblick war gräßlich. Kannst Du mir mein Betragen verzeihen?“

„Ich zürnte Dir niemals.“

„Aber Du hast mir Deine Achtung entzogen.“

„Nein, Balbilla. Die Schönheit, die Jedem theuer ist, den die Muse geküßt hat, zog die leicht beschwingte Dichterseele an, und sie flog in die Irre. Mochte sie fliegen! Die edle Weiblichkeit meiner Freundin ist ihr niemals gefolgt. Sie steht auf festem Grunde, das weiß ich.“

„Welch ein gutes, welch ein freundliches Wort! Aber es ist zu gut und zu freundlich! Ich bin ein armes, von jedem Winde bewegtes Geschöpf, eine eitle Thörin, die in dieser Stunde nicht weiß, was sie in der nächsten begehen wird, ein verwöhntes Kind, das am liebsten thut, was es lassen sollte, ein schwaches Mädchen, dem es Freude gewährt, gegen Männer zu streiten. Alles in allem . . .“

„Alles in allem, ein holder Liebling der Götter, der heute kräftigen Schrittes Felsen ersteigt und sich morgen über Blumen im Sonnenschein wiegt, alles in allem ein Wesen, dem kein anderes gleichsieht, und dem nichts und gar nichts fehlt, um ein vollendetes Weib zu sein, als . . .“

„Ich weiß, was mir fehlt,“ rief Balbilla. „Ein

kräftiger Mann, der mich stützt, und auf dessen Warnung ich höre. Du, Du bist dieser Mann, Du und kein anderer, denn sobald ich Dich bei mir weiß, wird es mir schwer etwas anderes zu thun, als was recht ist. Da bin ich, Pontius! Willst Du mich haben, mit all meinen Launen, meinen Fehlern und Schwächen?"

„Balbilla!" rief der Baumeister, außer sich vor herzerschütternder Ueberraschung, und drückte seine Lippen fest und lange auf ihre Hand.

„Du willst? Willst mich haben? Mich nie verlassen, mich warnen, stützen und hegen?"

„Bis an mein Ende, bis in den Tod, wie mein Kind, wie meine Augen, wie — darf ich's denn glauben und sagen, wie, nein, als, als meine Geliebte, als mein anderes Ich, als mein Weib!"

„O Pontius, Pontius," gab sie zurück, und umfaßte seine kräftige Rechte mit beiden Händen. „Diese Stunde gibt der Waise Balbilla Vater und Mutter zurück und schenkt ihr dazu den Mann, den sie lieb hat."

„Mein, mein!" rief der Baumeister. „Ihr ewigen Götter, ein Leben lang hab' ich in Mühe und Arbeit keine Zeit gefunden mich des Glücks der Liebe zu freuen, und nun zahlt ihr den Schatz, den ihr mir so lange entzogen, mit Zins und Zinseszinsen."

„Kannst Du, besonnener Mann, den Werth Deines Kleinods so überschätzen? Aber etwas Gutes wirst Du doch an ihm finden. Es kann sich das Leben nicht mehr lebenswerth denken ohne seinen Besitzer."

„Und mir erschien es schon lange öde und kalt ohne Dich, Du seltsames, einziges, unvergleichliches Wesen!“

„Aber warum kamst Du nicht früher, und ließest mir Zeit, wie eine Närrin zu handeln?“

„Weil, weil,“ entgegnete Pontius ernst, „weil mir der Flug nach der Sonne zu kühn schien, weil ich bedachte, daß meines Vaters Vater . . .!“

„Er war der edelste Mann, der den Ahn meines Hauses zu seiner Größe heranzog.“

„Er war, bedenke das wohl in dieser Stunde, er war Deines Großvaters Sklave.“

„Ich weiß es, aber ich weiß auch, daß mir kein Mann auf Erden bekannt ist, der der Freiheit würdiger wäre als Du, und den ich so demüthig bitten möchte wie Dich: Nimm mich, die arme, thörichte Balbilla zum Weibe, führe mich und mache aus mir, was noch aus mir werden kann, zu Deiner und meiner Ehre!“

Die schnelle Nilfahrt brachte dem Baumeister und seiner Geliebten Tage und Stunden des höchsten Glückes. Bevor die Flotte in den mareotischen Hafen Alexandrias einfuhr, eröffnete Pontius dem Kaiser sein schönes Geheimniß. Hadrian lächelte dabei seit dem Tode seines Lieblings zum ersten Mal, und befahl dem Architekten, Balbilla zu ihm zu führen.

„Ich habe den Spruch, den Pythia Dir damals ertheilte, falsch gedeutet,“ sagte er, nachdem er die Hand der Dichterin in die des Baumeisters gelegt hatte. „Willst Du wissen, Pontius, wie er lautet? Du brauchst mir nicht nachzuhelfen, liebes Kind. Was

ich einmal und zweimal lesen durfte, das vergesse ich niemals. Pythia sagte:

,Was dir das Theuerste war und das Höchste, du wirst es verlieren;
Und von olympischen Höh'n steigst du zum Staube herab;
Aber der prüfende Blick entdeckt unter fliegendem Sande
Dauerndes Quadergebäu, Marmor und felsigen Grund.'

Du hast gut gewählt, Mädchen; das Orakel verbürgt Dir eine Wanderung auf fester Bahn durch das Leben. Was den Staub angeht, von dem es redet, so ist er ja in gewissem Sinne vorhanden, aber diese Hand führt einen Besen, der ihn fortzufegen vermag. Feiert in Alexandria, sobald ihr wollt, eure Hochzeit; dann aber zieht ihr nach Rom, das ist die Bedingung, die ich euch stelle. Es lag mir immer am Herzen, dem Ritterstand neue, würdige Mitglieder zuzuführen, denn nur so kann es gelingen, sein gesunkenes Ansehen wieder zu heben. Dieser Ring macht Dich zum Ritter, mein Pontius, und für einen Mann wie Du bist, für den Gatten Balbilla's und den Freund des Kaisers, findet sich wohl auch später ein Sitz im Senate. Was sich mit Quadern und Marmor in unserer Zeit herstellen läßt, das zeige beim Bau meines Grabmals. Hast Du den Plan für die Brücke geändert?"

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

In Alexandria war die Kunde von der Ernennung des „falschen Eros“ zum Nachfolger des Kaisers mit Jubel aufgenommen worden, und wiederum benutzten die Bürger diese günstige Gelegenheit, um ein Fest auf das andere folgen zu lassen.

Titianus trug Sorge, daß die üblichen Gnadenakte zur Ausführung kamen, und so öffnete sich auch das Gefängniß von Kanopus, und der Bildhauer Pollux wurde freigelassen.

Der unglückliche Künstler war in der Gefangenschaft wohl bleich geworden, aber weder abgemagert, noch körperlich entkräftet; dagegen schienen die Frische seines Gemüths, sein froher Lebensmuth und freudiger Schaffensdrang völlig gebrochen zu sein.

Auf seinen Zügen malte sich, während er in seinem zerrissenen und beschmutzten Chiton von Kanopus nach Alexandria wanderte, weder lebhafte Dankbarkeit für das unerwartete Geschenk der Freiheit, noch Freude über die Aussicht, die Seinen und Arsinoe bald wieder zu finden.

In der Stadt ging er, theilnahmlos vor sich hinbrütend, von einer Straße in die andere, aber er kannte seine Heimat genau und seine Füße fanden den Weg zu dem Haus seiner Schwester.

Wie freute sich Diotima, wie jubelten ihre Kinder, wie ungeduldig zeigte sich Jedes, ihn zu den Alten zu führen! Wie hoch sprangen vor dem neuen Häuschen Euphorion's die Grazien zu dem Heimkehrenden hinan!

Und Doris, der armen Doris vergingen vor freudigem Schreck die Sinne und ihr Gatte mußte sie in seinen langen Armen auffangen, als ihr verschwundener und doch nie verloren gegebener Liebling plötzlich vor ihr stand und gelassen sagte: „Da bin ich.“

Und wie zärtlich herzte und küßte die Alte sodann den guten, bösen, endlich zurückgekehrten Flüchtling!

Auch der Sänger gab seiner Freude in Versen und Prosa lebendigen Ausdruck und holte sein schönstes Theatergewand aus der Truhe, um es an die Stelle des zerrissenen Chitons seines Sohnes zu setzen.

Ein kräftiger Strom von Verwünschungen und Flüchen floß von seinen Lippen, als Pollux nun seine Geschichte erzählte.

Man machte es dem Bildhauer schwer, sie zu Ende zu bringen, denn sein Vater unterbrach ihn bei jedem Worte, und seine Mutter zwang ihn, während des Redens unaufhörlich zu essen und zu trinken, auch noch, als er nicht mehr konnte.

Nachdem er längst versichert hatte, daß er satt sei, schob sie zwei neue Töpfe auf's Feuer, denn er

mußte ja im Gefängniß ausgehungert sein, und was jetzt nicht mehr ging, dazu fand sich Rath in zwei Stunden.

Euphorion führte Pollux am Abend selbst in's Bad und wich auch nach ihrer gemeinsamen Heimkehr nicht von seiner Seite.

Das Bewußtsein, ihn in seiner Nähe zu wissen, that ihm gut wie eine angenehme körperliche Empfindung.

Der Sänger war sonst nicht neugierig, aber heute hörte er nicht auf zu fragen, bis die Mutter ihren Sohn zu dem frisch für ihn gerüsteten Bett führte.

Nachdem der Künstler sich niedergelegt hatte, trat die Alte noch einmal in seine Kammer, küßte ihm die Stirn und sagte:

„Heute dachtest Du noch zu viel an den gräßlichen Kerker; aber morgen, mein Junge, nicht wahr, morgen bist Du wieder der alte?“

„Laß nur, Mutter, es wird schon besser,“ gab er zurück. „Solches Bett ist ein Schlaftrunk; das Holz im Gefängniß war anders.“

„Du hast noch gar nicht nach Deiner Arsinoe gefragt,“ sagte Doris.

„Was soll ich mit ihr? Jetzt laß mich schlafen.“

Am folgenden Morgen zeigte sich Pollux ebenso wie am vergangenen Abend, und mehrere Tage lang blieb sein Zustand unverändert der gleiche.

Er hing den Kopf, sprach nur, wenn man ihn fragte, und wenn Doris oder Euphorion versuchten mit ihm von seiner Zukunft zu reden, so fragte er:

„Bin ich euch lästig?“ oder bat: „Ihr sollt mich nicht quälen.“

Dabei war er freundlich, nahm die Kinder seiner Schwester auf den Arm, spielte mit den Grazien, pfiff den Vögeln etwas vor, ging auf und nieder und stand bei der Mahlzeit tapfer seinen Mann. Dann und wann fragte er auch wieder nach Arsinoe. Einmal ließ er sich auch zu ihrer Wohnung führen, aber er pochte nicht an Paulina's Thür und schien sich vor dem stattlichen Hause zu fürchten.

Nachdem er eine Woche unthätig und so schlaff und arbeitsscheu dahingedämmert war, daß sich das Herz seiner Mutter, wenn sie ihn anschaute, mit tiefer Besorgniß erfüllte, kam sein Bruder Teuker auf einen glücklichen Gedanken.

Der junge Steinschneider war sonst kein häufiger Gast im Hause seiner Eltern, aber seit des armen Pollux Heimkehr besuchte er sie beinahe täglich.

Seine Lehrzeit war vorüber und er schien auf dem Wege, ein großer Meister in seiner Kunst zu werden. Dennoch schätzte er seines Bruders Begabung viel höher als seine eigene, und hatte auf Mittel gesonnen, den entschlummerten Schaffenstrieb des Unglücklichen neu zu erwecken.

„An diesem Tische,“ sagte Teuker zu seiner Mutter, „pflegt Pollux zu sitzen. Heut Abend bring' ich einen Klumpen Thon und ein gutes Stück Wachs. Das alles stellst Du auf die Tafel und legst seine Werkzeuge daneben. Wenn er sie sieht, bekommt er vielleicht wieder Lust zur Arbeit. Entschließt er sich,

auch nur ein Püppchen für die Kinder zu formen, so kommt er schon wieder in Zug, und nach dem Kleinen geht er zu Größerem über."

Teuker brachte die versprochenen Dinge, Doris stellte sie auf den Tisch, legte die Werkzeuge daneben und wartete am folgenden Morgen klopfenden Herzens auf ihres Sohnes Verhalten.

Wie immer seit seiner Heimkehr stand er auch heute spät auf und blieb lange vor der Suppenschüssel sitzen, die seine Mutter zum Frühmahl aufgetragen hatte. Dann schlenderte er zu seinem Tisch, blieb vor ihm stehen, nahm ein Stückchen Thon in die Hand, zerwirbelte es zwischen den Fingern zu Kugeln und Walzen, führte eine von ihnen seinen Augen näher, um sie genau zu betrachten, warf sie dann auf die Erde und sagte, indem er beide Hände auf die Tafel stützte und sich weit zu seiner Mutter vorbeugte:

„Ihr wollt, daß ich wieder arbeite, aber es geht nicht; ich bringe doch nichts zu Stande."

Der alten Frau traten Thränen in die Augen, aber sie erwiederte ihm nichts.

Am Abend bat Pollux sie, die Werkzeuge fortzulegen.

Nachdem er zur Ruhe gegangen war, that sie es, und während sie in der dunklen Kammer, in der sie dieselben mit allerlei unnützen Dingen aufbewahrt hatte, umherleuchtete, fiel ihr Blick auf das begonnene Wachsmodell, die letzte Arbeit ihres unglücklichen Sohnes.

Da kam ihr ein neuer Gedanke.

Sie rief Euphorion, ließ ihn den Thon in den Hof werfen und das Modell neben das Wachs auf den Tisch stellen.

Sie selbst legte genau dieselben Instrumente, welche er an dem verhängnißvollen Tage ihrer Vertreibung von der Lochias gebraucht hatte, neben das schön angelegte Bildwerk, und bat ihren Gatten, mit ihr in aller Frühe das Haus zu verlassen und bis Mittag auszubleiben.

„Gib Acht,“ sagte sie, „wenn er seinem letzten Werke gegenübersteht und Keiner ihn stört oder ihm zuschaut, so sieht er die Enden der zerschnittenen Fäden wieder, und vielleicht gelingt es ihm sie aufzunehmen und die Arbeit fortzuspinnen, in der man ihn unterbrochen.“

Das Mutterherz hatte das Rechte getroffen.

Als Pollux seine Suppe gegessen hatte, trat er genau wie gestern an seinen Tisch, aber der Anblick seiner letzten Arbeit wirkte ganz anders auf ihn als der des Thons und des Wachses.

Seine Augen erhellten sich. Mit prüfenden Blicken ging er um den Tisch herum und betrachtete sein Werk so aufmerksam, so gespannt, als ob er etwas besonders Schönes zum ersten Male sähe.

Erinnerungen wurden in ihm lebendig. Er lachte laut auf, schlug in die Hände und murmelte vor sich hin: „Prachtvoll! Aus dem Dinge da kann etwas werden.“

Das matte Wesen wich von ihm, ein zuversichtliches Lächeln trat auf seine Lippen, und dießmal griff er fest in das Wachs.

Aber er begann nicht sogleich mit der Arbeit; er prüfte nur, ob er noch Kraft in den Fingern besitze und ob der bildsame Stoff geneigt sei, sich seinem Willen zu fügen.

Das Wachs ließ sich nicht weniger gehorsam von ihm biegen und dehnen als in früheren Tagen.

Dann war auch vielleicht die Angst, die ihm das Leben verdarb, die Furcht, daß er im Kerker aufgehört habe ein Künstler zu sein, und daß er sein Können eingebüßt habe, nichts als ein thörichter Wahn!

Versuchen mußte er doch, ob es mit der Arbeit noch ging.

Niemand war da, der ihn beobachten konnte, und so mochte denn das Wagniß beginnen.

Heller Angstschweiß perlte auf seiner Stirn, als er endlich seine Willenskraft fest zusammennahm, die Locken zurückwarf und mit beiden Händen ein großes Stück Wachs ergriff.

Da stand die Antinousstatue mit ihrem halb vollendeten Kopfe.

Ob es ihm wohl noch gelingen konnte, dieß schöne Haupt aus freier Hand nachzubilden?

Sein Athem wehte schneller, seine Finger zitterten, als er mit der Arbeit begann.

Bald gewannen die Hände ihre alte Ruhe zurück, der Blick seiner Augen wurde wieder scharf und stätig und das Werk schritt vorwärts.

Des Bithyniers schönes Antlitz stand deutlich vor seinem innern Auge, und als vier Stunden später

seine Mutter in das Fenster schaute, um zu sehen, was Pollux treibe und ob ihr Anschlag gelungen wäre, — da schrie sie laut auf vor Ueberraschung, denn ähnlich in jedem Zuge stand des Günstlings Kopf auf einem Stabe neben dem begonnenen Modell.

Ehe sie noch die Schwelle überschritten hatte, stürzte ihr Sohn ihr entgegen, hob sie zu sich empor, küßte ihr die Stirn und den Mund und rief, strahlend vor Glück:

„Mutter, ich kann doch noch arbeiten; Mutter, Mutter, ich bin nicht verloren!“

Am Nachmittag kam des Bildhauers Bruder und sah, was Pollux gemacht hatte.

Nun erst konnte Teuker sich recht des Wiedergefundenen freuen.

Während die beiden Künstler zusammensaßen und der Steinschneider dem Bildhauer, welcher über das schlechte Licht im Hause der Eltern geklagt hatte, vorschlug, seine Statue in der hellen Werkstätte seines Meisters zu vollenden, stieg Euphorion still in den hintersten Grund seines Vorrathschuppens und brachte eine Amphora mit edlem Wein von Chios an's Licht, welche ihm von einem reichen Kaufherrn geschenkt worden war, für dessen Hochzeit er einem Jünglingschor den Hymenäus einstudirt hatte. Zwanzig Jahre lang verwahrte er schon diesen Krug für ein besonders glückliches Ereigniß. Er und seine beste Laute waren die einzigen Gegenstände, welche von Euphorion's eigener Hand von der Lochias zu seiner Tochter und dann in sein neues Häuschen getragen worden waren.

Mit würdevollem Stolz stellte der Sänger die alte Amphora vor seine Söhne, Doris aber bedeckte sie schnell mit den Händen und sagte:

„Ich gönne euch wahrhaftig die gute Gabe und tränke auch gern einen Becher mit euch; aber ein kluger Feldherr feiert kein Siegesfest vor der gewonnenen Schlacht. Sobald die Statue des schönen Burschen fertig ist, bekränze ich selbst den ehrwürdigen Krug mit Epheu und bitte Dich, ihn uns zu gönnen, mein Alter; aber nicht eher!“

„Die Mutter hat Recht,“ sagte Pollux. „Die Amphora ist nun einmal für mich bestimmt, und wenn ihr es erlaubt, so schlägt der Vater ihr erst dann das schwarze Pechhaar vom Kopfe, wenn mir Arsinoe wieder gehört.“

„Recht so, mein Junge!“ rief Doris, „und dann bekränz' ich nicht nur den Krug, sondern uns alle mit lauter duftenden Rosen.“

Am folgenden Tage ging Pollux mit seinem begonnenen Modell in die Werkstätte des Meisters seines Bruders.

Der würdige Künstler räumte dem Bildhauer den besten Platz ein, denn er schätzte ihn hoch und meinte, das Unrecht, welches dem armen jungen Manne durch den nichtswürdigen Papias zugefügt worden war, so weit es in seiner Macht stand, gutmachen zu müssen.

Vom Aufgang der Sonne bis der Abend sich neigte, war Pollux nun bei der Arbeit.

Mit wahrer Leidenschaft gab er sich der neu erwachenden Schaffensfreude hin. Statt des Wachses

bediente er sich des Thons und bildete eine hohe Figur, welche Antinous als jungen Bacchus darstellte, wie er den Seeräubern erschienen sein mußte. Ein faltiger Mantel floß leicht von seiner linken Schulter bis zu den Knöcheln nieder und ließ die runde, voll geformte Brust und den rechten Arm völlig frei. Weinlaub und Trauben schmückten sein reiches Lockenhaar und ein Pinienapfel krönte, einer Flamme vergleichbar, seinen Scheitel. Der linke Arm war in schöner Biegung erhoben. In den leicht gekrümmten Fingern an seiner Hand spielte der Thyrsusstab, welcher sich auf den Boden stützte und das Haupt des Gottes überragte. Halb von dem Mantel verborgen stand neben dieser herrlichen Gestalt ein prächtiger Weinkrug.

Eine Woche lang hatte Pollux, so lange es Tag war, sich seiner Aufgabe mit allem Fleiß und Eifer hingegeben. Bevor die Nacht anbrach, pflegte er die Arbeit abzuschließen und vor Paulina's Haus auf und nieder zu gehen; aber er unterließ es einstweilen, an die Thür zu klopfen und nach seiner Geliebten zu fragen. Er wußte von seiner Mutter, wie ängstlich seine Braut vor ihm und den Seinen behütet wurde; die Strenge der Christin hätte den Künstler indessen wahrlich nicht gehindert, den Versuch zu wagen, sich seines theuersten Besitzes zu bemächtigen. Was ihn abhielt, sich jetzt Arsinoe auch nur zu nähern, war das Gelübde, welches er sich selbst gegeben, sie nicht eher aus ihrer neuen, sicheren Heimat zu locken, als bis er die feste Ueberzeugung gewonnen, immer noch

ein Künstler, ein rechter Künstler zu sein, der hoffen konnte Großes zu schaffen, und es wagen durfte, das Geschick eines geliebten Wesens an sein Dasein zu ketten.

Als er am Morgen seines achten Arbeitstages ein wenig ausruhte, trat der Meister seines Bruders vor das fortschreitende Werk und sagte, nachdem er es lange betrachtet hatte:

„Herrlich, herrlich; unsere Zeit hat nichts Gleiches geschaffen.“

Eine Stunde später stand Pollux vor dem Stadthause Paulina's und ließ den Klopfer kräftig auf die Thür fallen.

Der Hausmeister öffnete ihm und fragte nach seinem Begehr. Er verlangte Frau Paulina zu sprechen; aber sie war nicht zu Hause.

Dann fragte der Bildhauer nach Arsinoe, des Keraunus Tochter, die bei der Wittwe Aufnahme gefunden.

Der alte Diener schüttelte das Haupt und sagte:

„Die Herrin läßt sie verfolgen. Seit gestern Abend ist sie verschwunden. Ein undankbares Geschöpf! Sie hat schon mehrmals zu entwischen versucht.“

Der Künstler lachte, schlug dem Hausmeister auf den Rücken und sagte:

„Ich finde sie schon!“

Dabei sprang er auf die Straße zurück und eilte zu seinen Eltern.

Arsinoe hatte viel Gutes im Hause Paulina's er=

fahren, aber auch manche schlimme Stunde in ihm verlebt.

Monate lang war sie des Glaubens gewesen, daß ihr Geliebter umgekommen wäre.

Pontius hatte ihr mitgetheilt, Pollux sei verschwunden, und ihre Wohlthäterin pflegte von ihm nur wie von einem Verstorbenen zu sprechen.

Das arme Kind hatte ihm manche Thräne nachgeweint; und als die Sehnsucht, mit Jemand, der ihn lieb gehabt hatte, über ihn zu reden, sie übermannte, hatte sie Paulina gebeten, ihr zu gestatten, seine Mutter besuchen oder doch Frau Doris in ihr Haus bescheiden zu dürfen.

Aber die Wittwe befahl ihr, jeden Gedanken an den Götzenbildner und seinen Anhang aufzugeben und sprach mit Verachtung von der guten Thorhütersfrau.

Gerade in dieser Zeit verließ auch Selene die Stadt; und nun wuchs die Sehnsucht nach ihren alten Freunden in Arsinoe zur Leidenschaft auf, sie wiederzusehen.

Eines Tages folgte sie dem Drange ihres Herzens und schlich sich auf die Straße, um Doris aufzusuchen. Aber der Pförtner, dem Paulina den Auftrag gegeben, ihr den Ausgang aus dem Thor niemals ohne ihre besondere Erlaubniß zu gestatten, bemerkte sie und führte sie nicht nur dieß eine Mal, sondern auch bei mehreren späteren Fluchtversuchen zu ihrer Pflegemutter zurück.

Es war nicht allein die Sehnsucht nach einem Gespräch über Pollux, die Arsinoe den Aufenthalt in

ihrem neuen Heim unerträglich machte, sondern noch mancher andere Grund.

Sie fühlte sich wie eine Gefangene, und sie war es in der That, denn nach jedem Fluchtversuche erlitt die Freiheit ihrer Bewegungen größere Beschränkung.

Zwar hatte sie es bald verlernt, sich geduldig in alles, was von ihr verlangt ward, zu fügen, und sie war sogar ihrer Pflegemutter oft mit heftigen Worten, Thränen und Verwünschungen entgegengetreten; aber diese unerfreulichen Auftritte, die stets mit der Versicherung Paulina's, daß sie ihr vergebe, ein Ende nahmen, hatten stets lange Pausen in den Spazierfahrten und mancherlei kleine Kränkungen zur Folge gehabt.

Arsinoe begann ihre Wohlthäterin und alles, was von ihr ausging, zu hassen. Auch die Unterrichts- und Gebetszeiten, denen sie sich nicht entziehen konnte, wurden für sie zu wahren Marterstunden. Bald verwechselte sie die Lehre, für die sie gewonnen werden sollte, mit Derjenigen, die sie ihr aufdrängen wollte, und verschloß ihr trotzig das Herz.

Der Bischof Eumenes, der im Frühling zum Patriarchen der alexandrinischen Christen erwählt worden war, besuchte sie im Sommer, während Paulina das Landhaus bewohnte, häufiger als sonst. Ihre Pflegemutter glaubte zwar, daß sie seiner Hülfe entbehren und ihre Aufgabe allein zu Ende führen könne und müsse; aber der würdige Greis hatte dem armen, schlecht geleiteten Kinde seine Theilnahme zugewandt und suchte es zu beruhigen und ihm das Ziel, zu dem Paulina es führen wollte, in seiner ganzen Schönheit zu zeigen.

Nach solchen Gesprächen wurde Arsinoe weich; und fühlte sich geneigt zu glauben und Gott und Christus zu lieben; — aber sobald ihre Pflegemutter sie wieder in das Lehrzimmer rief und ihr dieselben Dinge in ihrer Weise vortrug, schnürte sich das Herz der Jungfrau zusammen, und wenn sie beten sollte, so erhob sie zwar die Hände, aber sie betete schon aus Trotz nur zu den hellenischen Göttern.

Manchmal wurde Paulina von heidnischen Frauen in reichem Putze besucht und ihr Anblick erinnerte Arsinoe immer an frühere Tage. Wie arm war sie damals gewesen; und doch hatte sie immer ein blaues oder rothes Band besessen, um ihr Haar damit zu durchflechten und ihr Peplum zu umsäumen.

Jetzt durfte sie nur noch weiße Gewänder tragen, und auch der ärmlichste bunte Schmuck, um ihre Locken oder ihr Kleid zu verzieren, wurde ihr streng entzogen. Solch eitler Tand, pflegte Paulina zu sagen, sei gut für die Heiden, der Herr sähe nicht auf den Leib, sondern in die Herzen.

Ach — das arme Herz des unglücklichen Kindes konnte dem Vater im Himmel wahrlich keinen erfreulichen Anblick gewähren, denn es tobten in ihm Haß und Ueberdruß, Kummer, Ungeduld und Lästerung von früh bis zum Abend.

Dieß junge Gemüth war gewiß für Liebe und Frohsinn geschaffen, und dennoch hatten beide es trauernd verlassen.

Aber Arsinoe hörte nicht auf sich nach ihnen zu sehnen.

Als der November begann und ihr beim Umzug in das Stadthaus ein neuer Fluchtversuch mißglückt war, versuchte Paulina sie damit zu strafen, daß sie vierzehn Tage lang kein Wort mit ihr sprach und auch den Sklavinnen verbot mit ihr zu reden.

In diesen Wochen war das gesprächige Griechenkind der Verzweiflung nahe, ja es kam ihm der Gedanke, auf das Dach zu fliehen und sich in den Hof hinunter zu stürzen. Aber Arsinoe hing zu fest am Leben, um diesen gräßlichen Vorsatz zur Ausführung zu bringen. Am ersten Dezember sprach Paulina wieder mit ihr, verzieh ihr wie immer in einer langen, gütigen Rede ihren Undank und nannte ihr die Zahl der Stunden, die sie im Gebet für ihre Besserung und Erleuchtung zugebracht hätte.

Paulina sagte die Wahrheit, indessen doch nur die halbe, denn sie hatte niemals die rechte Liebe für Arsinoe empfunden und sah sie längst mit Abneigung kommen und gehen, aber sie brauchte ihre Bekehrung, damit durch sie der heißeste Wunsch ihres Herzens Erfüllung fände.

Um der Seligkeit ihrer verstorbenen Tochter, nicht um der widerspenstigen Hausgenossin willen flehte sie um die Erleuchtung derselben, ließ sie nicht nach in ihren Bemühungen, das verstockte Herz ihres Pfleglings dem Glauben zu öffnen.

Am Nachmittag, welcher dem Morgen vorausging, an dem Pollux endlich an die Pforte der Christin klopfte, schien die Sonne besonders hell, und Paulina gestattete ihrem Pfleglinge mit ihr auszufahren.

Bei einer christlichen Familie, die am Ufer des mareotischen Sees wohnte, hielten sie sich längere Zeit auf, und so kam es, daß ihre Heimkehr sich bis zum Abend verspätete.

Arsinoe hatte längst gelernt, während sie scheinbar zu Boden blickte, aus der Kutsche zu schauen und alles zu sehen, was sich an ihnen vorbei bewegte. Als der Wagen nun in ihre Straße einbog, bemerkte sie von fern einen großen Mann, der ihrem vielbeweinten Pollux gleich sah.

Sie heftete die Augen auf ihn, und mußte sich Zwang anthun um nicht laut aufzuschreien, denn er und kein Anderer war es, der dort langsam die Straße hinabging. Sie konnte sich nicht irren, hatten doch die Fackeln zweier Sklaven, welche einer Sänfte vorangingen, sein Gesicht und seine Gestalt hell beleuchtet.

Er war nicht verloren, er lebte, er suchte sie!

Am liebsten hätte sie laut aufgejubelt vor Wonne, aber sie regte sich nicht, bis Paulina's Wagen vor ihrem Hause still stand.

Wie immer eilte der Pförtner herbei, um seiner Herrin aus der hochgebauten Rheda steigen zu helfen. Jetzt wandte Paulina den Rücken und im gleichen Augenblick war Arsinoe aus der entgegengesetzten Seite der bedeckten Kutsche gesprungen und die Straße hinuntergelaufen, in der sie ihren Geliebten gesehen hatte.

Ehe ihre Pflegemutter ihr Verschwinden bemerken konnte, befand sich die Fliehende mitten unter den Tausenden, welche zur Zeit des Feierabends aus den Werkstätten und Fabriken nach Hause strömten.

Paulina's Sklaven, die sogleich ausgesandt wurden um den Flüchtling zu fangen, mußten dießmal unverrichteter Sache heimkehren; aber auch Arsinoe wollte es nicht gelingen, Den, welchen sie suchte, zu finden.

Eine Stunde lang schaute sie vergeblich nach ihm aus. Dann sah sie ein, daß ihr Suchen erfolglos sein würde, und fragte sich, wie sie das Haus seiner Eltern finden könnte. Ehe sie zu ihrer Wohlthäterin zurückgekehrt wäre, hätte sie sich zu den Obdachlosen gesellt, welche unter den Vorhallen der Tempel auf hartem Marmor die Nacht verbrachten.

Zuerst hatte sie sich glücklich im Besitz der neu erworbenen Freiheit gefühlt; als ihr aber kein Vorübergehender zu sagen vermochte, wo der Sänger Euphorion wohnte, und junge Männer ihr folgten und ihr freche Worte zuriefen, trieb sie die Angst eine Straße hinunter, die in das Bruchium führte.

Ihre Verfolger hatten sie noch nicht verlassen, als eine von Lictoren und vielen Fackelträgern begleitete Sänfte an ihr vorüberzog.

Frau Julia, des Statthalters gütige Gattin, saß in derselben. Arsinoe erkannte sie sofort, folgte ihr und gelangte zugleich mit ihr zu der Pforte der Präfektur.

Während die Matrone ausstieg, bemerkte sie das Mädchen, welches sich bescheiden, aber mit bittend erhobenen Händen zur Seite ihres Weges hingestellt hatte.

Julia begrüßte das anmuthige Geschöpf, für das sie schon einmal mütterlich gesorgt hatte, mit herzlicher

Theilnahme, winkte Arsinoe zu sich heran, hörte ihr lächelnd zu, als sie sie um Unterkunft für die Nacht bat, und führte sie froh gestimmt zu ihrem Gatten.

Titianus war leidend, aber er freute sich, die schöne Tochter des unglücklichen Palastverwalters wieder zu sehen, hörte die Geschichte ihrer Flucht mit manchem Zeichen der Mißbilligung, aber doch gütig an und äußerte das lebhafteste Vergnügen, als er erfuhr, daß der Bildhauer Pollux noch unter den Lebenden weile.

Das hohe Patrizierbett in einem der Fremdenzimmer auf der Präfektur hatte manchen vornehmeren Gast, aber keinen beherbergt, der sich an schöneren Träumen erfreut hätte, als der arme, elternlose junge Flüchtling, der gestern noch unter Thränen entschlummert war.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Arsinoe erhob sich am folgenden Morgen frühzeitig und ging dann, verlegen und beunruhigt von dem Glanz, der sie umgab, in ihrem Zimmer auf und nieder und dachte an Pollux. Dann freute sie sich an ihrem Bilde, das ihr der große Spiegel zeigte, den sie auf dem Putztische fand, und dazwischen verglich sie die Polster in der Präfektur mit denen Paulina's, indem sie sich auf ihnen ausstreckte. Sie fühlte sich wieder gefangen, aber dießmal ließ sie sich ihren Kerker gefallen, und wenn Sklaven an ihrem Gemach vorbeigingen, so eilte sie an die Thür, um zu lauschen, denn es war ja möglich, daß Titianus Pollux zu sich beschieden und ihm gestattet hatte sie zu begrüßen. Endlich trat eine Sklavin bei ihr ein, überbrachte ihr das Frühmahl und bat sie in Julia's Namen, sich die Blumen und Vogelhäuser im Garten anzusehen, bis sie sie aufsuchen werde.

Titianus hatte in der Frühe die Nachricht erhalten, daß Antinous im Nil den Tod gesucht und ge-

funden habe, und war durch sie tief erschüttert worden, weniger um des unglücklichen Jünglings, als um des Kaisers willen.

Nachdem er seinen Beamten Befehl gegeben, dem Volke die Trauerkunde mitzutheilen und die Bürger zum öffentlichen Ausdruck ihrer Theilnahme an dem Schmerz des Herrschers aufzufordern, empfing er den Patriarchen Eumenes.

Dieser würdige Greis gehörte seit den Verhandlungen, die er mit ihm über das Dankgebet der Christen nach der Rettung des Kaisers geführt hatte, zu seinen und seiner Gattin bevorzugten Freunden.

Der Präfekt sprach mit dem Patriarchen über die unheilvollen Wirkungen, welche der Tod des jungen, durch keine Gabe des Geistes ausgezeichneten Mannes auf den Kaiser und somit auch auf die Regierung des Reiches üben werde.

„Wenn Hadrian,“ sagte Titianus, „seinem rastlosen Hirn sonst eine Stunde der Ruhe gönnen und sich von Enttäuschung und Verdruß, von schwerer Arbeit und Sorge, an denen sein Leben überreich ist, erholen wollte, so zog er mit dem rüstigen Jüngling auf die Jagd, oder er fand doch den schönen, gutherzigen Gesellen in seinem Gemach. Da erfreute des Bithyniers Anblick sein Künstlerauge, und wie gut hat es Antinous verstanden, ihm sinnend, bescheiden, verschwiegen zuzuhören. Hadrian hat ihn wie einen Sohn geliebt, und der Verstorbene hing dafür mit mehr als kindlicher Treue an seinem Gebieter. Sein Tod hat das bewiesen. Der Kaiser sagte mir einmal selbst: ‚Mitten

im Getümmel des wachen Lebens ist es mir, wenn Antinous mir begegnet, zu Sinne, als stellte sich ein schöner Traum verkörpert vor meine Augen.'"

„Der Schmerz des Kaisers ihn verloren zu haben, muß groß sein," sagte der Patriarch.

„Und dieser Verlust wird sein grübelndes, ernstes Wesen verdüstern, sein unruhiges Denken und Treiben unstäter machen, sein Mißtrauen und seine Empfindlichkeit steigern."

„Und die Umstände, unter denen Antinous starb," fügte der Patriarch hinzu, „werden seinem Hang zum Aberglauben neue Nahrung gewähren."

„Das ist zu befürchten. Wir gehen keinen glücklichen Tagen entgegen. Der Aufstand, der sich in Judäa erhebt, wird wieder Tausende von Menschen kosten."

„Wäre es Dir doch vergönnt gewesen, die Leitung dieser Provinz anzunehmen!"

„Du weißt, wie es mit mir bestellt ist, würdiger Mann. In schlimmen Tagen bin ich nicht fähig, einen Gedanken zu fassen und die Lippen zu regen. Wenn sich die Athemnoth steigert, so ist mir wie einem Erstickenden zu Muthe. Ich habe viele Jahrzehnte mein Dasein willig dem Staat zur Verfügung gestellt, jetzt aber fühle ich mich berechtigt, die geschwächte Kraft, die mir bleibt, auf andere Dinge zu richten. Ich und mein Weib gedenken auf unser Gut am Lariussee zu ziehen und wollen dort versuchen, ob es mir und ihr gelingen wird, uns des Heiles würdig zu machen und die Wahrheit recht zu erfassen, die Du

uns zeigtest. Da bist Du, Julia! Wir haben beide, als der Entschluß in uns reifte aus der Welt zu fliehen, mehr als einmal an das Wort des jüdischen Weisen gedacht, mit dem Du uns neulich beschenktest: Als der Engel Gottes die ersten Menschen aus dem Paradiese vertrieb, da sagte er: ‚Von nun an sei euer Herz euer Paradies.‘ Wir kehren den Genüssen der großen Städte den Rücken . . .“

„Und wir thun es ohne Bedauern,“ fiel Julia ihrem Gatten in's Wort, „denn wir tragen ja in uns den Keim zu ungestörterem, reinerem und dauerhafterem Glücke.“

„Amen,“ sagte der Patriarch. „Wo Zwei, wie ihr seid, bei einander wohnen, da ist der Herr der Dritte im Bunde.“

„Gib uns Deinen Schüler Marcianus mit auf die Reise,“ bat Titianus.

„Gern,“ entgegnete Eumenes. „Darf er euch nach mir besuchen?“

„Nicht gleich,“ gab Julia zurück. „Ich habe heute Morgen ein wichtiges und dabei heiteres Geschäft zu verrichten. Du kennst Frau Paulina, die Wittwe des Pudens. Sie hatte ein schönes junges Wesen bei sich aufgenommen.“

„Und Arsinoe ist ihr entlaufen.“

„Wir haben sie bei uns beherbergt,“ sagte Titianus. „Ihrer Pflegemutter scheint es mißlungen zu sein, sie an sich zu fesseln und glücklich auf ihr Gemüth zu wirken.“

„Ja,“ entgegnete der Patriarch. „Es gab für den

Schrein ihres vollen und heiteren Herzens nur einen Schlüssel, ‚die Liebe‘, aber Paulina hat es versucht, ihn mit Zwang und dringlichem Treiben zu sprengen. Er blieb uneröffnet und das Schloß wurde verdorben. — Aber darf ich fragen? Wie kommt das Mädchen in euer Haus?“

„Das erzähl' ich Dir später; wir kennen sie nicht erst seit gestern,“ sagte Titianus.

„Und ich gehe jetzt hin und führe sie ihrem Bräutigam zu!“ rief die Präfektin.

„Paulina wird sie von euch zurückverlangen,“ entgegnete der Patriarch. „Sie läßt sie überall suchen, aber die Jungfrau wird nie und nimmer unter ihrer Leitung gedeihen.“

„Hat die Wittwe Arsinoe in aller Form adoptirt?“ fragte Titianus.

„Nein, sie hatte im Sinn es zu thun, sobald sich ihr Pflegling . . .“

„Der Wille ist vor dem Gesetz nichts, und so kann ich denn unsern schönen Gast vor ihr schützen.“

„Ich hole ihn!“ rief die Matrone. „Die Zeit ist dem armen Kinde gewiß schon recht lang geworden. Willst Du mich begleiten, Eumenes?“

„Gern,“ antwortete der Greis. „Ich und Arsinoe sind gute Freunde, ein versöhnliches Wort von mir wird ihr gut thun und mein Segen kann wohl auch der Heidin nichts schaden. Leb' wohl, Titianus, die Diakonen warten auf mich.“

Als Julia mit ihrer Schutzbefohlenen in den Männersaal zurückkehrte, hatte diese Thränen im

Auge, denn die guten Worte des verehrten Greises waren ihr zu Herzen gegangen und sie wußte wieder, daß sie von Paulina nicht nur Schlimmes, sondern auch Gutes erfahren habe.

Die Matrone fand ihren Gatten nicht mehr allein. Der reiche Plutarch mit seinen beiden Stützen war bei ihm und bot heute in schwarzen Gewändern, die statt mit bunten, mit lauter weißen Blumen geschmückt waren, einen ganz absonderlichen Anblick.

Der alte Herr sprach sehr eifrig zu dem Präfekten.

Sobald er Arsinoe wahrnahm, unterbrach er seine Rede, schlug in die Hände und zeigte sich ganz erregt vor Vergnügen, die schöne Roxane wiederzusehen, für die er einmal vergebens zu allen Goldarbeitern der Stadt herumgefahren wäre.

„Aber," rief Plutarch mit jugendlichem Eifer, „aber ich bin es müde, den Schmuck für Dich aufzubewahren. Es stehen genug unnöthige Dinge bei mir herum. Er gehört Dir, nicht mir, und heute noch schicke ich ihn der edlen Frau Julia, damit sie ihn Dir anlegt. Gib mir die Hand, liebes Mädchen. Du bist blasser, aber voller geworden. Was meinst Du, Titianus, sie würde noch heute für die Roxane taugen; nur müßte Deine Gemahlin sich wieder um ihre Kleider bekümmern. Ganz weiß, kein Bändchen im Haar, — wie eine Christin!"

„Ich kenne Einen, der es verstehen wird, diese weichen Locken kleidsam zu schmücken," entgegnete Julia. „Sie ist die Braut des Bildhauers Pollux."

„Pollux!" rief Plutarch in großer Erregung.

„Schiebt mich vorwärts, Antäus und Atlas! Der Bildhauer Pollux ist Dein Geliebter? Ein großer, herrlicher Künstler! Derselbe, edler Titianus, von dem ich Dir eben erzählte.“

„Du kennst ihn?“ fragte des Präfekten Gattin.

„Nein, aber ich komme soeben aus der Werkstätte des Steinschneiders Periander und habe da ein Modell zu einer Antinousstatue gesehen, das einzig ist, wundervoll, ohnegleichen. Der Bithynier als Dionysus! Kein Phidias, kein Lysippus brauchte sich dieses Werkes zu schämen. Pollux war abwesend, aber ich habe die Hand auf seine Arbeit gelegt. Der junge Meister soll sie sogleich in Marmor ausführen. Hadrian wird über dieses Bildniß seines wundervollen, treuen Lieblings entzückt sein. Ihr, alle Kenner, ein Jeder muß es bewundern! Ich will es bezahlen, aber es fragt sich nur, ob die Stadt oder ich selbst es dem Kaiser anbieten soll. Dein Gatte wird diese Frage entscheiden.“

Arsinoe strahlte vor Glück bei diesen Worten und trat bescheiden zurück, denn ein Beamter überreichte Titianus ein soeben eingelaufenes Schreiben.

Der Präfekt überlas es und sagte, indem er sich an Plutarch und seine Gattin wandte:

„Hadrian erhebt Antinous zu den Göttern.“

„Glücklicher Pollux!“ rief Plutarch. „Er hat das erste Bildniß des neuen Olympiers geschaffen. Ich schenke es der Stadt und sie soll es in dem Antinoustempel aufstellen, zu dem wir den Grundstein gelegt haben müssen, bevor der Kaiser zurückkehrt. — Lebt

wohl, ihr Edlen! Grüße Deinen Bräutigam, mein Kind; sein Werk gehört mir. Pollux wird unter seinesgleichen der Erste werden, und ich habe das Glück gehabt, diesen neuen Stern zu entdecken. Der achte Künstler, in dem ich etwas Rechtes erkannte, so lang er noch klein war! Dein künftiger Schwager Teuker wird auch etwas werden. Ich lasse mir von ihm einen Stein mit dem Bilde des Antinous schneiden. Noch einmal, lebt wohl, ich muß in den Rath. Es gilt, über den Tempel des neuen Gottes zu reden. Vorwärts, ihr beiden!"

Eine Stunde nachdem Plutarch die Präfektur verlassen hatte, hielt der Wagen Frau Julia's vor der für ein mit Pferden bespanntes Fuhrwerk viel zu engen Gasse, welche bei dem grünen Platze endete, an dem das Häuschen Euphorion's lag.

Julia's Vorläufer fand schnell die Wohnung der Eltern des Bildhauers, führte die Matrone und Arsinoe auf den Platz und zeigte ihnen die Thür, an die sie zu klopfen hatten.

„Wie Du glühst, mein Mädchen!" sagte Julia. „Ich will euer Wiedersehen nicht stören, aber ich möchte Dich gern mit eigener Hand Deiner künftigen Mutter übergeben. Geh' in das Haus dort, Arctus, und bitte Frau Doris herauszutreten. Sage nur, es wünsche sie Jemand zu sprechen, aber nenne nicht meinen Namen."

Arsinoe's Herz schlug so heftig, daß sie ihrer gütigen Beschützerin kein Wort des Dankes zu sagen vermochte.

„Tritt hinter diese Palme," bat Julia.

Arsinoe gehorchte, aber es war ihr, als führte sie nicht ihr eigener, sondern ein fremder Wille in den Versteck. Sie hörte auch nichts von dem Anfang des Gespräches der Römerin mit Frau Doris. Sie sah nur das alte, liebe Gesicht der Mutter ihres Pollux; trotz der gerötheten Augen und der Falten, mit denen der Gram es durchfurcht hatte, konnte sie sich nicht satt an ihm sehen. Es erinnerte sie an die glücklichsten Tage ihrer Kindheit, und sie wäre am liebsten gleich vorwärts geeilt und hätte sich der guten, freundlichen Frau um den Hals geworfen.

Jetzt hörte sie, wie die Matrone sagte:

„Und ich bringe sie Dir. Sie ist noch ebenso lieblich und jungfräulich schön, wie sie damals war, als wir sie im Theater zum ersten Mal sahen."

„Wo ist sie, wo ist sie?" fragte Doris mit bebender Stimme.

Julia wies auf die Palme und wollte das Mädchen rufen, aber ihr Schützling hatte dießmal ihrer Sehnsucht, einem geliebten Menschen um den Hals zu fallen, nicht Schranken setzen können, denn Pollux war aus der Thür getreten, um zu sehen, wer seine Mutter gerufen, und ihn erblicken und mit einem lauten Jubelruf an seine Brust stürzen, war für Arsinoe Eins gewesen.

Julia schaute den beiden mit feuchten Augen zu, und als sie nach manchem freundlichen Worte für die Alten wie für die Jungen von dem glücklichen Menschenvereine Abschied nahm, sagte sie:

„Deine Ausstattung muß ich besorgen, mein Mädchen; und dießmal, denk' ich, sollst Du sie brauchen, und zwar nicht nur für eine flüchtige Stunde, sondern für ein langes, glückliches Leben."

Am Abend dieses Tages scholl aus dem Häuschen Euphorion's lauter Gesang. Doris und ihr Mann, Pollux, Arsinoe, Diotima und Teuker lagen bekränzt bei der mit Rosen umwundenen Amphora, und ließen die Lust und die Freude, die Kunst und die Liebe, und alle Gaben der Gegenwart leben. Das volle Haar der glücklichen Braut war wieder mit schönen blauen Bändern durchflochten.

Drei Wochen später traf Hadrian in Alexandria ein.

Er hielt sich fern von allen Festen, welche zu Ehren des Gottes Antinous gefeiert wurden, und lächelte ungläubig, als man ihm mittheilte, ein neuer Stern wäre am Himmel erschienen und das Orakel hätte ihn für die Seele seines Lieblings erklärt.

Als der reiche Plutarch den Kaiser und sein Gefolge zu dem Bacchus Antinous führte, den Pollux in Thon vollendet hatte, war Hadrian tief ergriffen, und wünschte den Meister dieses edlen Kunstwerks kennen zu lernen.

Keiner von seinen Begleitern hatte den Muth, den Namen Pollux vor ihm auszusprechen; nur Pontius wagte es für seinen jungen Freund einzutreten. Er erzählte Hadrian die Geschichte des unglücklichen Künstlers, und bat ihn ihm zu verzeihen.

Der Kaiser nickte ihm beifällig zu und sagte:

„Um dieses Verstorbenen willen sei ihm vergeben.“

Pollux wurde ihm zugeführt, der Herrscher reichte ihm die Hand, drückte die seine und rief:

„Die Himmlischen nahmen mir seine Liebe und Treue, aber Deine Kunst hat mir und der Welt seine Schönheit erhalten.“ —

Jede Stadt im Reiche beeiferte sich, dem neuen Gott Tempel zu bauen und Bildsäulen zu errichten, und Pollux, Arsinoe's glückseliger Gatte, sollte für hundert Orte Statuen und Büsten des Antinous herstellen; aber er wies die meisten Bestellungen zurück, und gab kein Werk als das seine aus den Händen, das er nicht selbst nach einer neuen Auffassung geformt hatte. Die Nachbildung seiner Arbeiten überließ er anderen Künstlern.

Sein Meister Papias kehrte nach Alexandria zurück, aber er wurde dort von seinen Kunstgenossen mit so kränkender Verachtung zurückgewiesen, daß er sich in einer unglücklichen Stunde das Leben nahm.

Der junge Teuker wuchs zum berühmtesten Steinschneider seiner Zeit heran.

Frau Hanna verließ bald nach Selenens Märtyrertode die Nilstadt Besa. Es war ihr das Amt der obersten Diakonissin in Alexandria übertragen worden, und sie wirkte in demselben segensreich bis in ihr spätes Alter.

Die verwachsene Maria blieb in dem Nilorte zurück, den Hadrian zu der glänzenden Stadt Antinoë erweitern ließ. Sie besaß dort zwei Gräber, von denen sie sich nicht zu trennen vermochte.

Vier Jahre nach der Vermählung Arsinoe's mit ihrem Geliebten rief Hadrian den Bildhauer Pollux nach Rom. Er sollte dort des Kaisers Statue auf einem von vier Rossen gezogenen Wagen herstellen. Dieses Werk war bestimmt, sein von Pontius erbautes Mausoleum zu krönen, und Pollux führte es in so bewunderungswürdiger Weise aus, daß der Kaiser ihm nach seiner Vollendung lächelnd sagte:

„Jetzt hast Du Dir das Recht erworben, über die Werke anderer Meister den Stab zu brechen."

In Ehren und großem Wohlstand sahen Euphorion's Sohn und seine am Tiber vielbewunderte, treue Gattin Arsinoe ihre Kinder zu tüchtigen Bürgern heranwachsen. Sie blieben Heiden, aber die christliche Liebe, welche Eumenes der Pflegetochter Paulina's gezeigt hatte, wurde niemals von ihr vergessen, und sie gewährte ihr in ihrem Herzen und Hause eine freundliche Stätte.

Doris schlummerte wenige Monate vor der Abreise des jungen Paares friedlich ein, und ihr Gatte starb ihr bald nach. Die Sehnsucht nach seiner heiteren Gefährtin war die Krankheit, der er erlag.

Der Baumeister Pontius blieb auch am Tiber des Bildhauers Freund. Balbilla und ihr Gatte gaben ihren entsittlichten Landsleuten das Beispiel einer würdigen Ehe im Sinne des alten Roms. Die Büste der Dichterin wurde von Pollux noch in Alexandria vollendet, und sie fand mit all ihren Locken und Löckchen Gnade vor den Augen Balbilla's.

Verus durfte bei Lebzeiten des Kaisers den Titel

„Cäsar“ führen, aber er starb nach langem Siechthum vor Hadrian. Lucilla pflegte ihn mit treuer Hingebung und genoß mit tiefem Schmerz das heiß ersehnte Glück, ihn allein zu besitzen. Ihrem Sohne wurde in späteren Jahren der Purpur zu Theil.

Die Voraussagung des Präfekten Titianus ging in Erfüllung.

Des Kaisers Fehler wuchsen mit den Jahren, die kleinlichen Seiten seines Denkens und Seins traten schroffer hervor.

Titianus und seine Gattin führten am Lariussee, fern von der Welt, ein zurückgezogenes Leben und empfingen beide vor ihrem Ende die Taufe. Sie vermißten niemals die Unruhe der nach Lust jagenden Welt und ihren glänzenden Schein, denn es war ihnen gelungen, die Schönheit des Lebens in ihr Herz zu verpflanzen.

Der Sklave Mastor brachte Titianus die Botschaft vom Tode seines Gebieters. Hadrian hatte ihm noch bei Lebzeiten die Freiheit geschenkt und ihn mit einem hohen Legate bedacht. Der Präfekt gab ihm ein Landgut in Pacht und verkehrte später freundlich mit seinem christlichen Nachbar und seiner lieblichen Tochter, die unter den Glaubensgenossen ihres Vaters herangewachsen war.

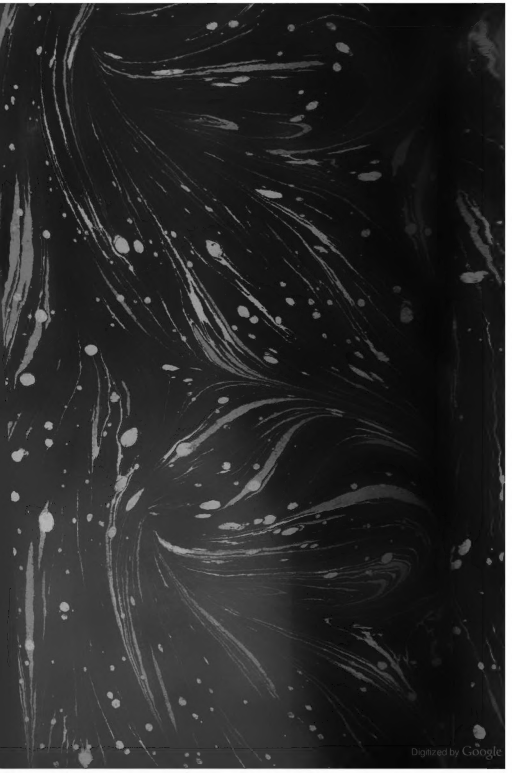
Nachdem Titianus seiner Gattin die Trauerbotschaft mitgetheilt hatte, sagte er ernst:

„Ein großer Fürst ist geschieden. Das Kleine, das den Menschen Hadrian entstellte, soll die Nachwelt vergessen, denn der Herrscher Hadrian war einer

von Denen, welche das Schicksal dahin stellt, wohin sie gehören, und die, treu ihrer Pflicht, rastlos ringen bis an ihr Ende. Mit weiser Mäßigung hat er es über sich vermocht, seinen Ehrgeiz zu zügeln und dem Tadel und Vorurtheil aller Römer zu trotzen. Die Provinzen aufzugeben, deren Erhaltung die Kraft des Staates erschöpft haben würde, war gewiß der schwerste, und vielleicht der weiseste Entschluß seines Lebens. — Das neu von ihm begrenzte Reich hat er von einem Ende zum andern, ohne Scheu vor Frost oder Hitze, durchwandert und alle seine Theile so eifrig kennen zu lernen gesucht, als wäre der Staat sein ererbtes Landgut. Seine Herrscherpflicht trieb ihn auf Reisen und sein Wandertrieb erleichterte es ihm diese Pflicht zu erfüllen. Er wurde von der Leidenschaft bewegt, alles zu verstehen und zu erlernen. Selbst das Unfaßbare setzte seinem Wissensdrange keine Grenzen, und stets bestrebt weiter zu schauen und tiefer zu grübeln, als es dem Menschengeist erlaubt ist, bot er einen großen Theil seiner mächtigen Kraft auf, um den Vorhang niederzureißen, der künftige Schicksale bedeckt. — Niemand hat so viele Nebendinge betrieben wie er, und doch hat kein anderer Kaiser die Hauptaufgabe seines Lebens, die Macht des Staates zu festigen und zu behüten und das Wohlsein seiner Bürger zu steigern, unbeirrter im Auge behalten als er."

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google